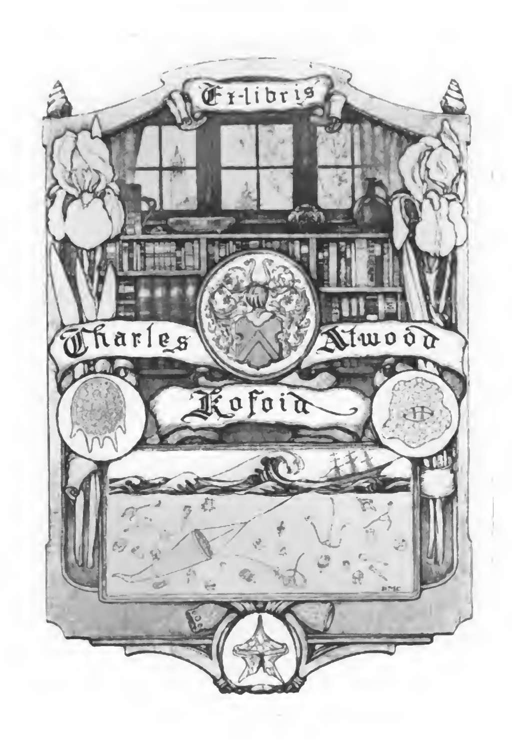
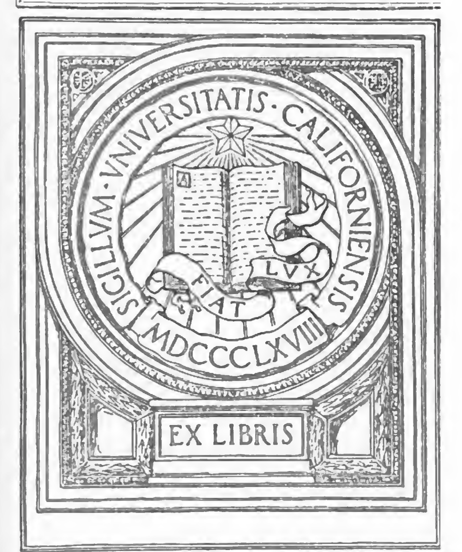
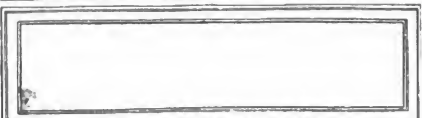
Eine türkische reise: bd. Die Donau. Serbien. Rumänien

Karl Braun


Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Eine türkische Reise

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Erster Band.

Die Donau. — Serbien. — Rumänien.

«Vere scire est per causas scire.»
BACO.

Stuttgart.
Verlag von August Auerbach.
1876.

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Heinrich Kruse,

dem Dichter und Politiker,

freundschaftlich gewidmet.

Berlin, S.-W., 55 Königgrätzer Str.,
Mitte April 1876.

Als ich im vorigen Herbst aus der Türkei zurückkehrte, erstaunte ich über die Stimmung in Deutschland. Jedermann, den ich sprach, war über die orientalische Frage vollkommen im Reinen. Alle stimmten darin überein, daß der schnöde Türke „zu Europa hinausgeworfen werden müsse." Darüber freilich, was an die Stelle des „schnöden Türken" treten solle, hatte Jeder seine abweichende Meinung. Wenn ich nun unbefangen erzählte, was ich an Ort und Stelle gesehen, mit meinen eigenen Augen, welche doch ein wenig durch Reisen geschult sind, und wenn ich meine unmaßgebliche Meinung dahin aussprach, daß, bevor man den Türken depossedire, doch festgestellt sein müsse, was oder wer an dessen Stelle zu setzen sei, widrigenfalls leicht noch Schlimmeres — ich meine: schlimmer nicht nur für die Balcan-Halbinsel, sondern auch für Europa — kommen und ein großer Krieg angefacht werden könne, dessen Feuer möglicher Weise auch einen Theil der occidentalen Cultur zu zerstören im Stande sei, und daß die unzweifelhaft

vorhandene Krankheit des osmanischen Reiches möglicher Weise auch durch minder heroische und mehr dem abendländischen Cultur-Interesse entsprechende Mittel geheilt werden könne, dann schüttelte man den Kopf und begnügte sich, mich einen „Turcophilen" zu nennen, wodurch ich freilich nicht klüger wurde als ich bis dahin gewesen.

Da traf ich Sie in der „Allgemeinen Kneipe" des Reichstags, mit welchem vielleicht etwas zu burschikosen Ausdruck man die Gesellschaft bezeichnet, zu welcher sich an jedem Mittwoch Abend die Mitglieder des Deutschen Parlaments, ohne Unterschied der Parteien, und deren Freunde im Foyer des Reichstags zu vereinigen pflegen. Sie waren der Erste, welcher meiner Auffassung zustimmte und mich ermunterte, dieselbe zu veröffentlichen, was ich denn auch mit einzelnen Abschnitten (in den Preußischen Jahrbüchern und an anderen Orten) gethan habe. Zunächst dieser Umstand und dann die Verehrung, welche ich für Sie, den Poeten, den Patrioten und den Publicisten, hege, hat mich veranlaßt, Ihnen den ersten Band meines Reisebüchleins zu widmen.

Obgleich ich durchaus nicht so leidenschaftlich darauf versessen bin, „gegen den Strom" zu schwimmen, wie mein verehrter Kollege, Herr v. Kardorff, so kann ich dennoch nicht leugnen, daß der Widerspruch, auf den ich stieß, bis zu einem gewissen Grade meine Handlungsweise bestimmte. In Folge dessen nahm ich die Aufzeichnungen, die ich unterwegs gemacht hatte, wieder zur Hand, ich sammelte und ordnete meine Erinnerungen und brachte sie zu Papier. Ich hatte ursprünglich die Ab-

sicht, das Alles zu vertagen, bis ich durch eine nochmalige Bereisung der Donauländer, der Türkei und Griechenlands, mir eine Revision und Kontrole meiner ersten Eindrücke verschafft hätte. Allein in dem eifrigen Bestreben, meine Ansichten zu rechtfertigen und zu begründen, vertiefte ich mich immer mehr in den Stoff. Ich erinnerte mich an den Ausspruch Baco's von Verulam, den ich als Motto auf den Titel gesetzt habe, daß man erst dann weiß, wie Etwas ist, wenn man zugleich auch weiß, warum es so ist, und so schwoll dann meine Arbeit allmälig zu einem Buche an, in welchem die unterwegs gesammelten Skizzen und aufgezeichneten Erlebnisse ergänzt werden durch eine Reihe von Culturstudien, — zu einem Buche, welches den Zweck hat, nicht nur Dem, welcher diese Länder bereist, unterwegs eine angenehme Unterhaltung in müßigen Stunden zu gewähren, sondern auch Dem, der nicht reisen kann oder will, ein möglichst getreues und anschauliches Bild von dem Culturzustand dieses Theiles von Europa zu geben, — welcher Theil weniger gekannt ist und mehr besprochen wird, als irgend ein anderer, — und endlich Dem, welcher in früheren Zeiten den Orient bereist hat, seine Erinnerungen wieder aufzufrischen und eine Ergänzung bis zur Gegenwart hinzuzufügen.

Ich weiß, daß die Aufgabe, die ich mir stellte, eine sehr schwierige ist, und zweifle keinen Augenblick daran, daß ich bei dem Versuche, dieselbe zu lösen, in manchen Irrthum verfallen. Aber ich erinnere mich dabei an den charakteristischen Ausspruch, welchen man einem früheren preußischen Gesandten zuschreibt:

„Drei Wochen nach meiner Ankunft in London war ich in Versuchung, ein Buch über England zu schreiben. Drei Monate später hatte ich noch die nämliche Absicht, aber ich hielt ihre Ausführung für schwierig. Nach drei Jahren aber hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß dieselbe unmöglich sei."

Ich bin in dem Stadium der drei Monate oder des Zweifels hängen geblieben; und wenn ich mich trotz dieser Zweifel zur Herausgabe meiner Aufzeichnungen entschloß, so mache ich dafür folgende mildernde Umstände geltend:

Gewiß kennen die Eingeborenen ihr Land besser, als der Fremdling. Aber sollen wir warten, bis uns die Türken Bücher über die Türkei schreiben? Das könnte etwas lange dauern. Oder wollen wir die Wahrheit über die Türken von der Rajah und die Wahrheit über die Rajah von den Türken hören, welche sich wechselseitig als „ungläubige Hunde" betrachten? Bekanntlich fließen die Erlasse der Türken über von Wohlwollen, und die Proclamation der aufständischen Rajah von religiöser Hingebung, schwärmerischer Frömmigkeit und heroischem Patriotismus. Um zu erkennen, daß von dem Einen so wenig zu halten sei, wie von dem Andern, muß man eben ein Gjaur, ein Franke, ein Fremdling sein. Unter diesen Umständen ist mein Versuch vielleicht etwas entschuldigt. Ich kann hier nur ungefähr wiederholen, was ich bei einer andern Gelegenheit sagte*): Eine solche Darstellung, wenn sie ein Ausländer versuchte, hätte Werth auch für die Inländer, welche jene Gegensätze

*) Reisebilder. Stuttgart, Auerbach 1875. S. XIV—XXII.

nicht so sehr fühlen und alle Uebergänge mitgemacht haben. Darin hat wirklich zuweilen der Ausländer einen Vorzug vor dem Inländer. Der Letztere ist zu nahe dabei und sieht deshalb den Wald vor lauter Bäumen nicht. Der Erstere ist zu weit entfernt und irrt daher oft in Betreff der einzelnen Bäume. Aber er sieht den Wald, — den ganzen Wald in seiner Gesammtheit. Daher kommt es auch, daß oft Deutsche in Shangai und Honolulu das deutsche Reich richtiger beurtheilen, als die Leute von Coblenz und Meppen. —

Was das Darstellen anlangt, so habe ich die alte Wahrheit bewährt gefunden, welche meines Wissens Lessing entdeckt und in seinem klassischen „Laokoon" vor mehr als hundert Jahren auseinandergesetzt hat. Es mag immerhin sein, wie Simonides, welchen Lessing den „griechischen Voltaire" nennt, behauptet, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei. Aber trotz alledem kann die Malerei nicht erzählen, und die Poesie kann nicht malen. Die erstere ist auf das „Nebeneinander" und die letztere auf das „Nacheinander" angewiesen.

Ohne auf den hohen Rang eines Poeten Anspruch zu machen, weiß ich doch soviel ganz gewiß, daß ich kein Maler bin, und daß mein Gänsekiel kein Pinsel ist. Ich habe daher niemals prätendirt, Gemälde zu malen, sondern mich darauf beschränkt, anspruchslos zu erzählen oder auseinanderzusetzen, wie man das, nach Hause zurückgekehrt, im Kreise seiner Freunde und Bekannten zu thun pflegt, wenn man gerade von guter Laune beseelt ist.

So kommt es denn, daß meine Aufzeichnungen entweder viel weniger sind, als Tagebücher, oder ein wenig mehr, entweder nur harmlose Plaudereien eines reisenden Flaneurs, oder Culturstudien, welche brauchbar sein werden für die Geschichtschreibung der Zukunft.

Mögen sie aber das Eine sein oder das Andere, jedenfalls bitte ich, sie als ein schwaches Zeichen meiner aufrichtigen Freundschaft entgegenzunehmen, sowie auch ihren zahlreichen Schwächen und Fehlern die nöthige Nachsicht zu schenken.

Br.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Dritter Abschnitt: Rumänische Plaudereien.

Von der schönen blauen Donau.

I.

Die große Metropole des Stromes.

Alle Achtung vor dem prachtvollen Strauß'schen Walzer. Aber wahr ist es doch nicht. Schön mag sie sein, aber blau ist sie absolut nicht. Ich habe sie zu allen Jahres- und zu allen Tageszeiten, auf deutschem und auf österreichischem, auf türkischem und auf ungarischem Boden observirt, ich habe allerlei Farben an ihr wahrgenommen, aber in blauem Zustande habe ich sie niemals angetroffen, woraus ich schließe, daß entweder sie wirklich nicht blau ist, oder ich ein spezielles Pech mit ihr habe, nämlich mit der Donau. Letzteres glaube ich jedoch nicht.

Sei dem nun, wie ihm wolle, ich habe durchaus nicht die Absicht, der Donau hinter ihrem Rücken eine üble Nachrede zu machen. Sie ist eine alte Freundin von mir, und aus Dankbarkeit für die vielen sonnigen Stunden, die ich bei ihr verlebte, will ich es, statt den hundert Beschreibungen der Routen von Passau nach Wien und von Wien über Pest nach Orsowa und weiter, eine Nummer Hundert und eins hinzuzufügen, versuchen, auf Grund eigener Anschauung den hydro- und geographischen, den natur- und kulturgeschichtlichen Lebenslauf der Donau flüchtig zu skizziren.

Mit der Donau verhält es sich umgekehrt, wie mit dem Pferd. Von diesem versicherte nämlich der alte Bertina, bei welchem ich vor fünfunddreißig Jahren auf dem Gymnasium zu Weilburg an der Lahn Reitunterricht genoß, in seinem theoretischen Kursus: „Das Pferd besteht aus drei Theilen, dem Vordertheil, dem Hintertheil und dem mittleren Theil; der letztere ist seine Schwäche."

Die Donau besteht nun zwar ebenfalls aus drei Theilen, nämlich erstens dem süddeutschen, zweitens dem österreichisch-ungarischen und drittens dem türkischen Theil; allein der mittlere Theil, nämlich der österreichisch-ungarische, anstatt ihre Schwäche zu sein, ist ihre Stärke.

Der Rhein und die Donau liegen in ihren Anfängen nahe beisammen. Den wirklichen Ursprung der Donau bilden die Bäche Brig und Breg, von welchen man an Ort und Stelle sagt:

„Die Brig und die Breg
Bringen die Donau zu weg."

In den Büchern steht nun aber einmal fälschlich geschrieben, der Schloßbrunnen zu Donau-Eschingen sei ihre Quelle. Indessen ist die räumliche Differenz nicht groß. Von jenen Bächen und von diesem Brunnen im fürstlichen Schloßhofe zu Eschingen bis an den oberen Rhein sind nur ein paar Kilometer. Dann gehen beide Ströme weit auseinander, der eine nach der Nordsee, um dort auf holländischem Gebiete zu verenden, der andere nach Südosten, um auf türkischem Gebiete ein nicht viel besseres Ende zu nehmen. Beide Ströme, von Haus aus und ihrem Hauptverlaufe nach deutscher Art, theilten auch das Schicksal mit einander, daß der Fremdling vorübergehend ihre Mündung schloß. Beide befanden sich zeitweise ganz in den Händen der Römer und erfreuten sich während dessen eines hohen Grades von Kultur und eines lebhaften Verkehrs auf der Wasser-

straße, welchem durch das Hereinbrechen der Völkerwanderung ein Ende gesetzt ward. Der Wiederauflebung des Verkehrs wurden durch Vielstaaterei und Neigung zu wechselseitiger Ausschließung auf beiden Strömen Hindernisse bereitet. Die Mündung des Rheins ging Deutschland durch Zersplitterung und Zwietracht verloren; und für Oesterreich blieb die untere Donau so gut wie verschlossen, weil es, dem Traum der Universalmonarchie nachjagend, seiner wahren Aufgabe fremd ward. Erst jetzt ist es sich selber wiedergegeben.

Auch der Rhein bestand in vorhistorischen Zeiten aus verschiedenen großen Seen, welche Bergriegel von einander trennten. An der Stelle des obersten dieser Binnengewässer finden wir noch heute den Bodensee. Das oberrheinische und das niederrheinische Becken wurden durch das mittelrheinische Schiefer-Gebirge von einander getrennt. Analog dem Rheinfall bei Schaffhausen befand sich zwischen den beiderseitigen Bergnasen auch bei Rüdesheim und Bingen ein Wasserfall, zwischen der ober- und mittelrheinischen Terrasse. Dieser Wasserfall wurde, wie dies auch dem Schaffhauser ohne Zweifel später bevorsteht, durch die nur langsam und allmälig, aber unaufhaltsam wirkende mechanische Kraft der Strömung allmälig abgeschliffen und ausgeglichen. Noch vor einigen hundert Jahren zwang er alle Schiffer zum Umladen. In diesem Jahrhundert existirten davon nur noch Riffe, Untiefen, Wirbel und Stromschnellen, bekannt unter dem Namen „das Binger Loch". Heute hat auch dieses aufgehört, ein Gegenstand der Besorgniß der Schiffer zu sein. Was davon die Natur noch übrig gelassen, hat die preußische Regierung erledigt durch Sprengung der Felsen. Zugleich benutzte sie die Annexionen und Friedensschlüsse vom Herbst 1866, um den Rhein von den Resten der Fluß- und Passagezölle, welche einige mittel-

rheinische Kleinstaaten mit hartnäckigster partikularistischer Verblendung konservirten, zu befreien. Nur auf dem Wege der Gewalt konnte der Mythus vom „freien" deutschen Rhein eine Wahrheit werden. Vorher war der Rhein so wenig „frei", wie die Donau „blau".

Ganz eben so, wie der Rhein, zerfiel also auch die Donau ursprünglich in drei verschiedene getrennte Terrassen, ich möchte sagen in drei Stockwerke, welche anstatt der Treppen, durch Wasserfälle getrennt und doch wieder mit einander verbunden erschienen, während die Terrassen selbst mit großen Seen angefüllt waren, die beiden obersten mit Süß-, die unterste wohl theilweise mit Salzwasser. Erst im Laufe der vielen Jahrtausende verwandelten sich die Becken in Rinnen, die Seen in Flüsse. Das oberste Becken der Donau besteht aus der württembergisch-bairischen Hochebene. Es hat einen Flächengehalt von 3000 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von etwa 7 Millionen, sämmtlich Deutsche, welche nach den Quellen des Stroms und dem Schwarzwalde zu dem alemannischen und nach dem unteren Laufe, den Alpen und den Karpathen-Ausläufen zu, wo das Donauthal sich immer mehr verengt und zusammendrängt, dem bairischen Volksstamme angehören. Diese oberste Terrasse ist am dichtesten bevölkert. Sie hat ansehnliche Städte aufzuweisen, wie Ulm, Augsburg, Regensburg, welche sowohl zur Zeit der Römer als auch an der Grenzscheide des Mittelalters und der Neuzeit sich einer hohen Blüthe erfreuten, dann verfielen und erst im neunzehnten Jahrhundert beginnen, zu ihrer ehemaligen Höhe allmälig wieder emporzustreben und durch Handel, Industrie und Kapitalkraft den Verkehr des Stroms auf's Neue zu beleben.

Zwischen dieser obersten Terrasse, der alemannisch-bairischen, und der mittleren, der österreichisch-ungarischen, schoben ursprünglich die Alpen und die Karpathen oberhalb

des Punktes, wo gegenwärtig Wien liegt, einen geschlossenen Riegel vor, welcher das nordwestliche und das südöstliche Europa scharf von einander trennte. Diesen Riegel hat das Gewässer der Donau am Kahlenberge durchbrochen; und unterhalb dieses Durchbruches ist dann Wien entstanden, sich anlehnend an das Gebirge, sich stützend auf die Donau, den Donaukanal und den Wienfluß; ein Bollwerk gegen die donauaufwärts dringenden barbarischen Horden, ein Ausgangspunkt für die donauabwärts vordringende geistige und materielle Kultur, ein natürlicher Vermittler zwischen Ost und West, ein von Gottes Gnaden erkorenes Haupt der civilisirten und der Civilisation entgegengehenden Donauländer. Ein aufmerksamer Beobachter des heutigen Wien kann sich aus der Formation der Stadt deren Geschichte konstruiren. Der Anfang ist die jetzige Innenstadt, welche den donauaufwärts stürmenden Hunnen, Tartaren, Kumanen, Türken und Magyaren Trutz bot und den Donau abwärts ziehenden Kreuzfahrern Obdach gewährte. Um diese Innenstadt legten sich dann allmälig in konzentrischen Kreisen die Vorstädte. Auch diese wurden befestigt durch die „Linie" und begannen in Folge dieser Inkorporation allmälig integrirende Bestandtheile des hauptstädtischen Körpers zu werden. Diese Städte, früher 34 an der Zahl, sind jetzt zu acht Stadtbezirken konsolidirt und zusammengelegt, welche die Namen führen: Leopoldstadt, Landstraße, Wieden, Margarethen, Mariahilf, Neubau, Josephsstadt, Alsergrund.

Während die Alt- oder Innenstadt von dem Glacis umgeben war, wurden diese Vorstädte durch die „Linie" eingeschlossen, durch eine Befestigung mit Wall, Graben und Thoren, welche 1704 zum Schutze gegen die vordringenden Ungarn angelegt wurde. Die Kultur-Entwicklung der Stadt vollzieht sich nun dadurch, daß die großen Flächen, welche früher Befestigung waren, sich in Verkehrsstraßen verwandeln.

An die Stelle der Festungswerke, welche ehemals die Stadt umgaben, ist nun die Ringstraße getreten, welche einen mächtigen Zaubergürtel um die innere Stadt schließt und, geziert mit Prachtbauten und Parks, vermöge ihrer Breite dem belebtesten Lokalverkehr Raum gewährt. Auch die Linienwälle werden geschleift werden. An ihre Stelle wird die Gürtelstraße treten, welche zwischen den acht genannten Stadtbezirken und den „Vororten" dieselbe Funktion übernimmt, wie die Ringstraße zwischen jenen und der Innenstadt. Wie die Ringstraße den Pferdebahnen, so wird die Gürtelstraße einer Eisenbahn dienen, welche die Stadt umfaßt und alle in Wien mündenden Eisenbahnen und Bahnhöfe sowohl untereinander, als mit dem Innern der Stadt in Verbindung setzt. Eine dritte, die Stadt fast diagonal durchschneidende Verkehrsstraße ermöglicht der Wienfluß. Er kommt aus dem benachbarten Wiener Wald, hat einen kurzen Lauf und entweder zu viel oder zu wenig Wasser, so daß er seine Umgebung abwechselnd mit Gestank und mit Ueberschwemmungen heimsucht. Man hat ihm daher auf beiden Seiten respektvoll Platz gemacht und diesen offenen Raum, welchen die Häuser durch ihr Zurücktreten gewähren, wird man in einer näheren oder entfernteren Zukunft benutzen, um eine Eisenbahn mit zahlreichen Stationen inmitten der Stadt anzulegen, welche in den unterhalb des Zusammenflusses der Wien und der Donau anzulegenden großen Hafen mündet. Zugleich wird man oberhalb der Stadt durch Anlage von Reservoirs dafür sorgen, daß der Wasservorrath und der Wasserlauf der Wien geregelt, ausgeglichen und vor jenen Extremen bewahrt wird. Außerhalb der „Linie", in der Zukunft der Gürtelstraße und der Gürtelbahn, liegen denn alle jene Vororte, wie Währing, Döbling, Hietzing, Ottakring, Meidling, Simmering, Hernals, Neulerchenfeld, Rudolphsheim, Fünfhaus, Sechshaus, Gaudenzdorf, Schön=

brunn, Sankt Veit, welche ihre Arme und ihre Straßen nach dem Gebirg und nach der Ebene ausstrecken, nach Eisenbahn und Strom und nach all den verschiedenen Völkerschaften, welchen Wien als Mittelpunkt und als Haupt dient — Straßen, welche zugleich als Radien nach Innen verlängert alle jene concentrischen Kreise durchschneiden und mit einander verbinden, um in das Centrum zu führen.

Zu verkennen ist nicht, die Grundlage für die wirthschaftliche und soziale Existenz der schönen Donaustadt bildet eben die Donau und die durch sie bewirkte Durchbrechung jener Gebirge, welche sich zwischen dem Nordosten und dem Südosten von Europa vorschieben. Diese Durchbrechung wurde erleichtert durch eine Verwerfung der Kalksteinzone, die hier einen Einsturz zur Folge hatte und demnächst zur Bildung einer Mulde führte, die sich mit allerlei Ablagerungen füllte. Dieser Durchbruch, oder vielmehr diese Durchbrüche — denn es wird durchbrochen erstens das böhmisch-mährische Gebirge oberhalb des Kahlenbergs, zweitens die Sandsteinzone des Wiener Waldes am Kahlenberg und drittens die kleinen Karpathen zwischen Heinburg auf der einen und Theben und Preßburg auf der anderen Seite, — machen die Donaufahrt per Dampfschiff auf der Strecke von Passau bis Pest, bis wohin die kleinen Karpathen ihre Ausläufer schicken, außerordentlich malerisch, so daß sie kühn mit dem Rhein wetteifern kann.

Aber malerisch ist noch nicht wirthschaftlich. Die Donau ist, ihrem halb orientalischen Charakter entsprechend, eine arge Müßiggängerin. Kaum hat sie einen Gebirgsriegel durchbrochen, so scheint sie zu denken: „Das war in der That ein sauer Stück Arbeit, thun wir uns nunmehr auch ein Bene." Dann legt Frau Donau die städtischen Kleider ab und löst die Frisur, die ihr Zwang anthut. Mit aufgelöstem Haar und in weiten bequemen Gewändern treibt

sie sich als echte „Landstörzerin“ (so sagte man hier zur Zeit des Simplicius Simplicissimus) umher in den weitgestreckten Flächen. Es eilt ihr dann gar nicht mehr vorwärts zu kommen. „In die Walachei“, scheint sie zu denken, „dahin kommt man immer noch früh genug!“ Sieht sie irgendwo einen schönen Busch, eine im Gras herumspringende Rinderheerde, einen Tschikosch, der die Rosse tummelt, oder eine Zigeunerbande mit Zimbal und Geigen, dann bleibt sie ruhig stehen, um sie alle mit Behagen zu betrachten. Und wird ihr das Bette langweilig, ei nun, dann verläßt sie es, um Arme, Seen und Inseln zu bilden und nach rechts und links herüber und hinüber zu schweifen, wie es nur ihr Herze gelüstet. Es ist wirklich auffallend, wie wenig Segel man auf ihr sieht. Auf der Spree und der Havel, diesen bescheidenen und ewig dienstbaren Knechten der nüchternen und arbeitsamen norddeutschen Großstadt, sieht man bei jedem Ausblick Dutzende von Kähnen. Auf der mittleren Donau kann man Stunden lang fahren, ohne nur ein Segel zu erblicken. Sie ist eine müßige, vornehme Dame, welche andere Dinge zu thun hat, als Lasten zu tragen. Höchstens spielt sie ein wenig mit den ärmlichen Mühlen, welche nicht weit vom Ufer vor Anker liegen, oder sie gestattet huldreichst, daß eine ungrische Maid sich ihrer als Spiegel bediene, oder daß eine alte arme Walachin in ihr das Hemde, das einzige, wasche.

Das ist nun zwar alles recht schön und poetisch. Aber eine handel-, industrie- und verkehrreiche Großstadt, das Centrum eines mächtigen Reiches, kann sich eine solche Bummelei unmöglich gefallen lassen, namentlich, wenn dieselbe von allerlei Diätfehlern und sonstigen Exzessen begleitet ist. Kaum hatte die Donau den Riegel zwischen Kahlen- und Bisam-Berg durchbrochen, kaum sah sie die Ebene, welche sich von hier bis zur ungarischen Grenze erstreckt, da dachte

sie wahrscheinlich wieder: „Hier wollen wir einmal recht umhertollen, selbst auf die Gefahr hin, den Leuten ein wenig lästig zu werden.“

Sie bildete Dutzende von schmalen und breiten Rinnen in dem widerstandsunfähigen Boden und vertheilte ihre Wassermassen so, daß sie in armen Zeiten nicht reichten, daß sie dagegen in Zeiten des Ueberflusses nicht durchkommen konnten, weil in den Rinnen theils Verstopfungen durch Eismassen, theils Verflachungen und Versandungen entstanden. Die Folge davon waren Ueberschwemmungen, über welche man klagt, so lange es eine Geschichte von Wien gibt, obgleich sich das alte Wien noch möglichst in vornehmer Zurückgezogenheit von dem tollen Flusse entfernt hielt. Lange Zeit ließ man sich diese Ungezogenheiten gefallen. Man begnügte sich damit, nur einen Theil desselben so weit zu diszipliniren, daß er Lasten zu tragen im Stand war, d. h. man machte denjenigen Arm, welcher jetzt „Donau-Kanal“ heißt, schiffbar. Allein die Einrichtungen an der Stelle, wo sich der Kanal von dem Hauptflusse abzweigt, waren wieder der Art, daß sie bei Hochwasser stauten und dadurch die Gefahr der Ueberschwemmung nur vermehrten.

So oft eine solche stattfand, trat man in Berathung, wie dem Uebel zu steuern. So namentlich nach der großen Katastrophe von 1830. Allein alle diese Berathungen hatten das Schicksal, daß sie, wie wir am Rhein sagen, „ausgingen, wie das Hornberger Schießen,“ bei welchem bekanntlich das Pulver alle wurde, ehe Einer die Scheibe getroffen hatte, und daher der hochwohlweise Magistrat beschloß, der Scheibenzeiger solle nunmehro nachträglich durch Messungen feststellen, wie weit ein Jeder an der Scheibe vorbeigeschossen, damit man den zum Schützenkönig mache, welcher am nächsten daran war. Oder um es kurz zu sagen: man hatte stets zu wenig Geld und zuviel einander widersprechende

Rathschläge. Im Jahre 1862 wurden wieder sämmtliche nördlich gelegenen Stadtviertel überschwemmt. Auf einen strengen Winter mit viel Eis und Schnee folgte eine plötzliche Wärme. Am böhmisch-mährischen Gebirge und zwischen Kahlen- und Bisamberg hatte sich das Eis gehäuft und die Hochfluth gestaut. Plötzlich brach der Eisdamm, und die angesammelten Fluthen ergossen sich über die Vorstädte. Nun wurden die Berathungen, welche auch 1850 der Handelsminister v. Bruck schon gefördert hatte, wieder aufgenommen, und endlich nach sieben Jahre kam man zum Abschlusse, bei welchem sich das Sprüchwort „Was lange währt wird gut" einmal ausnahmsweise bewährt hat.

Wien hat während des letzten Jahrzehnts zwei Werke von kolossalen Dimensionen und eminenter Bedeutung in Angriff genommen, nämlich die Donau-Regulirung und die Hochquellen-Wasserleitung. Ich habe während dieser Zeit Wien öfters besucht und den Fortschritt dieser Bauten beachtet. Ich kann nicht anders sagen, als daß sie mir stets imponirten, und ich war erstaunt darüber, daß ich dort entweder gar nichts oder nur Tadel darüber hörte. Namentlich war es die Presse, oder richtiger gesagt nur ein Theil derselben, welche diese Bauten stets schlecht machte, oder, wie man es dort ausdrückte, „verriß;" und als ich eines Tages in einer Wiener Gesellschaft, es war Herbst 1871, diesen pessimistischen Ansichten in Betreff der Wasserleitung opponirte, sagte man mir spitzig und spöttisch, wie es sonst in dem gemüthlichen und herzlich-höflichen Wien gar nicht Stil ist: „Ja, wenn man Jemand haben will, der die Wiener Wasserleitung loben soll, so muß man sich so einen schwarzgelben Großdeutschen von draußen aus dem Reiche verschreiben; hier findet man Keinen." Im Herbst 1873 hatte ich die Genugthuung, meine guten Meinungen von den Wienern selber getheilt zu sehn. Die Wasserleitung, welche

das Hochquellwasser des Schneebergs aus den Kalkalpen nach Wien führt, auf Aquädukten, wie sie die Trümmer des alten Rom nicht imposanter aufzuweisen haben, ist fertig; dem Neid und der Verkleinerungssucht, welche auch der Wiener Weltausstellung so viel Schwierigkeiten bereiteten und sie erst in den letzten Wochen ihrer Existenz zu einiger Anerkennung und Entfaltung gelangen ließ, ist nun endlich Schweigen geboten. Das Wasser ist so außerordentlich frisch und wohlschmeckend, daß selbst ich es, ohne durstig zu sein, des Wohlgeschmacks halber trinke, obgleich ich sonst noch von meiner Studentenzeit her es mit dem Grundsatz halte, daß menschlichem Gaumen das Wasser nicht zieme (absit ab humano gutture potus aquae).

Ich hoffe und glaube, daß in gleichem Grade, wie dies bezüglich der Hochquellen-Wasserleitung der Fall ist, auch die Donau-Regulirung gelingen wird. Es ist schon jetzt ein prachtvoller Anblick, das neuregulirte Donaubette vom Kahlenberge aus zu übersehen, wie es sich von Nußdorf längs des Praters und der Freudenau bis an das Ende der letzteren hinzieht, wo es sich mit dem Donaukanale wieder vereinigt, um sich später dem dort projektirten Winterhafen anzuschließen. Auch gehört nicht viel Phantasie dazu, sich die neuen Stadttheile zu denken, welche sich an dem Donaukanal nach der Simmeringer Haide und in dem Winkel zwischen dem Donaukanal und dem neuen Strombette, dem letzteren entlang bis zur Freudenau hinziehen werden. Der Strom wird also in ein einheitliches Normalbette gefaßt; die Nebenarme, mit Ausnahme des Donaukanals, werden abgebaut; das Normalbette erhält eine für große Dampfschiffe genügende Tiefe. Durch Herstellung eines Winterhafens und bequemer Landungsplätze, durch Anlegen von Docks, Magazinen und Werften und sonstigen Anstalten zum Ein-, Aus- und Umladen wird Wien zu

einem Hauptstapelplatz für die Schifffahrt erhoben. Strom und Stadt werden einander nahe gerückt und auf das Engste mit einander verbunden. Auf dem Landungsplatze sind, wo möglich durch einen Centralbahnhof, sämmtliche in Wien mündende Eisenbahnen zusammenzuführen, und die Ueberschreitung des Stromes mit Straßen- und Eisenbahnbrücken von lichten Höhen und Weiten, so daß sie der Schifffahrt keine Hindernisse bereiten, ist zu erleichtern. Die Kosten der Donau-Regulirung werden sich auf beinahe 25 Millionen Gulden belaufen; sie werden zu je ein Drittel von dem Staat, von der Stadt und von der Landschaft (Niederösterreich) getragen.

Sind alle jene Anlagen vollendet, so wird Wien die Bahn beschritten haben, welche London so siegreich zurückgelegt hat. In London hat der Mensch „den Raum besiegt". Der innerstädtische Lokalverkehr und die denselben tragenden Verkehrsanstalten haben sich nämlich dort so entwickelt, daß die Entfernungen nach dem Raume gemessen zwar weit größer, aber, nach dem zu ihrer Zurücklegung erforderlichen Aufwande an Zeit, Geld und Bequemlichkeit gemessen, kleiner und geringer geworden. Wer sich über das „Wie?" klar werden will, der kaufe sich die Karte, betitelt: „Reisen in London", welche in keines London-Reisenden Tasche mehr fehlen darf. Sie bezeichnet das Straßennetz nur oberflächlich, desto gründlicher aber das Eisenbahnnetz, sowohl das der oberirdischen, als auch das der unterirdischen Eisenbahnen mit ihren Stationen, welche sich dermalen im Innern der Stadt auf weit mehr als zweihundert belaufen, so daß der Bewohner Londons im Durchschnitte nicht weiter als 1000 Fuß zum nächsten Bahnhofe hat. Auch ist es nicht nöthig, den „Fahrplan" zu studiren, es gibt vielmehr keinen. Die Züge gehen alle fünf, alle zehn, spätestens alle fünfzehn Minuten, und hierüber gibt die Reisekarte von

London überall Auskunft. Man ist in London weit sicherer jede Minute einen abgehenden Eisenbahnzug anzutreffen, als in Berlin eine Droschke zu finden. Auch gibt ferner die Karte an, wo ein Wagenwechsel stattfindet und wo man eine Treppe hinauf- oder hinabzusteigen hat, um auf der Station vom unterirdischen Weg, low level, nach dem überirdischen, high level, zu gelangen, und umgekehrt. Hierzu kommt dann noch die verbesserte Verbindung mit den nach Außen führenden Bahnhöfen und mit den Ladeplätzen der Themse.

So ist denn für London jene Aufgabe gelöst, welche nach Herrn von Pacher in seiner sehr lesenswerthen Schrift „Zur Entwickelung des Lokalverkehrs der Stadt Wien“ (Referat an die dritte Sektion der niederösterreichischen Handels- und Gewerbe-Kammer. Wien, Gerold, 1873) darin besteht, nicht nur die rein lokale Circulation im Innern zu fördern, sondern auch „das Centrum mit der Peripherie, das Herz mit den Gliedern, zum beständigen Austausche der Stoffe und Arbeitsleistungen in Verbindung zu setzen und in kräftigen Pulsen das einheitliche Leben des Gesammtkörpers herzustellen“.

London hat uns in seiner Entwickelung auch gezeigt, daß die großstädtische Wohnungsfrage mit der Personentransportfrage, wenn auch nicht ganz identisch, doch zu einem großen Theile konnex ist oder sich deckt. Hand in Hand mit den Verkehrsverhältnissen haben sich die Wohnungszustände in London verbessert. Im Innern der Stadt sind Tausende schlechter und großer Häuser niedergerissen worden, um den neuen Straßen, Plätzen, Stationen und Eisenbahnen Platz zu machen. In Folge dessen ist die Bevölkerung dünner und der Gesundheitszustand besser geworden. Auch andere Mittel sind noch zur Erreichung letztgenannten Zieles angewandt worden, so daß dermalen London nicht

nur die größte, sondern anerkanntermaßen auch die gesundeste Stadt von Europa ist. Nirgends tritt dem Fremden die breite Schicht eines gesunden und wohlhabenden Mittelstandes so imposant und wohlthuend entgegen, wie in London, und nichts ist unwahrer, als die Faselei der deutschen Stubengelehrten, sowie der rothen und der schwarzen „Internationale“, wonach in England blos Geld- und Geburts-Adel auf der einen, und Lumpenproletariat auf der anderen Seite existiren soll, und nichts in der Mitte dazwischen. Also im Innern von London hat es in Folge jener Metamorphose Luft gegeben, die Bevölkerung ist da dünner geworden und viele Wohnräume haben sich in bloße Geschäftslokale verwandelt. Dagegen hat sich die Peripherie immer weiter hinausgeschoben, und diese Erweiterung ist keineswegs blos eine Folge des Bevölkerungszuwachses, sondern zugleich ein Produkt und Symptom der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes. Je mehr sich das Straßennetz weitmaschig veradert, desto rascher wachsen die Ansiedelungen der Menschen und zwar entweder in aneinander gereihten hohen und schmalen Häusern, welche zwar äußerlich sehr anspruchslos, ja beinahe dürftig aussehen, dagegen an der Vor- und der Rückseite Gärten besitzen und im Innern eben so schön als bequem eingerichtet sind, oder in Cottages oder Villen, eine jede nur von einer Familie bewohnt und von dem frischen Grün eines Parks oder wenigstens eines Gartens umgeben. Namentlich sind es die neuen Eisenbahn- und Pferdebahn-Stationen, um welche sich diese neuen Menschennester doldenförmig gruppiren.

In London hat sich verwirklicht, was Herr v. Pacher als Zukunfts-Programm für Wien aufstellt, nämlich daß, je höher die Kultur steigt, desto mehr die Vortheile des Landlebens auch in die Städte übertragen werden müssen, ebenso wie ja auch die Annehmlichkeiten und Anregungen

des Stadtlebens den Landbewohnern nahe gerückt werden. Für Wien führt Herr v. Pacher dieses Programm näher aus, wie folgt:

„Während jetzt in Wien jeder trachtet, dem Centrum so nahe als möglich zu wohnen, und somit eine Menschenanhäufung und Raumvertheuerung gegen das Centrum entsteht, fallen doch andererseits gewichtige Gründe in die Wagschale für die Ausbreitung der vorhandenen Menschenmasse auf den größtmöglichen Raum. Gesundheit, Lebensgenuß und Berufserfordernisse sprechen in gleicher Weise dafür. Die übervollen Straßen, in denen Alles drängt, stößt, sich durchwindet, in denen das Gewirre hin und her sausender Wagen dem Passanten den Uebergang abzuschneiden sucht, oder eine lange Wagenreihe selbst durch Hindernisse aller Art zu fortgesetzten Stockungen verurtheilt ist, geben wohl der Stadt ein recht großartiges Gepräge, ebenso wie die thurmhohen Häuser, in denen Fenster an Fenster, Stockwerk über Stockwerk gereiht ist, in denen sparsame Höfe und schlauchartige Lichthöfe, Zwischenetagen für die Kaufläden, kurz Alles und Jedes auf die übermäßige Kostbarkeit des Raumes hinweisen, der bis zum letzten Zoll ausgenützt werden muß. Aber würdiger des fortschreitenden Wohlstandes und der fortschreitenden Civilisation wäre es, den Bewohnern einer Großstadt die Möglichkeit zu bieten, sich in ihren Wohnungen und Berufsstätten räumlich auszudehnen, ferner die Höhe der Häuser in ein richtiges Verhältniß mit der Breite der unverbauten Räume, der Straßen, Plätze, Haupt- und Lichthöfe zu setzen, so daß Luft und Licht allen Bewohnern in ausreichendem Maße zukämen, und selbst die jetzigen stinkenden Thorwegspelunken der Hausmeister (welche übrigens, so muß ich als Berliner in Parenthese bemerken, mit unseren abscheulichen Kellerwohnungen verglichen, den Vorzug verdienen) zur Unmöglichkeit würden.

Raum sollte geschaffen werden zur Anlage möglichst vieler, ausreichend großer Gärten, die dem Bewohner aller Stadttheile zu Gute kommen."

Es bedarf wohl kaum einer Ausführung, welch' einen Kulturfortschritt die in London vollzogene und in Wien angestrebte Verbesserung der hauptstädtischen Wohnungs- und Transportverhältnisse in sich schließt. Diese Verbesserung, welche wie gesagt zugleich den Raum erweitert und ihn doch auch verkürzt, ist ein neuer Sieg des menschlichen Geistes über die Naturgewalten. Sie ist zugleich Decentralisation und Centralisation, Ausdehnung und Zusammenfassung, und zwar Ausgleichung und Vermittelung dieser entgegengesetzten Prinzipien, dadurch, daß man ein jedes an seinem richtigen Orte walten läßt; — nämlich in Betreff der Ansiedelung der Menschen: die Ausdehnung, das Nebeneinander, die centrifugalen Gewalten; — in Betreff der Arbeit und der Bewegung der Menschen dagegen, die Concentrirung, die Zusammenfassung, die Kooperation, das Miteinander, die centripetalen Gewalten. Theilung der Geschäfte, Vereinigung der Kräfte! Den größten Raum und die besten Mittel, ihn rasch zu besiegen!

Und während so das Gesetz bereits gefunden und wirksam in Vollzug gesetzt ist, während diese Thatsachen längst sichtbar und greifbar vor Jedermanns Augen liegen, verkündigt ein Stubengelehrter in Deutschland mit dem Unfehlbarkeitsbewußtsein des lebens- und weltunkundigen Pedanten, es gebe keine andere Möglichkeit, die Wohnungsnoth in den großen Städten zu heben, als daß der Staat oder die Gemeinde alle Liegenschaften kaufe.

Doch ich will meinen Betrachtungen Stillstand gebieten. Wer sich weiter über den Gegenstand unterrichten will, den verweise ich für Wien auf die bereits citirte Schrift des Herrn Gustav von Pacher und für London auf die des

Herrn Julius Faucher: „Auf kosmopolitischer Fahrt. Berichterstattung über die deutsche Theilnahme am Cobden-Club."

Ich wünschte von Herzen, auch von unserer deutschen Reichshauptstadt Aehnliches melden zu können. Leider ist dies, abgesehen von dem Projekt der „Berliner Stadtbahn", eines der Spree entlang zu legenden Schienenstranges (ähnlich dem Plan einer Eisenbahn längst des Wien-Flusses), welches Projekt Seitens des preußischen Handelsministers mit Recht eifrige Förderung findet, aber die Berliner Bevölkerung merkwürdig kühl läßt, nur in geringem Grade der Fall. Die Lokal-Verkehrs-Verhältnisse für den Personen-Transport sind dermalen in Berlin in einem so kläglichen Zustande, daß dieser allein hinreicht, uns die Abhaltung einer Welt- oder Industrie-Ausstellung, deren Anlage doch nur auf der Peripherie der Stadt möglich wäre, bis auf Weiteres geradezu zu verbieten. Bei der wenig concentrischen und etwas zerfahrenen Konstruktion von Berlin — es bildet eigentlich weniger eine einheitliche Stadt, als ein Konglomerat von einzelnen Städten, welchen der eigentliche wirthschaftliche Mittelpunkt fehlt, und welchen man ansieht, wie sie erst in neuester Zeit mühsam an einander geflickt und durch Durchbrüche, deren übrigens auch jetzt noch, bei dem gänzlichen Mangel von concentrischen Kreisen und Radien, viel zu wenig vorhanden, in Verbindung gebracht sind, — und bei der Beschaffenheit des wassergetränkten und sandigen Bodens ist freilich die Lösung der Aufgabe einer Verbesserung der Verkehrs-Straßen und des Straßenverkehrs, und mit dem letzteren zugleich der Wohnungsverhältnisse, hier außerordentlich schwierig; aber gerade deshalb sollte man sie um so eifriger studiren. Daß Wien uns in diesem Stücke voraus eilt, ist gar nicht zu leugnen; und auch das sollte für uns nur einen Sporn zur Nach-

eiferung bilden. Jedenfalls aber hat die Erbärmlichkeit des Lokalverkehrs in der deutschen Reichshauptstadt vielfach ihren Grund auch in zahlreichen Mißgriffen, Unterlassungen und Fehlern der Behörden, und die Berliner Presse könnte sich durch rücksichtslose Beleuchtung dieser Mißstände ein großes Verdienst erwerben. Leider kümmern sich bis jetzt bei uns nur die Techniker, die „Leute vom Fache", um diese Frage; namentlich erinnere ich mich einiger vortrefflicher Aufsätze über diesen Gegenstand von dem Baumeister W. Böckmann in der „Bauzeitung" gelesen zu haben. Dagegen das große Publikum zeigt eine unbegreifliche Gleichgültigkeit. Es brummt wohl, aber es will nichts thun und nichts denken.

„Ich hoffe, dies nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publikum!"

Das nur beiläufig! Kehren wir nach Wien zurück, und zu der Donau. Die Geschichte der Entstehung, des Wachsthums und des Baues der Stadt, ihrer Verkehrsanstalten und sonstigen Meliorationen ist außerordentlich lehrreich. Ich muß darauf noch einmal zurückkommen. Anfangs eine bloße Burg, wird sie dann eine Festung, welche im Innern der jetzigen Ringstraße gelegen, den Bürgern Schutz gewährt. Dann tritt der Charakter als Festung immer mehr zurück und der als Stadt, d. h. als Centralpunkt für Handel, Industrie und Gewerbe der Bürger, immer mehr hervor. Zugleich wächst die Stadt in concentrischen Kreisen nach Außen. Fast kann man nach Jahresringen ihr Alter zählen, wie bei einem Baumstamm. Gleichwohl bedarf sie auch in ihrer größeren Ausdehnung noch der Vertheidigungswälle, denn sie wird noch zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Türken belagert und nur wie durch ein Wunder gerettet. Aber der Grund der Gefahr ist zugleich der Grund ihrer Blüthe. Die wilden Völker

der unteren Donau stürmen deshalb immer von Neuem gegen Wien an, weil sie wissen, daß wenn nicht heute der Tag der Vernichtung ist, morgen oder übermorgen der Tag der Herrschaft sein wird, der Herrschaft Wiens über die ganze untere Donau. Der Grund der Gefahr und der Grund der Blüthe ist in der Lage an dem mächtigen Strom und an dem einzigen Durchbruch zwischen Karpathen und Alpen zu finden. Und je mehr die Stadt wächst, desto mehr weiß sie sich der Vortheile dieser providentiellen Lage zu bemächtigen und dieselben zu ihren Gunsten auszubeuten. Sie streckt ihre Eisenstraßen nach den Alpen und ihre Wasserstraßen nach dem Strom; und während sie in früheren unsicheren Zeiten sich der Donau gegenüber eine gewisse Zurückhaltung, eine Art Wasserscheu auferlegte, sucht sie heute den Fluß zuerst zu civilisiren und ihm dann näher zu rücken. Der Fluß, welcher als bairischer Naturbursch, den Almenrausch auf dem Hut, in Hemdsärmeln und mit Gejodel in dem vornehmen Wien mit der Thüre in das Haus gefallen kommt, kriegt nun einen anständig geregelten Rock an, und die „fesche" Schönheit wird ihn in Bälde seiner bäuerlichen Manieren entwöhnen. Sie wird diesen rauhen Edelstein schleifen und ihn dann als eine ihrer Hauptzierden betrachten.

Die Donau-Regulirung bei Wien bildet freilich nur den Anfang. Sie wird zunächst lokal vortheilhaft wirken. Ihre ganzen und vollen Früchte für Förderung der europäischen Kultur wird sie aber erst dann bringen, wenn sie flußabwärts vorschreitet bis zu den Mündungen. Ich hörte in Wien einen norddeutschen Techniker sagen:

„Welch' ein Unsinn, die Stromregulirung von oben an beginnen zu wollen! An der Mündung muß man anfangen und dann allmählig nach oben vorschreiten, während die untern Strecken schon dem Verkehr geöffnet sind.

Diese Strom-Korrektur bei Wien kommt mir vor, wie wenn man den Pudel von vorne scheeren wollte."

Ich bestritt auf das Allerentschiedenste die Richtigkeit dieser Meinung. Der gute Herr mit seinem preußischen Unfehlbarkeitsdünkel kannte erstens offenbar die politischen, finanziellen und administrativen Schwierigkeiten an der untern Donau gar nicht. Sie nehmen schon am „eisernen Thor" ihren Anfang. Zweitens aber beginnt man die Meliorationen da, wo bereits die Kultur Wurzel geschlagen, und nicht in der Wildniß. Und endlich drittens ist es bei einem Flusse von der verbummelten Beschaffenheit der Donau wirklich auch technisch bedenklich, unten anzufangen, weil das, was der Fluß von oben heranschwemmt, geeignet ist, die Strombauten unten wieder zu schädigen oder zu zerstören.

Wenn man sich die Donau-Regulirung vom Kahlenberge aus ansieht — und sie liegt da, wie eine Landkarte vor uns — so schweifen die Gedanken Jahrhunderte vorwärts und rückwärts. Vielleicht denken die hochbegabten Techniker, welche das Werk ausführen, selbst nicht in vollstem Maße an dessen politische und volkswirthschaftliche Bedeutung. Sie haben ja auch an andere Dinge zu denken. Mich aber führten römische Reminiscenzen zurück in längst vergangene Tage. In der Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße der Donau fällt der Glanzpunkt in jene Zeit, wo der ganze Lauf des Stromes von Wien bis zu den Mündungen in einer und der nämlichen Hand war, in die Zeit der römischen Weltherrschaft, welche selbst noch zur Zeit ihres beginnenden Verfalles gegenüber den das Römer-Reich bedrohenden Barbaren (heut zu Tag nennen die Föderalisten so was die „interessanten Nationalitäten") der Repräsentant der Kultur war. Die Trajans-Säule in Rom zeigt uns in ihren Reliefs die Gestalten der von dem römischen Imperator besiegten Donau-Barbaren;

und die Walachen freuen sich, daß sie noch heute gerade so aussehen wie damals. Auch wir „deutschen Barbaren" sind dargestellt auf den alten Bildwerken der Roma triumphans, allein wir sehen heut zu Tage ganz anders aus, wie damals. Und auch wir freuen uns dessen. Der Geschmack ist eben verschieden.

Jedenfalls hat Oesterreich öfters die Gelegenheit gehabt, die Herrschaft über das ganze von Wien abwärts gelegene Stromgebiet der Donau zu gewinnen, wie solche vormals die Römer besessen. Allein es hat die Gelegenheit versäumt. Im Interesse der europäischen Kultur müssen wir sagen: leider versäumt!

E. Bontoux hat schon vor acht Jahren in seiner Monographie: „Die Donau," jene Versäumnisse Oesterreichs mit treffenden Worten charakterisirt.

— „Wenn das mittlere Donau-Gebiet," sagt er, „das Centrum und die Hauptdomäne des Stroms, heute noch fern von der Lage ist, in der es das civilisirte Europa sehen möchte, so trägt übrigens nicht allein Ungarn die Schuld daran. Die Politik folgt Gesetzen und Entschließungen, die der Nationalökonom zwar ohne Kritik hinnimmt, deren Konsequenzen er aber immerhin bedauert. Hätten die politischen Entschließungen seit einem halben Jahrhundert die Aktion Oesterreichs in der Richtung nach Osten, statt verhängnißvollerweise nach Westen gelenkt, so befänden sich die ausgedehnten Länder des mittleren und unteren Donaugebietes nicht in ihrem dermaligen Zustande. Das Kaiserliche Banner wäre dann über die Karpathen vorgedrungen, hätte am schwarzen Meer Boden gewonnen und den Halbmond über den Balkan zurückgedrängt; dann würde auf Belgrads Mauern heute keine zerlumpte türkische Wache*) mehr stehen, die die Fluthen des Stromes nach

*) Das ist heute schon nicht mehr der Fall. Allein es scheint

Stambul ziehen sieht, die heutige Ohnmacht der christlichen Civilisation in jenen Ländern bezeugend."

Neben der fixen Idee der Universalmonarchie hat den österreichischen Interessen auch der Umstand geschadet, daß in der Regel dort die maßgebenden Staatsmänner Ausländer, d. h. Nichtösterreicher waren. Noch im Jahre 1870 sagt Spitzer in einem seiner berühmten „Wiener Spaziergänge": „Unser Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist bekanntlich eine Anstalt, die den Zweck hat, unbemittelten und geldbedürftigen Ausländern Gelegenheit zu geben, mit dem österreichischen Staat kostspielige und gefährliche Experimente zu machen."

Damals, 1870, regierte der „Ausländer" Beust, für dessen ungeregelten Thätigkeitstrieb das Königreich Sachsen zu klein war; und der sich daher in dem großen Donaureiche einen Circus oder eine Bühne suchte, auf welcher er von ganz Europa gesehen werden konnte, er mit seinen Clowns, den Klaczko, Vitzthum und Konsorten.

Fürst Metternich war ebenfalls ein „Ausländer". Er entstammte jenem rheinisch-fränkischen „Pfaffen-Adel", dessen geistliche Mitglieder (in der Regel nachgeborene Söhne) nach fetten Pfründen und nach Sinekuren in Kapiteln und Stiftern strebten, während die weltlichen vorzugsweise sich damit beschäftigten, das Vermögen wieder durchzubringen, das ihnen von geistlichen Erb-Onkels zur Wiederauffrischung des splendor familiae zugewandt worden war. Metternich pflegte jede Verantwortung für das, was im Innern des von ihm geleiteten Staates vor sich ging, von sich abzulehnen. Im Jahre 1848 sagte er in seinem englischen Exil, er habe zum Oestern ganz Europa regiert, aber niemals

mir keinen großen Unterschied zu machen, ob die Schildwache eine türkische oder eine serbische ist. Die türkischen Soldaten sehen aber auch heutzutage durchaus nicht mehr verlumpt aus.

im Innern von Oesterreich. Was in dem letzteren geschehen und unterlassen war, das wünschte Metternich auf Rechnung des Kaisers Franz gesetzt zu sehen. Allein es wird nicht möglich sein, diesem Wunsch zu willfahren. Vielmehr war es Metternich selbst, der in Oesterreich jede Regung des öffentlichen Geistes gewaltsam unterdrückte, um desto ungestörter sich den europäischen Angelegenheiten widmen und in den diplomatischen Intriguen und Labyrinthen herumflaniren zu können. Er hat diesen Quietismus, dieses europäische Chinesenthum, bei verschiedenen Gelegenheiten sogar als höchstes staatsmännisches Prinzip angepriesen. Auch das reizende Dornröslein Wien hatte Metternich zu phäakischem Schlummer verurtheilt, so daß es oberflächliche Beobachter das „Capua der Geister“ benannten. Allein der Schlummer dauerte nicht ewig. Im Jahre 48 wurde er durch die Revolution unterbrochen, und es war natürlich, daß sich das wiedererwachte Dornröslein im Anfang in etwas übler Laune befand; auch Metternich hatte darunter zu leiden. Seitdem der Bann des Schweigens, des Stillstands, der Stagnation gebrochen, zu welchem es der böse Hexenmeister, der im Grunde genommen doch auch wieder durchaus kein Hexenmeister war, verurtheilt hatte, begann Wien sich mit großer Schnelligkeit zu entwickeln; und wenn man heute über den Ring schlendert, athmet man alpine Luft, sieht Florentiner Palazzi und erfreut sich der Bequemlichkeiten des Londoner Verkehrslebens. Wenn Wien die von ihm eingeschlagene bauliche, verkehrliche und wirthschaftliche Entwickelung vollendet, so ist es unzweifelhaft die schönste und komfortabelste Großstadt auf dem Kontinent von Europa; und Kaiser Franz Joseph kann sich rühmen, daß er das von Metternich unterdrückte Wien groß gemacht hat, was allein schon hinreicht ihm bei der Nachwelt ein gutes Andenken zu sichern. Erst seitdem Wien darauf verzichtet hat, die Haupt-

stadt auch von Deutschland und von Italien zu sein und Europa das Denken zu verbieten, erst seitdem ist es in vollstem Sinne die Hauptstadt von Oesterreich geworden, d. h. der große Centralpunkt des Verkehrs, der Intelligenz und Gesittung.

Mit der Donau wird es gerade so gehen, wenn es auch vielleicht noch lange Zeit dauert. Ich sehe von dem obersten Donaubecken ab. Es befindet sich in fester Hand und ist für Oesterreich nicht mehr zu haben, obgleich im Vorübergehen bemerkt zu werden verdient, daß die Deutsch-österreicher und die Altbaiern demselben deutschen Stamme angehören, und daß Oesterreich öfters versucht hat, Baiern einen Lappen Land vom Leibe zu reißen, und umgekehrt auch Bayern dem Nachbar Oesterreich. Betrachten wir aber das mittlere und das untere Donaubecken, so finden wir diesen Lauf des Stromes einem menschlichen Körper vergleichbar. Wien ist der Kopf. Pest-Ofen, wo die Rohprodukte des von der Natur so reich gesegneten Ungarlandes ihren Zusammenfluß, ihre Verwendung und Vertheilung finden, ist der Magen. Die Beine sind das unterste Becken und die Mündungen der Donau. Aber leider die Beine fehlen noch Oesterreich. Man hat, wie man hier sagt, „darauf vergessen," sich für die Basis zu sorgen. Es wäre in der That besser gewesen, die unteren Extremitäten zu kultiviren, anstatt mit den oberen überall herum, namentlich in Italien und Deutschland, Uebergriffe zu machen, welche wohl der Eitelkeit des leitenden Staatsmannes schmeicheln, aber zum wahren Wohle von Oesterreich-Ungarn nichts beitragen konnten.

Wie es da unten herum an der Donau und auf der Balcan-Insel noch werden wird, das kann heute kein Mensch wissen.

II.

Wiener Witz und Wiener Blut.

Im Laufe des Jahres 1873 sind zahllose „Deutsche aus dem Reiche" nach Wien gegangen um die Weltausstellung zu studiren und sich in der gemüthlichen Kaiserstadt zu amusiren. Alle diese deutschen Reichsbürger bedienen sich hierbei irgend eines Buches als Führer. Ich meine damit jene Bücher, welche man nach Bädeker nennt, nach jenem verdienstvollen Manne, welcher zuerst uns Deutschen praktisch brauchbare Reisehandbücher gab, wie solche z. B. für Engländer schon lange existirten — ja sogar schon früher in Frankreich erschienen waren, während wir Deutsche, die wir uns doch so gerne über die geographische Ignoranz der Franzosen lustig machen, dergleichen nicht hatten. Es würde Thorheit sein, die „Bädekers", deren es einige recht gute für Wien gibt, zu verschmähen. Allein auf der anderen Seite muß man gestehen, mit dem „Bädeker" allein ist es noch lange nicht gethan, wenigstens nicht für Diejenigen, welche gleich dem klugen Odysseus nicht nur der Menschen „Städte sehen", sondern auch deren „Sinn erkennen" wollen. Bekanntlich hat schon der gute Homeros, welcher angeblich zuweilen schläft, in der Regel aber recht wach und munter ist, scharf sieht und präzis distinguirt, mit Nachdruck unterschieden zwischen dem „ἴδεν ἄστεα" und dem „νόον ἔγνω". Für diese Sorte von Menschen — und ich wünschte, alle unsere deutschen Landsleute möchten darunter gehören — gibt es nun verschiedene Mittel und Wege, ihren Zweck zu erreichen. Der eine ist, „zu gehen, selbst zu sehen und zu siegen." Aber gestehen wir es offen, wir sind nicht alle so befähigt und so glücklich, das „Veni vidi vici" des C. Julius Cäsar sofort copiren zu können. Und vor Allem fehlt es uns armen geplagten Deutschen der zweiten

Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche wir dazu verurtheilt sind, im Schweiße unseres Angesichts die Versäumnisse unserer etwas bummeligen, leichtlebigen und bequemlichkeitsliebenden Vorfahren zu repariren und durch angestrengteste Arbeit unseren Kindern und Kindeskindern und allen kommenden Generationen deutscher Reichsbürger das Dasein möglichst leicht und angenehm zu machen, — uns fehlt es an Zeit, Alles selber zu sehen.

Hinge es lediglich von unserem Geschmack ab, so folgten wir dem Rathe des biederen Jago: „Thue Geld in deinen Beutel," gingen nach Wien, erklärten uns dort auf ein Vierteljahr für permanent (oder wie der Schulmeister Anton Maria Wutz im Jahre Achtundvierzig zu sagen pflegte, „für Pergament") und studirten dort mit der Behaglichkeit eines kosmopolitischen Großstadtbummlers nicht nur die Ausstellung, sondern auch Land und Leute, Stadt und Einwohner, Wiener und Nicht-Wiener, Centrum, Vorstädte und Vororte, Wiener Wald und Semmering, Vöslau und Baden, die Brühl und den Kahlenberg, Café's und Kneipen, Volk und Gesindel, Theater und Bänkelsänger, Wein und Bier und was sonst unser Herrgott dort Alles erschaffen. Aber heut zu Tag hat die Touristenwelt vergessen, was „studiren" heißt. Statt mit den Händen in den Hosentaschen, reist man mit dem Notizbuch in der Hand; statt jeden Menschen, der Einem unterwegs aufstößt, anzuzapfen und das Beste und Wissenswürdigste aus ihm herauszuholen — und Jeder weiß etwas, mit Ausnahme der Eisenbahn-Reisenden erster und zweiter Klasse, welche in der Regel so ignorant sind, wie wir selber — stiert man in sein Reisebuch; statt mit weitgeöffneten und lichtlustigen, empfänglichen Augen um sich zu sehen, um irgendwo einen „lichten Schönheitsstrahl" aufzusaugen (wär's auch nur en passant), vertieft man sich in seine Generalstabskarte oder den Eisenbahn-Fahrplan.

Leute, welche mit Friedrich Rückert von sich sagen können: „Dankbar bin ich meinem Auge — daß ihm keine Blum' im Thal — blühet ohne daß es sauge — einen lichten Schönheitsstrahl," — gibt es in der Gegenwart nicht mehr sehr Viele.

Die Folgen dieser Unarten sind schrecklich. Denn „jede Schuld rächt sich auf Erden". Die Reisenden werden mißmuthig. Sie bekommen sogar auf Vergnügungsreisen eine Art Heimweh. Aber nicht jenes sentimentale Heimweh, welches den „Schweizer-Bua" ergreift, wenn er den Kuhreigen hört, und das in dem alten Volksliede „Zu Straßburg auf der Schanz', da fing mein Trauern an", so schön und poetisch geschildert ist, sondern jenes bissige und boshafte, essiggurkensaure und knickerige, kritische und empfindliche Heimweh, welches den Menschen dahin bringt, daß er den Kreuzberg bei Berlin für höher hält, als den Leopoldsberg bei Wien, daß er im Stephans-Dom für die Kirche in Posemuckel schwärmt und behauptet, wenn es in Hinterpommern Alpen gäbe, so würden sie ohne Zweifel noch viel höher und schöner sein, als Mürzzuschlag und der Semmering.

Doch verweilen wir nicht länger bei der Schilderung der Krankheit. Fragen wir vielmehr:

„Wie ist da zu helfen?"

Nun, ich weiß ein Mittel, oder vielmehr zwei. Natürlich sind sie nicht Alle für Jeden, und sie helfen nicht gegen Alles. Helfen werden sie aber für Alle, die guten Willens sind und nur durch den Mangel an Zeit verhindert werden, Wien und seine wirthschaftlichen, ethischen und ethnologischen Kulturzustände so zu studiren, wie sie es verdienen.

Es sind zwei kleine Bücher. Das eine heißt „Wiener Spaziergänge" von D. Spitzer und das andere „Wiener Blut" von Friedrich Schlögl, beide bei

L. Rosner in Wien erschienen, wenn ich nicht irre, schon in kürzester Frist in wiederholten Auflagen.

Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend, daß, als einige Jahre nach der Juli-Revolution der Abbé Lamennais seine „Worte eines Gläubigen" (Paroles d'un croyant) herausgab, und der Papst solche auf das Verzeichniß der „verbotenen und verdammten Schriften" (index librorum prohibitorum et damnatorum)*) brachte, der heilige Vater in diesem Falle, in welchem der irrgelaufene Autor ein katholischer Priester und ein Mann von bewundernswerther Begabung war, ein Uebriges thun zu müssen glaubte und das Verdammungsurtheil (was sonst nicht üblich) mit Entscheidungsgründen versah, indem er dem Titel des verworfenen Buches in pontifikalem Lapidarstil hinzufügte: „Dies Buch ist zwar klein an Umfang, aber riesengroß an Verderbniß" (parvum volumine, sed pravitate ingens).

Ich hoffe, die Herren Schlögl und Spitzer werden mir es nicht verübeln, wenn ich die päpstliche Charakteristik auch auf sie anwende. Man kann in der That von dem „Wiener Blut" und den „Wiener Spaziergängen" sagen, daß diese Bücher zwar klein an Umfang, aber groß (nicht an Verderbniß, sondern) an vortrefflichem Inhalte sind.

Das Buch von Friedrich Schlögl schildert das „Nebeneinander", das von D. Spitzer das „Nacheinander". Jenes

*) Dieser Index besteht heute noch und wird jedes Jahr verbessert und vermehrt. Dies hindert jedoch unsere biedern Klerikalen in Deutschland durchaus nicht, im Widerspruche mit den Gepflogenheiten des „Unfehlbaren" für Preßfreiheit zu schwärmen, natürlich nur zeitweise und je nach Zweck und Ersprießlichkeit. Im Grunde genommen wollen sie die Censur wiederherstellen. Sie wollen sie nämlich dem Staat abnehmen und sie der Geistlichkeit übertragen, von welcher sie jetzt schon auf der Kanzel, in dem Beichtstuhl und in dem Schooße der Familie geübt wird. Wehe dem Bauer, der eine liberale Zeitung hält!

gibt uns mit breitem Pinsel al fresco gemalte Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau; dieses gibt uns mit scharfer Feder ausgeführte Zeichnungen der Einzelerscheinungen, wie solche in der Geschichte der letzten vier Jahre zu Tage getreten. Dort erblicken wir alle Stände und Volksklassen Wiens, gruppirt um ihre Fundorte und localen Centra, namentlich aber die unteren Volksklassen und die entlegeneren Vorstädte, Vororte und „Gründe"; also namentlich die Orte und die Schichten, deren Studium wegen ihres specifischen Charakters für den Fremden am schwierigsten ist. Hier dagegen erhalten wir Typen und Portraits, oder wenn man lieber will Karikaturen, aus der Geschichte und der Gesellschaft; wir sehen hier den Viehhändler neben dem neugebackenen Pair; die Herrn Schiff und Scharf im Proceß, neben dem Sardanapal im Tricot; den Beust'schen Hofrath Klaczko neben seinem schreibseligen Protector dem Grafen Polytropos selber; wir hören Palacky's Abschiedswort und die Vertheidigungsrede des Dr. Giskra; Herr v. Schmerling, dem wir Deutsche wegen seiner in der Paulskirche bewiesenen Doppelzüngigkeit nun einmal nicht hold sind, wird uns als Lord-Obersozialist dargestellt, und der magyarische Lonyay, der tschechische Rieger, Pater Fleischmann und Fräulein Gallmeyer werden uns in einem anderen Kapitel als vierblättriges Kleeblatt alle zugleich vorgeführt, oder wenn man so lieber will, „vorgeritten"; endlich sind die Kapitel „Zur Schöpfungsgeschichte junger Banken", „Zur Analyse der Generalversammlungen" und andere Skizzen aus dem Gebiete der wirthschaftlichen Ausschreitungen, als ganz besonders gelungene Cabinetsstücke zu bezeichnen.

Bei Schlögl tritt das warme Kolorit, bei Spitzer die scharfe Zeichnung hervor. Dort herrscht der Humor und hier die Satire. Das „Wiener Blut" liest man, nament-

lich wenn man Wien schon aus eigener Anschauung kennt, in einem einzigen hastigen Zuge, wie man einen frischen schäumenden Becher leert. Das Buch von Spitzer dagegen wird ein Feinschmecker nur blattweise genießen, wie eine Artischoke, jeden Tag ein Kapitel. Es sind deren sechzig, und wenn man die Lectüre beendigt hat, so wird man versucht sein, sie sofort von Neuem zu beginnen. Das Buch von Schlögl zeigt uns „Wien, wie es ist“, das von Spitzer aber „Wien, wie es **nicht** sein sollte. So ergänzen beide einander. Der Eine malt die Licht- und der Andere die Schattenseiten. Beides zusammen ist die Wahrheit.

Man würde sehr unrecht thun, wenn man annehmen wollte, in Oesterreich sei Alles so, wie das, was Spitzer uns zeichnet. Viele unserer deutschen Alterthümler und Philologen sind ja bekanntlich in einen ähnlichen Irrthum verfallen, indem sie sich das alte Rom nach den Satiren des Decimus Junius Juvenalis und nach den Epigrammen des M. Valerius Martialis construirten. Man darf nicht vergessen, daß man die Satiren nicht dichtet zu dem Zwecke, daß sie als alleinige Geschichtsquelle dienen. Spitzer dichtet Satiren, wenn er sich auch nicht der Hexameter des Juvenalis und der Distichen des Martialis bedient; und wie die Gedichte der letztgenannten sind auch seine „Spaziergänge“ Gelegenheitsgedichte ersten Ranges, d. h. im Goethe'schen Sinne.

Ich habe die „Spaziergänge“ schon seit dem Jahre 1870 gelesen. Sie erschienen als Feuilletons, zuerst in der (alten) „Presse“ und dann in der „Deutschen Zeitung“. Schon ihre knappe Form hat etwas außerordentlich Anziehendes. Herr Spitzer läßt sich jede Woche nur einmal vernehmen und auch dies eine Mal nimmt er selten mehr und oft weniger, als das unterste Stockwerk auf der ersten

Seite des Blattes in Anspruch. Er ist so klug, dem Publikum nichts zuzumuthen, und sich selbst keine Konkurrenz zu machen. Dafür, daß ihm Andere keine machen, ist schon gesorgt. Sie können es nicht.

Ich weiß nicht, in welcher Weise Herr Spitzer producirt. Aber ich denke mir es so: Er läßt mit dem gelassenen Gleichmuth eines wahren „Philosophen für die Welt" die Ereignisse der Woche beobachtend an sich vorbeigehn. Er notirt sich das und jenes und greift sich schließlich eine charakteristische Haupt-Figur, sei es ein Individuum oder einen Typus heraus, den er als den Repräsentanten der Woche künstlerisch verarbeitet und dem er die sonstwie gesammelten Einfälle an den Hals hängt. Sehr wohlwollend ist die Behandlung, welche dem „Träger der Wochen-Idee" zu Theil wird, gerade nicht. Im Gegentheil; und je gemüthlicher der Spaziergang anfängt, desto boshafter wird er in der Regel am Ende. Der zum „Spazieren" Mitgenommene wird zwar nicht geschunden gleich Marsyas; aber wenn er auch sein Fell wieder mit nach Hause bringt, so ist dasselbe doch überall von jenen stachlichen, stilistischen Spitzen, für welche sich der Verfasser eine eigenthümliche lanzettförmig zugeschliffene Sprache gebildet hat, der Art durchbohrt, daß der Bedauernswerthe, welcher von Spitzer „spazieren gegangen worden ist", schier einem gespickten Hasen vergleichbar.

Wenn diese Spaziergänge, schon ein jeder einzeln für sich, einen bedeutenden Eindruck machten, so ist dies noch weit mehr der Fall in der vorliegenden Sammlung. Wir gewinnen aus dieser Zusammenstellung die Ueberzeugung, daß es sich nicht etwa blos um irrlichtelirende Spiele des Witzes und der Phantasie handelt, wie z. B. in den meisten politischen Auslassungen von Heinrich Heine, sondern daß der „Spaziergänger", so sehr er auch mit leichtem Gepäck

zu marschiren scheint, doch einen sicheren Kompaß fester Grundsätze bei sich führt, und daß die anscheinend so planlos gaukelnden Feuilletons auf einer sehr dauerhaften, festen und ernsthaften Grundlage ruhen. Sie sind natürlich kein Werk der Geschichtschreibung, aber gleichwohl darf sie Niemand, der die jüngste Vergangenheit Wiens und der österreichisch-ungarischen Monarchie studiren und begreifen will, ungelesen lassen; denn ihre Stärke besteht eben darin, daß sie uns Auskunft geben über die Dinge, worüber die anderen Quellen oft schweigen. Und wenn sie manchmal etwas zu pessimistisch sind, nun, so haben wir ja einen embarras de richesses, einen wahren Gnadenschatz an „Ueberverdiensten der Heiligen" an optimistischen Autoren; und es ist daher leicht, sich nach dieser Seite Ergänzung zu schaffen.

Einen außerordentlich wohlthuenden Eindruck auf uns „Deutsche aus dem Reich" macht die energische und rücksichtslose politische Gesinnung, welche bei beiden Schriftstellern hervortritt. Kapitel, wie „Eine neue Klassifikation der Oesterreicher" und „Das wahrhaft österreichische Ministerium Jiritschek-Habietinek" (fehlt der Dritte im Bunde, den leider das deutsche Reich gestellt hat: Schäfflitschek), wie wir sie bei Spitzer finden, sind einzig in ihrer Art, weil sie fast einen Mittelweg zwischen Tacitus und Juvenalis gefunden.

Ich habe auf Spitzer so viel Lob (und zwar contra naturam mei generis) gehäuft, daß ich mich, namentlich in Anbetracht, daß die „Spaziergänge" im deutschen Reiche noch lange nicht so bekannt sind, wie sie es verdienen, für verpflichtet halte, gleichsam Beweis anzutreten. Ich gebe daher als Belegstück Spitzer's „Hofrath Julian Klaczko". Dieser Mann und Hofrath, welchen sich Graf Beust als Werkzeug seiner vielseitig wechselnden Proteus-Politik aus Paris verschrieb, wie den Herrn von Bitzthum aus Sachsen, macht in neuester Zeit wieder die französische Presse nament-

lich das „Journal des Débats“ und die „Revue des deux Mondes“ durch deutschfeindliche diplomatische Plaudereien unsicher. Es lohnt daher der Mühe, sich seine Züge in das Gedächtniß zurückzurufen. Herr Spitzer hat ihn zwei Tage nach der Schlacht von Sedan portraitirt, wie folgt:

„Während die deutsche Heldenarmee auf Paris marschirt, erheben sich in unserem Vaterlande rührige Hanswurste und beginnen mit ihren Schellenkappen Sturm zu läuten. Obwohl noch kaum die Vierziggulden-Wunden vernarbt sind, welche uns der ehrenvolle Frieden mit Bocchesen geschlagen, sollen wir neuerdings das Schwert aus der Scheide ziehen, um „die deutschen Barbaren“ in ihre Höhlen zurückzutreiben.

„Herr Julian Klaczko, Hofrath in unserem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bekanntlich eine Anstalt, deren Zweck es ist, unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, mit den österreichischen Staatseinrichtungen kostspielige Experimente anzustellen, hat sich an die Spitze dieser Wortheldenschaar gestellt. Bei einem Gastspiele, welches er im galizischen Landtage gab, beschwor er die polnischen Starosten bei Allem, was uns lächerlich ist, die Deutschösterreicher möchten Gut und Blut opfern, um die französischen „Apostel“, wohin der Hofrath „Alles in Frankreich, vom commis-voyageur bis zum Missionär“ rechnet, gegen die „Wölfe“, wie nach der Behauptung des Redners die Preußen in der patriotischen Umgangssprache der Polen genannt werden, zu schützen.

„Wohl werde man sagen, bemerkte Herr Julian, „die französische Nation habe Vorzüge, habe schöne Eigenschaften, sie sei aber auch von Fehlern, Lastern u. s. w. nicht frei.“ Allein gerade weil die französische Nation „alle positiven Seiten des menschlichen Lebens vorstelle“, verdiene sie den

„wahren Namen einer Nation“. Wenn unser Hofrath den Cancan und die ganze sichtbare Welt, welche dieser aufschließt, zu den positiven Seiten des menschlichen Lebens zählt, so wollen wir mit ihm hierüber nicht rechten, wohl aber scheint uns die Definition der „wahren Nation“, welche er gegeben, etwas allgemein gehalten zu sein, indem ja alle Nationen schöne Eigenschaften, aber auch Fehler, also alle sogenannte „positiven“ Seiten besitzen, und daher nicht abzusehen ist, wie der wißbegierige Laie die wahren Nationen von den unwahren unterscheiden soll.

„So hat die polnische Nation beispielsweise die schöne Eigenschaft, daß sie Patrioten besitzt, dagegen haben diese die positive Seite, daß sie auf der Börse speculiren, die Polen haben nicht nur die schöne Eigenschaft, eine Vormauer gegen die Russen zu sein, sondern auch die positive Seite, daß sie diese Vormauer fast nie mit Seife waschen, und neben der schönen Eigenschaft eines großen Durstes besitzen sie die positive Seite, denselben nur mit Schnäpsen zu löschen. Ja selbst die barbarischen Deutschen müßten dann eine wahre Nation sein, denn sie haben nicht nur die schöne Eigenschaft, groß und mächtig zu sein, sondern auch die positive Seite, sich von kleinen, ohnmächtigen Völkern höhnen zu lassen. Freilich scheinen die Deutschen diese positive Seite jetzt ablegen zu wollen, und werden daher aus der Reihe der „wahren Nationen“ zu streichen sein.

„Nachdem der Herr Hofrath der französischen Nation und dem apostolischen Charakter ihrer Weinreisenden volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, besudelte er unter Beifall und Heiterkeit des Hauses die Deutschen und die deutsche Presse. Er wies auf Grundlage historischer Studien, die er wahrscheinlich im „Gaulois“ und „Figaro“ gemacht, nach, daß die Franzosen enthaltsam, die Deutschen aber „beutegierig“ seien, und meinte, der „Preis“ der Artikel der

deutschen Blätter, „welche auf Seite der preußischen Ländereroberer stehen,“ sei den Herren gewiß bekannt. Die Höhe des Preises, um welchen man sein Vaterland verräth, mag den polnischen Herren aus jener Zeit her bekannt sein, da es die russische Regierung noch der Mühe werth fand, den polnischen Adel zu bestechen; Herr Klaczko bedachte aber nicht, daß seit dieser Zeit die Preise der Lebensmittel bedeutend gestiegen sind, und daß es daher von Nutzen gewesen wäre, zu erfahren, wie hoch sich jetzt die Durchschnittspreise für den Landesverrath stellen. Nachdem der Redner noch als besondere Würze des Krieges, den er für Oesterreich vermitteln wollte, hervorgehoben hatte, daß derselbe ein Religionskrieg wäre, forderte er die Regierung auf, „das Schicksal der Welt zu entscheiden.“

„Nun, ich denke, die österreichische Regierung könnte in der That nichts Klügeres thun, als marschiren zu lassen, aber nicht die Armee, sondern den Herrn Hofrath.“

III.

Oesterreich-Ungarn und Deutschland.

Die zwei vorhergehende Kapitel sind im September 1873 geschrieben. Ich habe sie unverändert hier wiedergegeben, weil ich bei meinem Aufenthalte in Wien in den letzten Tagen des Juni und in den ersten des Juli 1875 mich von der Richtigkeit der Grundanschauungen überzeugte, welche ich 1873 gewonnen.

Sowohl in politischer als in wirthschaftlicher Beziehung sind Deutschland und Oesterreich auf einander angewiesen. Friede und Freundschaft kann aber nur unter einer Beding-

ung floriren, nämlich unter der, daß wir von beiden Seiten anerkennen, daß es zwischen Deutschland und Oesterreich kein streitiges Gebiet mehr gibt, daß die Grenzen zwischen beiden Reichen und deren Machtsphäre definitiv gezogen sind, und daß wir uns jeder Bestrebung enthalten, an diesen Grenzen zu rütteln, um sie entweder ganz zu verwischen oder aber sie ganz unübersteiglich zu machen.

Weit gefährlichere Feinde, als die sogenannten „fremden Völkerschaften", wie Magyaren und Slaven in dem völker- und sprachenreichen Kaiserstaat an der Donau, sind die Großdeutschen und die Schutzzöllner. Sie haben in der Zeit von 1848 bis 1866 das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich gestört, indem sie 1848 und 1849 verlangten, Oesterreich solle in das neu zu gründende deutsche Reich eintreten, jedoch nur mit Rechten, und ohne alle Pflichten; indem sie 1859 Preußen, welches bereit war, sein Schwert für Oesterreich zu ziehen, dies nicht anders gestatten wollten, als in der Rolle eines von den Kleinen im Frankfurter Bundestage majorisirten Vasallen von Oesterreich; indem sie 1863 den Deutschen Bund mittels eines im gothisch'sten Stil ersonnenen Delegirtenprojectes zu reformiren gedachten unter Brüskirung und Ausschließung Preußens; indem sie stets verlangten, Deutschland solle mit seinen Reformen warten, bis Oesterreich-Ungarn mit sich im Reinen sei, ohne jemals den Zeitpunkt bezeichnen zu können, wann dies der Fall sein werde; indem sie 1866 die Dinge zum Bruch trieben, während die Möglichkeit einer Verständigung gar nicht so fern lag; indem sie der Entrevue von Salzburg und den Beust'schen Zettelungen Beifall klatschten; indem sie 1868 im Deutschen Zollparlament den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn, der durch die Annäherung auf wirthschaftlichem Gebiete die Erinnerungen an den Krieg von 1866 in den Hintergrund zu drängen und das Gedeihen beider Reiche durch inter-

nationale Arbeitstheilung zu fördern bestrebt war, auf das Heftigste bekämpften und statt dessen eine politische und handelspolitische Verschmelzung beider Reiche begehrten, welche Verschmelzung von jeher eine Utopie war, seit der dualistischen Verfassung von Oesterreich-Ungarn aber doch nur bewerkstelligt werden könnte, durch eine Zerstückelung der k. k. Monarchie, welche für beide Theile ein Unglück wäre, für Oesterreich sowohl wie für Deutschland, — um von den großen Interessen der europäischen Civilisation und Kultur, des Friedens und der Freiheit gar nicht zu reden.

Ich bitte hierbei nicht aus dem Auge zu verlieren, daß, wenn ich von Großdeutschen und Schutzzöllnern rede, ich dabei nicht etwa nur unsere deutschen Brüder jenseits der schwarzgelben Schlagbäume im Auge habe, sondern auch, oder vielmehr ganz vorzugsweise die Deutschen im Reiche, welche sich gleichzeitig politisch mit Oesterreich fusioniren und wirthschaftlich doch von ihm separiren wollen. Als Prototype dieser Richtung mag in Deutschland Herr Moriz Mohl und in Oesterreich Ritter Anton von Schmerling, von dem ich weiter unten noch reden werde, gelten.

Glücklicher Weise ist aber dafür gesorgt, daß die schutzzöllnerischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In Deutschland hatten die Schutzzolltitanen den süddeutschen Pelion auf den norddeutschen Ossa gethürmt, um den Olympos des Reichstags zu stürmen. Sie sind am 7. Dezember 1875 einer großen Majorität unterlegen, obgleich sie acht Tage lang Berlin blockirten und zuletzt durch ihre Sturmdeputation in jedes einzelne Haus zu dringen begannen.

In Oesterreich haben die Schutzzöllner, maßlose und gemäßigte zusammen gerechnet, im Reichsrath vielleicht die Majorität. Sie sind einig darin, daß Oesterreich sofort die Handelsverträge mit Deutschland, Frankreich und England

kündigen, seinen Tarif „autonom", d. h. schutzzöllnerisch revidiren, und daß „die Revision des Zolltarifs jedenfalls dem eventuellen Abschlusse neuer Handelsverträge vorausgehen soll". Die letztgedachte Phrase ist eine euphemistische Umschreibung. Entkleidet man sie ihrer Maske, so lautet sie: Es sollen überhaupt keine Handelsverträge mehr mit andern Staaten abgeschlossen werden. Denn auf Grund eines solchen „autonomen" Tarifs, wie die Schutzzöllner sich ihn vorstellen, ist der Abschluß von Handelsverträgen unmöglich, — namentlich dann, wenn, wie die österreichischen Schutzzöllner ebenfalls verlangen, das Tarifgesetz die Vorschrift enthält, daß die Handelsverträge den Staaten, welche mit Oesterreich contrahiren, niedrigere Zollsätze, als die in dem „autonomen" Tarif enthaltenen, nicht verwilligen dürfen. Daß ein Staat Handelsverträge mit Oesterreich abzuschließen bemüht ist, um seine Erzeugnisse an der östreichischen Grenze mit höheren Zöllen belastet zu sehen, wie die aller übrigen Länder, darf so lange nicht vorausgesetzt werden, als an dessen Spitze nicht ein notorischer Tollhäusler steht.

Die österreichische Schutzzollbewegung ist vorzugsweise gegen zwei Länder gerichtet: erstens gegen Deutschland und zweitens gegen Ungarn. Zwar hat erst dieser Tage eine Schutzzöllnerversammlung, welche österreichische Industrielle in Böhmen abhielten, um — ich weiß in der That nicht, zum wievieltsten Male — das oben in einigen Strichen skizzirte cisleithanische Protectionistenprogramm zu proklamiren, nebenbei auch beschlossen, bei Ausführung des Programms solle Deutschland „in thunlichster Weise berücksichtigt werden". Allein dieses begütigende Versprechen ist von eigenthümlicher Beschaffenheit. Man würde ihm offenbar viel zu viel Ehre erweisen, wenn man es als eine streng platonische Liebeserklärung, natürlich ohne Heirathsantrag, bezeichnete. Vielmehr gleicht dies Versprechen jenem Troste,

welchen in Jókais bestem Roman: „Die guten alten Tablabiros,“ der Vicegespann Lippay dem „schwarzmauligen“ Arendator Krenky gibt, den er zum Galgen verurtheilt hat; er sagt ihm nämlich, er solle „nur ein ganz klein Bischen, und noch dazu in der schonendsten Weise von der Welt“ — gehenkt werden.

Die cisleithanischen Schutzzöllner wollen einfach den sogenannten „Veredelungsverkehr“ mit Deutschland ganz unterdrücken und im übrigen den Eingang deutscher Produkte in die österreichisch-ungarische Monarchie möglichst erschweren. Man braucht nur bis Prag zu reisen, um dieses Programm rund und nett verkündigen zu hören, — selbst aus dem Munde des „teutschesten Teutschen“, vorausgesetzt, daß derselbe Schutzzöllner ist. Alle diese Dinge sind so bekannt, daß wir keine Ursache haben, länger dabei zu verweilen. Die österreichischen Schutzzöllner wollen unter allen Umständen den am 9. März zwischen dem Deutschen Zollverein und Oesterreich bestehenden Zoll- und Handelsvertrag, welcher auf die Zeit vom 1. Juni 1868 bis zum 31. Dezember 1877 geschlossen ist und ohne Kündigung von Jahr zu Jahr fortlaufen würde, noch vor dem 1. Januar 1876 zur Kündigung bringen. Sie scheinen, gewohnt an die Vortheile, welchen dieser Vertrag ihrem Lande gewährt, und deren plötzliches Aufhören die österreichischen Interessen, die des Handels, der Landwirthschaft und der Industrie, auf das äußerste schädigen würde, dieselben vergessen zu haben, oder ihr persönliches Sonderinteresse höher zu stellen als die Interessen des Landes.

Wir möchten sie bitten, sich die Entstehung des Vertrags in das Gedächtniß zurückzurufen, dadurch, daß sie die Verhandlungen über denselben in den Protokollen des vormaligen deutschen Zollparlaments, Sitzung vom 9. und 11. Mai 1868 (S. 127 bis 187) nachlesen.

Es waren damals die schwarzgelben Großdeutschen, die Hafenbrädl und Jörg, die Lukas und Neurath, die Probst und Moriz Mohl, welche den Vertrag, der den österreichischen Produkten die deutschen Grenzen öffnete, auf das leidenschaftlichste bekämpften und in der Schlußabstimmung (S. 181—188) „Nein" dazu sagten. Sie flossen zwar über von den frenetischsten Sympathien für Oesterreich. Sie wollten mit demselben politisch und wirthschaftlich unificirt, „up ewig ungedeelt," auf Gedeih und Verderb, auf Leben und Tod vereinigt sein, aber sie erklärten es für einen Verrath an den Interessen des deutschen Zollvereins, wenn ein Nagel oder ein Drahtstift, ein Päckchen Cichorie oder ein Läppchen Cattunzeug, eine Elle Leinengarn oder eine Flasche Vöslauer oder Tokajer, oder irgend ein anderes Produkt der österreichischen Industrie oder Landwirthschaft unsere Grenze passire, ohne einen Salto mortale über den hohen schutzzöllnerischen Schlagbaum riskiren zu müssen. Gegenüber diesen Männern, welche die Schmerling-Rechberg'sche Politik bewunderten und die österreichische Industrie verabscheuten, hatten die Zollparlamentsmitglieder, welche den Handelsvertrag vertheidigten, keinen leichten Stand. Sie mußten zugestehen, daß der Zollverein größere Concessionen gemacht habe als Oesterreich, aber sie vertheidigten und votirten den Vertrag, weil er Oesterreich für das System der westeuropäischen Handelsverträge gewinne, welches System die Differenzialtarife abgeschafft und das Recht der meistbegünstigten Nationen eingeführt, weil der Vertrag, wie der Abg. Braun am 9. Mai 1868 im Zollparlamente sagte, „nicht ein einzelnes Ding für sich bilde, sondern ein unentbehrliches Glied in der untrennbaren Kette unserer wirthschaftlichen Entwicklung."

Wenn die Oesterreicher den Handelsvertrag vom 9. März kündigen, in der Absicht, ihn nur auf der Grundlage eines

protectionistischen Tarifs zu erneuern, so gehört keine Prophetengabe dazu, um ihnen zu sagen, daß ein solcher Versuch scheitern wird. Sie werden durch denselben die Sympathien der deutschen Freihandelspartei verscherzen und die der deutschen Schutzzöllner nicht gewinnen. Die letzteren werden mit verstärkter Gewalt auf ihren Standpunkt von 1868 zurückkehren. Denn während die Freihändler in allen Ländern rund um die Erde durch aufrichtige und rückhaltslose Sympathien mit einander verbunden sind, ist es die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Schutzzöllner, daß die des einen Landes keinen dringenderen Wunsch haben, als die des andern Landes zu verderben, und daß jene ihren Hauptvortheil in dem Schaden dieser erblicken. Die Rücksicht auf das Gemeinwohl der Menschheit verbietet es, diesen Tendenzen Vorschub zu leisten, welche dahin führen würden, daß sich die Schutzzöllner unter einander zerfleischen. Aber sie gestattet nicht nur, sondern befiehlt, darauf hinzuweisen, daß das einseitige Verfolgen von Sonderinteressen andere wohl berechtigte Interessen schädigt.

Der deutsch-österreichische Vertrag vom 9. März 1868 hat auch den Erzeugnissen der österreichischen Urproduktion, der Land- und Forstwirthschaft, der Viehzucht und des Weinbaues theils ganz freien, theils wesentlich erleichterten Eingang in Deutschland verschafft; man wird hoffentlich in Oesterreich nicht vergessen, daß es daselbst nicht nur Band- und Baumwollfabrikanten, sondern auch Producenten von Getreide und sonstigen Bodenprodukten, namentlich z. B. von Wein, gibt, und daß ein einseitiges Vorgehen auf den Bahnen des Schutzzolls, wenn es in Deutschland ein Echo fände, leicht dazu führen könnte, die großen Errungenschaften auf diesem Gebiete zu gefährden und z. B. den Weinzoll wieder auf seine alte Höhe emporzuschnellen.

Und damit kommen wir denn auf Ungarn.

Abgesehen von einigen Centralstellen, ist die Industrie in Ungarn wenig entwickelt. Die Länder der Stephanskrone zeichnen sich durch ihre natürliche Fruchtbarkeit und durch ihre Urproduktion aus. Sie exportiren vorzugsweise Wein, Getreide, Mehl, Häute, Schafwolle, Schlachtvieh, Speck, Unschlitt (Talg), Holz 2c.

Es gab eine Zeit, wo in Ungarn das krankhaft überreizte Nationalgefühl sich auch gegen Oesterreich abschloß und nur solche Industrieerzeugnisse zulassen wollte, welche auf magyarischem Boden originaliter producirt waren. Das war eine Thorheit. Das heutige Ungarn, welches seinen nationalen Schwerpunkt in sich selber wiedergefunden, hat solche schutzzöllnerische Velleitäten überwunden. Aber es hat ganz recht, wenn es sich von Oesterreich nicht behandeln lassen will, wie eine holländische Kolonie, welche nur von dem Mutterlande kaufen und nur an dieses verkaufen darf. Der Segen der Natur, der sich über das ungarische Land ergossen, hat es auf den Freihandel angewiesen; und die Magyaren von 1875 haben sich dieser Einsicht durchaus nicht verschlossen. Sie verlangen freien Verkehr, damit sie ihre reichlichen Produkte dahin absetzen können, wo sie am besten bezahlt werden, und damit sie ihren Bedarf von da beziehen können, wo er am besten, billigsten und solidesten geliefert wird.

Das Zoll- und Handelsbündniß zwischen Oesterreich und Ungarn wurde in demselben Jahre geschlossen, wie der deutsch-österreichische Handelsvertrag. Es wurde am 9. Januar 1868 publicirt und zwar ebenfalls für zehn Jahre, also bis zum Januar 1878. Allein es steht auf einjähriger Kündigung. Am 1. Dezember 1875 hat die ungarische Regierung dem österreichischen Ministerium das Bündniß gekündigt, und sofern es nicht zwischenzeitig gelingt, dasselbe zu erneuern, wird es spätestens am 1. Januar 1877

definitiv erlöschen. Ein solches Resultat wäre zwar im Interesse der Verkehrsfreiheit auf das äußerste zu bedauern, und auch Ungarn wird gern Opfer bringen, um dasselbe zu vermeiden. Allein es gibt eine Grenze für dieselben. Wenn die österreichischen Schutzzöllner Ungarn von Europa abschneiden und es als eine ihrer Ausbeutung verfallene Kolonie behandeln wollen, dann werden die Ungarn einer Zollschranke zwischen Cis- und Transleithanien den Vorzug geben. Bildet sich in Folge dessen ein großes Schmuggeldepot in Buda-Pest und in Preßburg, so mag sich Oesterreich dafür bei seinen Schutzzöllnern bedanken.

Angesichts dieser Sachlage wissen sich die österreichischen Schutzzöllner nicht anders zu helfen als mit der Denunciation, die Kündigung und Auflösung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Oesterreich und Ungarn führe nothwendig auch zu einer Aufhebung des 1867er Ausgleichs, oder gefährde wenigstens das Institut der Delegation und das Quotengesetz, und darauf hätten es eigentlich die Magyaren abgesehen. Das ist einfach nicht wahr. Daß die politische Zusammengehörigkeit in einem föderativen Verband auch mit Zollgrenzen denkbar und damit vereinbar ist, beweist Deutschland, in welchem solche Zollgrenzen im Innern bis 1867 bestanden haben und zwischen Bremen und Hamburg einerseits und dem übrigen Deutschland andrerseits noch heute bestehen. Involvirte aber wirklich die Auflösung des Handelsbündnisses auch die Auflösung der politischen Zusammengehörigkeit, so läge darin eine doppelt ernste Aufforderung an die cisleithanischen Schutzzöllner, nicht durch übermäßige Prätensionen die erstere herbeizuführen und dadurch den politischen status quo zu gefährden.

Welche Intentionen die ungarische Regierung geleitet haben, als sie am 1. Dezember dem österreichischen Ministerium das Handelsbündniß kündigte, darüber hat der un-

garische Ministerpräsident Tisza in Beantwortung der Interpellation Horanski eine rückhaltlose Antwort gegeben.

„Die ungarische Regierung," sagt er, „hat besonders zweierlei Interessen zu haben: erstens die Interessen Ungarns gegenüber dem ausländischen Zolle, bezüglich dessen die Regierung für Ungarn eine günstigere Position verlangt; zweitens aber tritt die Frage der Verzehrungssteuer in den Vordergrund, die für Ungarn in seiner gegenwärtigen Lage eine Lebensfrage ist, indem beinahe so viele Millionen in Folge der noch in Kraft bestehenden Vereinbarung in österreichische Staatskassen fließen, als Ungarn bedarf, um sein Deficit ohne Steuererhöhung zu decken."

Die Frage der Verzehrungssteuer geht uns Deutsche nichts an. Es ist eine innere Finanzfrage, bei welcher wir eben so wenig mitzusprechen haben, wie die Oesterreicher etwa bei Vertheilung unsrer Zollvereinsrevenuen.

Wenn aber die Ungarn das Zollbündniß mit Oesterreich kündigen, um dadurch die hinreichenden Garantien zu gewinnen, daß über den Grenz- und Zolltarif und die Handelsverträge nicht ohne und gegen sie im einseitigen Interesse der cisleithanischen Baumwoll- und Bandfabrikanten und sonstiger Schutzzollinteressenten entschieden werde, so haben sie damit eben so loyal als correct gehandelt, und sie haben die Sympathien von Europa auf ihrer Seite, welches nur mit dem größten Bedauern Oesterreich-Ungarn aus dem gemeinsamen System der Handelspolitik und der internationalen Arbeitstheilung, wie solches vor drei Lustren durch die westeuropäischen Handelsverträge eingeleitet und bezweckt worden ist, ausscheiden sehen würde.

Die österreichische Regierung scheint denn auch die Sache mit ganz gesunden und vernünftigen Augen, d. i. ohne schutzzöllnerische Brille, anzusehen. Der Minister von Chlumecky erklärte in Beantwortung der schutzzöllnerischen Inter-

pellation, „die Regierung sei zwar bestrebt, den Entwurf eines neuen Tarifs zu Stande zu bringen, aber dies sei unmöglich, bevor einerseits die staatsrechtlich gebotene Uebereinstimmung mit der ungarischen Regierung erzielt sei, und andererseits die für die stetige Entwicklung lange gewohnter und vielfacher wechselseitiger Verkehrsbeziehungen unbedingt nothwendigen Grundlagen eines neuen Handels- und Zollvertrags mit Deutschland vereinbart sein würden." Die Regierung will aber zuerst die Erneuerung der Handelsverträge in Gemeinschaft mit Ungarn und dann erst den neuen Tarif. Die Schutzzöllner hatten das Gegentheil verlangt, nämlich zuerst den autonomen Tarif, unter welchen kein Handelsvertrag herabgehen dürfe. Der Unterschied zwischen beiden liegt auf der Hand.

Man sieht daraus, wie schwach in Wirklichkeit die als dominirend verschrieene Position der österreichischen Schutzzöllner ist. Jedenfalls hält sie eventuell Ungarn im Schach. Im Jahre 1870 war es Ungarn, welches Oesterreich verhinderte, sich entsprechend den Revanchegelüsten der großdeutschen Heißsporen in Oesterreich und Deutschland, an der Seite Frankreichs in einen Krieg gegen Deutschland zu stürzen; und wenn dies Noth thun sollte, so wird es 1876 wieder Ungarn sein, welches Oesterreich verhindert, einen Zollkrieg wider uns zu beginnen.

Der Deutsche Reichstag hat durch sein freihändlerisches Votum vom 6. Dezember 1875 der österreichisch-ungarischen Monarchie zur wechselseitigen handelspolitischen Annäherung die Hand geboten.

Diese Hand wird nicht zurückgestoßen werden.

IV.

Ritter Anton von Schmerling.

Wenn mich in Wien Jemand um meine Berliner Adresse bittet, so genire ich mich immer ein wenig, ihm zu sagen, daß ich in der „Königgrätzer" Straße wohne, weil dieser Name Erinnerungen heraufbeschwört, welche für beide Theile inopportun scheinen. Man sollte in der That öffentliche Straßen und Plätze nicht mit Kriegsnamen belegen, namentlich dann nicht, wenn der Krieg nur eine etwas gewaltsame Liquidation mit einem Nachbar war, mit welchem auf gutem Fuße zu leben uns die Natur der Dinge und das beiderseitige Interesse gebietet.

Unter die inopportunen Reminiscenzen rechne ich meinerseits auch die an den Ritter Anton von Schmerling, den Lord-Obersozialisten und Urgroßdeutschen, der sowohl 1848 in Frankfurt a. M. als auch später in Wien Minister war und hier wie dort stets versicherte „Wir können warten", weil er an dem einen Orte nichts fertig bringen wollte und an dem andern nichts fertig bringen konnte, während die Völker und Staaten, welche leben wollen und dazu Daseinsformen bedürfen, die Schale ihres Zornes ausgießen über solche sterile Genies, welche vom Nichtsthun und vom Contrahiren geistiger Schulden zu leben trachten.

Eine meiner lebhaftesten Erinnerungen aus der Paulskirche ist die an Herrn v. Schmerling. Vielleicht deshalb, weil er in einem auffallenden Gegensatze stand zu den übrigen Mitgliedern, die meistens sehr reich an Bärten aller Art, nicht ganz so reich an Eleganz und dabei von riesigen Schlapphüten zwanglosester Gestalt überschattet waren. Ritter Anton von Schmerling, damals ein gut conservirter, schlanker und beweglicher Vierziger, zeichnete sich stets durch Eleganz aus; er trug einen Frack von feinstem Wiener

Schnitt und einen tadellosen Cylinder. Sein blasses Gesicht war immer glatt rasirt und sein dünnes Haar von der Stirne bis zum Nacken sorgfältig gescheitelt. Seine stechend grauen Augen wanderten unablässig hin und her, auch wenn sein Körper in vornehmer Ruhe verharrte. Man erzählte sich damals, dieser Mann habe nicht nur Metternich gestürzt, sondern sogar auf den Barrikaden gestanden. Er selbst machte ähnliche Andeutungen. Jedenfalls strömte er über von Versicherungen deutschester Gesinnung. Der alte Bundestag suchte neben dem neuen Reichstag noch sein wenig beneidenswerthes Dasein weiter zu fristen. Schmerling war nicht nur Mitglied des Reichstags, sondern auch Mitglied des Bundestags, ja sogar „k. k. österreichischer Bundespräsidialgesandter". Er hatte also von vornherein eine, ich will nicht sagen zweideutige, aber doch getheilte und unklare Stellung. Seinen Kollegen war er ein Räthsel. Sie begriffen nicht, wie ein Mann von solcher Haltung und von so konservativer Gesinnung auf die Barrikaden gerathen sei, und warum er denn eigentlich Metternich gestürzt hatte, mit welchem er doch so viel Gemeinsames zu haben schien. Indessen stand er bei den Oesterreichern in hohem Ansehen als Capacität und Arbeitskraft; und diese gute Meinung wurde von den Andern ohne allzuscharfe Kritik acceptirt. War ja doch auch er gekommen, um die gemeinsame Verfassung zu Stande zu bringen; warum sollte man also nicht seine Gaben und seine Gnaden, welche er zu diesem Zwecke zur Verfügung stellte, dankbar entgegennehmen?

Kaum war vermittels des „kühnen Griffs", welcher vielleicht durch Schmerling selbst Herrn Heinrich von Gagern inspirirt war (denn gewiß ist, daß derselbe die Freunde Gagerns überraschte und aus aller Fassung brachte), Erzherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser ernannt, so besetzte er die beiden wichtigsten Ministerien, das des

Innern und das der auswärtigen Angelegenheiten, mit Herrn v. Schmerling, und dieser machte seinen Intimus, Herrn Joseph Würth, ebenfalls einen Oesterreicher, zu seinem Unterstaatssekretär.

Der alte Bundestag hatte sich inzwischen von seinem panischen Schrecken ein wenig wieder erholt und wagte ein schüchternes Zeichen seiner Existenz zu geben, vielleicht in der unbestimmten Hoffnung, damit seine rechtliche Kontinuität zu wahren. Er beglückwünschte den Erzherzog Johann zu seiner Wahl als Reichsverweser und versicherte, „daß der Bundestag schon vor dem Schlusse der Reichstags-Verhandlungen über die Centralgewalt von den Regierungen ermächtigt gewesen sei, sich für diese Wahl zu erklären.“ Als dies Schreiben bekannt ward, erregte es einen starken Sturm in dem Reichstag, man gestatte mir dieses deutsche Wort für „konstituirende Nationalversammlung“, wie man damals sagte. Man interpellirte. Robert Blum fand in dem Gratulationsbriefe „eine unverkennbare Andeutung, daß der alte Bundestag sich das Recht zutraue, zur Noth auch ohne den Reichstag eine Centralgewalt einzusetzen“. Er begehrte „eine nähere amtliche Erklärung“. Herr von Schmerling antwortete; er erklärte in scherzhaften Wendungen und mit lächelndem Munde den Bundestag für todt und seine Gratulation für eine Stimme aus dem Grabe. In welcher Eigenschaft sprach Herr von Schmerling? Sprach er als einfacher Abgeordneter oder als Minister oder als persönlicher Vertrauensmann des Erzherzogs Johann oder gar als k. k. Bundespräsidialgesandter? Ich weiß es nicht; und er hütete sich auch wohl, es zu sagen. Seine ganze Rede trug den Stempel der Frivolität. Vielleicht war es auch etwas Schlimmeres. Denn man wird sich erinnern, welche Folgerungen man 1849 und 1850 aus der Fortexistenz des alten Bundestages und aus seinem offiziellen Schreiben über

die Reichsverweserwahl, welches über Nacht aus einer „Stimme aus dem Grabe“ zu einem hochbedeutsamen staatsrechtlichen Akte geworden war, gegen den Reichstag und gegen dessen Werk, die Verfassung, zu ziehen wußte. Herr von Schmerling hatte die Blum'sche Interpellation beantwortet, ohne etwas zu sagen; denn er wollte nichts sagen.

Am 9. November 1848 ließ in Wien Fürst Windischgrätz Robert Blum „in Ermangelung eines Freiknechts“, der ihn hätte hängen sollen, standrechtlich erschießen — nicht obgleich, sondern weil ein Reichsgesetz vom 29. September vorschrieb, „daß ein Abgeordneter der Reichsversammlung während der Dauer der Sitzungen weder verhaftet noch in strafrechtliche Untersuchung gezogen werden dürfe“ und dieses Reichsgesetz de jure in Wien eben so gut galt, wie in Berlin oder in Frankfurt am Main. Herr v. Schmerling, darüber interpellirt, meinte frostig: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Die Nationalversammlung beschloß „beinahe einstimmig, gegen die mit Außerachtlassung des Reichsgesetzes vollzogene Verhaftung und Tödtung des Abgeordneten Blum feierlich Verwahrung einzulegen und das Reichsministerium zu Maßregeln aufzufordern, die Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen.“ Herr v. Schmerling zuckte die Achseln. Fürst Windischgrätz lachte, und Blum war todt; und wenn man todt ist, so ist das gewöhnlich für längere Zeit, pflegen die Franzosen zu sagen, und vielleicht dachte der Ritter v. Schmerling ganz ähnlich.

Nachdem der Reichstag 1848 und 1849 seine beste Zeit mit Grundrechten und doktrinären Beschäftigungen vertrödelt hatte und endlich zu seinem wahren Beruf, dem eigentlichen Verfassungswerke, zurückkehrte, war es Schmerling, der dessen Abschluß in jeder denkbaren Weise zu verzögern und zu hintertreiben suchte. „Auch Oesterreich,“

sagte er, „passe sehr gut in einen enge zusammengefaßten deutschen Bundesstaat, nur dürfe man nicht rigoros sein, man müsse natürlich sowohl bezüglich der diplomatischen Vertretung, als auch bezüglich des Heerwesens und der Finanzen und bezüglich noch einiger anderer Institutionen, welche man später noch bezeichnen werde, Oesterreich besondere Modifikationen gestatten.“ Dasselbe sagten die beiden Galopins Schmerlings, die Herren v. Würth und v. Sommaruga. Nur sagten sie es in weit schwung- und poesievolleren Worten als der nüchterne Herr von Schmerling. Aber das hatten sowohl diese poetischen als auch jene prosaischen Auseinandersetzungen mit einander gemein, daß man sie nicht recht verstehen konnte, und daß man nach Anhören derselben nicht klüger war als vorher. Ueberall sollte „für diese und die folgenden Paragraphen der Reichsverfassung eine besondere definitive Anordnung in Betreff Oesterreichs vorbehalten bleiben“. Worin aber diese „Anordnung“ bestehen sollte, das sagte Niemand. Am allerwenigsten Herr v. Schmerling. Nur einige sonderbare Schwärmer redeten von einem deutsch-chinesischen „Reich der Mitte“, von einem fabelhaften „Siebenzig-Millionen-Reich“, welches man in Europa aus allen möglichen und unmöglichen, zahmen und wilden Völkerschaften aufrichten wollte.

Als endlich in Frankfurt am Main gegen Schluß noch einmal das Hoffnungslicht aufflackerte und eine Verfassung mit einer erblich-monarchischen Spitze noch in der elften Stunde zu Stande kommen zu wollen schien, da that Schmerling wahrhaft das Uebermenschliche, um das Schiff noch im Hafen scheitern zu machen. An der Spitze einer großen Anzahl österreichischer Abgeordneten stimmte er für gänzliche Abschaffung des Veto. Nicht einmal in Verfassungsfragen sollte das neue Oberhaupt des Reiches ein Recht der Einsprache besitzen. Man wußte, daß man mit

solchen republikanischen Amendements die Verfassung für Friedrich Wilhelm IV. unannehmbar machte, und gerade deßhalb beschloß man dieselben. Der hochkonservative und streng monarchisch gesinnte Herr v. Schmerling wurde zu diesem Zwecke vorübergehend ein rother Republikaner, dem selbst die Verfassung der Vereinigten Staaten „noch viel zu reaktionär“ war. Von da an trauten wir Andern Herrn v. Schmerling nicht mehr recht. Ein niedersächsischer Abgeordneter verglich ihn sogar mit Till Eulenspiegel, welcher mit einem Freunde aus gemeinschaftlicher Schüssel Hirsebrei aß, und als er merkte, daß der Freund sich eines schnelleren Geschäftsganges im Essen erfreute, in die Schüssel spie, um ihm das fernere Mitessen zu verleiden.

Als endlich Herr v. Schmerling Frankfurt verließ, um bald darnach in Wien Justizminister zu werden, da hatten wir das Gefühl, als wenn es ihm mit der Paulskirche niemals rechter Ernst oder wenigstens, als wenn während der ganzen Zeit sein Herz wo anders gewesen wäre. In der That hat niemals jemand so sehr die Kunst verstanden, durch die Sprache die Gedanken zu verhüllen und mit möglichst viel Worten möglichst wenig zu sagen als Ritter Anton. Das zeigte sich namentlich bei der Beantwortung von Interpellationen, welche übrigens — das muß man, um nicht ungerecht zu sein, zugestehen — gegenüber einer so ohnmächtigen Centralgewalt oft recht unsinnig waren, so daß darauf die sprichwörtliche Redensart paßte, daß ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge beantworten.

„Das Reichsministerium,“ sagte gewöhnlich Herr von Schmerling, „ist weit entfernt, die Tragweite der Angelegenheit, welche der geehrte Herr Interpellant so lichtvoll auseinandergesetzt hat, zu verkennen; vielmehr theilt es bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht die Intentionen, denn doch die Grundanschauungen des geehrten Herrn Inter-

pellanten und hat auch bereits Schritte gethan, „um der Sache näher zu treten,“ — oder „um die Sache in die Hand zu nehmen,“ — oder „um dem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und denselben nicht wieder aus dem Auge zu verlieren“ — oder wie die nichtssagenden Redensarten sonst heißen mochten, mit welchen indeß die hohe Reichsversammlung in der Regel sehr befriedigt war; denn die Antwort wurde mit vollendet diplomatischem Anstrich gesprochen, präcis und siegesgewiß, staccato, Silbe vor Silbe, als wenn jedes Wort ein Evangelium wäre. Ich erinnere mich noch lebhaft an folgenden Hergang:

Eines Tages wurde das Reichsministerium interpellirt wegen einer brutalen Verfolgung, die der Pöbel irgend eines ausländischen Staats — ich glaube, es war die Walachei, um die es sich handelte — deutschen Bürgern angethan hatte. Man fragte, was das Reichsministerium davon wisse, und was es dagegen gethan habe. Herr von Schmerling als Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte die Interpellation zu beantworten.

Wäre er ehrlich gewesen, so hätte er sagen müssen:

„Ich weiß nicht mehr, als Ihr wißt, nämlich, was in den Zeitungen steht; und ich kann nicht mehr thun, als Ihr, nämlich gar nichts; denn ich habe kein Geld und keine Soldaten.“

Eine solche Antwort hätte die parlamentarischen Nachtwandler aufgeweckt und ihnen die Nothwendigkeit gezeigt, statt Grundrechte für Wolkenkukuksheim, Exekutiv-Organe und Executiv-Mittel zu schaffen. Aber das war gerade das, was Herr v. Schmerling nicht wollte. Der gute Herr zog es daher vor, das Parlament in seinen süßen Illusionen zu bestärken.

Er bestieg die Tribüne, kreuzte die Arme, machte ein außerordentlich diplomatisch und wichtig aussehendes Gesicht,

erzählte nochmals, was bereits seit acht Tagen in allen Zeitungen stand, jedoch mit andern, mehr kanzleimäßigen Worten, und versicherte zum Schluß die geehrten Herrn, „es sei Alles geschehen, was geschehen werden konnte.“

Der Klang dieser Worte liegt mir noch im Ohr. Ich hatte in meiner Jugend aus Heinsius' „Deutscher Grammatik“ die Regel gelernt: „Schreibe, wie du sprichst!“ Ich zeichnete mir daher diese Worte phonetisch-richtig auf, d. h. gradeso, wie sie lauteten. Hier ist die Aufzeichnung: „Sa — in — si — i — berr — za — igt, — es — is — o — lis — ge — schen, — wos — ge — schen — werr — denn — koon — dé.“

Das pflegte damals noch zu imponiren. C'est le son qui fait la musique.

Kurz nach seiner Rückkehr nach Wien legte dort Herr v. Schmerling über seine Wirksamkeit in der Paulskirche öffentlich Rechenschaft ab. Er stellte sich dabei auf den ausschließlichen Standpunkt des „wahren“ Oesterreicherthums, er sei bei Allem, was er in Frankfurt gethan und gelassen, gefördert und gehindert habe, vor Allem ein spezifischer Oesterreicher, ein ganzer Oesterreicher und nichts als ein Oesterreicher gewesen. Wenn der gute Mann, sagten wir uns, sich doch schon ein Jahr früher öffentlich zu diesem Standpunkte, dessen Berechtigung wir durchaus nicht verkennen, bekannt hätte; er hätte dann Manchem noch bei Zeiten die Augen geöffnet. Aber im Sommer 1849 waren die Bekenntnisse seiner schöuen Seele für uns zu spät und für die Andern nicht nöthig.

Dies sind meine Eindrücke von damals. Ich habe sie aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben, glaube aber nicht, daß mich dasselbe in einem wesentlichen Punkte getäuscht hat. Als ich nun las, daß Herr v. Schmerling kürzlich bei der Kneiperei der „Concordia“ in Wien auf seine Frank-

furter Thaten mit einem: „So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge!" zurückkam und uns eine Wiederholung derselben in Aussicht stellte, da freute ich mich höchlichst, daß wir seines Beistandes in Sachen der deutschen Reichsverfassung nicht mehr bedürfen; und selbst wenn wir irgend jemandes „gute Dienste" nöthig hätten, würde doch Ritter Anton der Letzte sein, den wir darum bäten; denn wir glauben, wenigstens ebenso viel Klugheit für uns in Anspruch nehmen zu dürfen, wie sie das lateinische Sprüchwort dem Esel zuschreibt, von welchem er versichert, daß „er nicht zweimal über denselben Stein stolpert". Ueber die inneren Angelegenheiten Oesterreichs erlaube ich mir kein Urtheil. Ich weiß nur, daß dort eine, wenn auch kleine, doch nicht ohnmächtige Partei gerne ein Stück der Türkei annektiren möchte, was sowohl die Deutschen als auch die Ungarn, welche schon Slaven genug haben, detestiren. Ich weiß, daß die cisleithanischen Schutzzöllner gegen Deutschland und Ungarn Front machen, daß sie gegen Handelsverträge überhaupt und insbesondere gegen einen solchen mit Deutschland wüthen; daß man ferner in Wien nicht überall mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Herrn von Tisza zufrieden ist, und daß endlich sowohl die militärisch-büreaukratischen Centralisten, als auch die klerikal-feudalen Föderalisten dem jetzigen Ministerium nicht allzu hold und ganz gewiß nicht abgeneigt sind, gegen dasselbe gewisse Konstellationen, Stimmungen und Verstimmungen zu benutzen. Wenn wir Deutsche nun bei dieser Sachlage plötzlich Herrn v. Schmerling in demonstrativer Weise wieder auftauchen und ihn — wenn auch nur mit einem lapsus linguae — als „Minister" fêtiren sehen, so mögen es uns unsere Freunde in Oesterreich nicht übel nehmen, wenn auch wir, die wir nie offiziell oder offiziös waren und daher gewohnt sind, in bescheidener Tonart zu reden, nicht umhin können, unsere rein

subjektive und unmaßgebliche Privatmeinung, welche auf obige Eindrücke und Erinnerungen basirt ist, in die Bemerkung zusammendrängen, daß das Steigen dieses Laubfrosches für uns kein schönes Wetter bedeutet. „Nichts für ungut!“ pflegt man bei uns am Rheine zu sagen.

V.

Wien im Sommer 1875.

Als ich Ende Juni 1875 nach Wien kam, erwartete ich eine verödete Stadt. Erstens war es die todte Zeit, und zweitens hatte ich von den schrecklichen Folgen des großen Krach so viel gelesen, daß ich erwarten mußte, auch etwas davon zu sehen. Dies war jedoch nicht in dem Grade der Fall, wie ich es erwartet hatte. Die Theater allerdings standen ziemlich leer. Es war deren überhaupt nur noch etwa ein halbes Dutzend am Leben. In Berlin bestehen etwa zwei Dutzend und sie sind leidlich besucht, sogar im Sommer. Dieser scheinbar zu Gunsten von Berlin sprechende Unterschied hat jedoch seinen Grund darin, daß die Wiener etwas Besseres zu thun wissen. Die nähere und weitere Umgebung von Wien hat eine solche Menge schöner Punkte, daß man es vorzieht, seine Abende im Freien zuzubringen.

Dagegen herrschte im Sommer 1875 in Wien eine weit lebhaftere Bauthätigkeit, als in Berlin. Eine große Anzahl stattlicher Gebäude, öffentlicher sowohl als privater, wurden fortgeführt; einige sogar neu begonnen. Es baut sich sehr leicht in Wien, weil man über sehr gutes und verhältnißmäßig billiges Material verfügt. Rings um Wien, im Wiener Wald, in den Alpen, in den Kahlenbergen, in

dem Leitha-Gebirge findet man zahlreiche Steinbrüche mit vortrefflichen Mauersteinen, welche nach ihrem Fundort bezeichnet werden. So hat man den Kaiserstein, den Mannersdorfer-, den Mühlendorfer-, den Oszloper-, den Brunner-, Badener-, Wöllersdorfer-, Margarethen- und Loretto-Stein. Der Kaiserstein kommt in verschiedenen Farben und Härten vor. Die härteste Sorte verwendet man vorzugsweise zu Balcon-Platten und Freitreppen. Die Karpathen liefern Sandstein, der Karst und der Untersberg bei Salzburg (er ist einer der Berge, welche sich um die Ehre streiten, Kaiser Friedrich den Rothbart zu beherbergen) liefern Marmor. Aus Untersberger Marmor bestehen z. B. die Sockel der Statuen des Prinzen Eugen von Savoyen und des Erzherzogs Karl von Oesterreich. Rings um Wien findet sich ferner in großer Masse gutes Material für die Ziegelei und Thon für Terracotten. Steiermark liefert Eisen, dessen man sich immer mehr beim Häuserbau bedient; und das Bauholz kommt die Donau herunter geschwommen. So ist denn Alles zur Hand, was man zum Bauen gebraucht; und auch am Geschmack fehlt's nicht.

Man baut in Wien wirklich schön und geschmackvoll. Die neuen Häuser haben einen leichten, italienischen Styl. Zu der oben geschilderten Gunst der natürlichen Verhältnisse kommt nun aber noch eine künstliche Aufmunterung. Der Staat gewährt, wie man mir sagt, eine fünfundzwanzigjährige Steuerfreiheit für die Neubauten. Dieses Privileg wird jedoch nur denjenigen Häusern gewährt, welche noch im Laufe des Jahres 1876 werden vollendet werden. Ist dies richtig, so erklärt sich die gesteigerte Bauthätigkeit einfach daraus, daß Jeder, der eine Baustelle besitzt, die er vielleicht zur Zeit der Speculation theuer bezahlt hat, sich beeilt, darauf zu bauen, damit er nicht die Zinsen seines Capitals verliere und noch an der Steuerfreiheit für die

nächsten fünfundzwanzig Jahre participire. Die österreichische Gebäudesteuer ist sehr hoch, und das Object lohnt also der Mühe. Von einer Häuserkrisis, welche in verschiedenen deutschen Städten als eine Folge übermäßiger Speculation und Bauthätigkeit eingetreten ist und sich im Sinken der Häuser- und Miethpreise und in der Creditlosigkeit der Hauseigenthümer oder in der Verlegenheit der Hypotheken-Banken kundgibt, war in Wien nichts zu bemerken. Vielmehr fließt hier das Capital, das sich aus der Industrie zurückzieht, den städtischen Hypotheken und dem Häuserbau zu. Wenn man auf dem Standpunkt des Parisers steht, welcher es als untrügliches Zeichen des Wohlstands der französischen Metropole betrachtet, wenn er sagen kann: „Le bâtiment marche" (es wird gehörig gebaut), so wird man hier in Wien durch die Bauthätigkeit verleitet, an eine Prosperität zu glauben, welche leider nicht vorhanden ist.

So sehr man dem Einzelnen den Genuß der Steuerfreiheit gönnen mag, so ist doch die Zweckmäßigkeit einer solchen Maßregel gerechten Zweifeln unterworfen. Das Privileg reizt, über den Bedarf hinaus zu bauen. Das verstärkte Angebot aber drückt die Preise, und dies trifft auch diejenigen Häuserbesitzer, welche die Steuern bezahlen müssen. Man sieht auch hier wieder: Es ist schwer für für den Staat, Wohlthaten zu erweisen, ohne zugleich Ungerechtigkeiten zu begehen. Auch hierbei begünstigt das Privileg eine kleine Minorität auf Kosten aller Andern.

Nur für die eigentlichen Luxuswohnungen erster Qualität sind in Wien so gut, wie in Berlin, die Miethen gesunken und mancher Palazzo steht da, wie die Ochsen am Berge.

Ich kann nicht verhehlen, daß ich die Bauthätigkeit in Wien mit etwas gemischten Gefühlen betrachte. Und zwar aus zwei Gründen:

Erstens bedroht sie die schönen Gärten, welche sich innerhalb der Linien noch zahlreich erhalten haben. Diese Gärten gehören zu den Palästen der hohen Aristokratie. Sie nehmen einen ansehnlichen Umfang ein und sind meistens gut gepflegt. Die großen alten Bäume, welche man hier mitten in der Stadt findet, sind eine wahre Wohlthat für alle menschlichen und thierischen Lungen. Die Bauspeculation hat auch an diese Gärten Hand angelegt. Ich sah den Park eines sehr vornehmen fürstlichen Hauses bereits zu Bauplätzen hergerichtet. Die prachtvollen Bäume waren umgehauen und die Häuser noch nicht da. Ob die letzteren innerhalb der ersten Jahre kommen werden, weiß man nicht. Jedenfalls kommen die prachtvollen Bäume nicht wieder, und Wien ist um eine Stätte ärmer geworden, welche bisher seiner Schönheit und Gesundheit gedient hat. Möchten doch die übrigen Parks erhalten bleiben.

Der zweite Grund ist folgender: Wien ist in raschem Wachsthum begriffen. Demselben sind jedoch im Süden und im Südosten durch die Staatsbahn und die Südbahn enge Grenzen angewiesen. Auch nach dem neuen Donaubette zu ist das Vorschreiten durch die Dämme der Nordwestbahn und der Nordbahn einigermaßen erschwert. Diese Hindernisse werden jedoch überwunden werden. Am meisten Raum und Neigung zum Wachsen finden wir im Norden und Westen, wo keine Eisenbahnen im Wege liegen und wo die Ausläufer des schönen Gebirgs zur Ansiedlung locken. Hier gerade würde aber die landschaftliche Schönheit der Gegend, welche zugleich die Grundlage der Annehmlichkeiten Wiens bildet, und die Rücksicht auf Sanitätspolizei auf das Aeußerste geschädigt werden, wenn man mit geschlossenen Straßen und riesengroßen Miethercasernen vorrücken wollte, bis an oder gar auf die Berge, welche Wien im Westen und Norden einrahmen.

Hier müßte also eine Linie gefunden und festgestellt werden, bei welcher die Zinshäuser aufhören und der Villenbau anfängt. Ein Wiener „Zinshaus“ ist immerhin schöner, als eine Berliner Miethkaserne. Ich habe einmal in einem solchen gewohnt. Es heißt der „Heinrichshof“ und stößt mit der einen Seite auf den Opernring und mit der andern auf die Elisabethstraße. Eigentlich bildet es drei verschiedene Häuser, welche eine Reihe von größeren und kleineren Höfen einschließen. Das mittelste Haus ragt über die beiden andern um ein Stockwerk empor. Das Gesammtgebäude ist jedoch als ein einheitliches Ganzes behandelt. Gleicher Erde und Zwischenstock bilden einen Unterbau von kräftigen Quadern. Die beiden folgenden Stockwerke sind durch Kuppelung der über einander gelegenen Fenster und einen gemeinschaftlichen rothen Grundton zusammengefaßt. Der oberste Stock bildet eine Art Fries mit Fresken auf Goldgrund zwischen Pilastern. Hansen hat das Gebäude 1861 bis 1863 errichtet. Die innere Einrichtung ist zweckmäßig im höchsten Grade. Zehn große Treppen führen in alle Wohnungen und Stockwerke. Jede Wohnung bildet ein strenge abgeschlossenes Ganzes. Gleicher Erde haben sich alle möglichen Geschäfte niedergelassen. In den Höfen, welche den Durchgang vom Opernring nach der Elisabethstraße gestatten, findet man Bier- und Kaffee-Häuser und Restaurants. Kurz man könnte hier eine Belagerung von sechs Wochen aushalten, denn Alles, was man zum Leben nöthig hat, findet man in diesem einzigen „Zinshaus“, welches nach Wiener Ausdrucksweise zugleich ein „Durchhaus“ ist, weil man durch die inneren Höfe aus einer Straße in die andere gelangen kann. Solcher Durchhäuser gibt es hier sehr viele, und sie sind in der innern Stadt eine wahre Wohlthat. Denn die engen und krummen Straßen mit ihren hohen und schmalen Trottoirs (sie er-

innern fast an die wieder aufgegrabenen Straßen des alten Pompeji) reichen für so lebhaften Verkehr nicht aus. Die Durchhäuser aber lenken einen Theil des Verkehrs von der Straße ab. Fahren darf man nicht durch diese Höfe, und so bleibt hier der bescheidene Fußgänger von dem Fuhrwerk ganz unbehelligt. Zugleich spart er beträchtliche Umwege. Keinem Hausbesitzer fällt es ein, Jemanden das Durchgangsrecht zu bestreiten. Das Publikum hat dasselbe durch Verjährung erworben. Wie ganz anders in Berlin, wo es in den geradlinigen langen und langweiligen Straßen so sehr an Durchbrüchen fehlt, daß man die größten Umwege machen muß, und wo man mit beinahe mathematischer Sicherheit darauf rechnen kann, mit Grobheiten zurückgewiesen zu werden, sobald man den Versuch macht, durch die Höfe von einer Straße in die andere, in die Parallelstraße zu gelangen. Es wäre in Berlin zu helfen, wenn man in den großen Straßen, in der Wilhelms-, Friedrichs- und Leipzigerstraße überall Tramways gestattete. Allein Tramways bedürfen der Genehmigung der städtischen und der Staats-Polizei, des Handelsministers und des Ministers des Innern, und da findet sich immer Einer, der ein Bedenken hegt. Freilich findet man solche Bedenken höchst unbegreiflich, wenn man die Pferdebahnen in Bukarest und in Constantinopel gesehen hat, wie sie durch die buckligen und krummen Straßen durch all das Getümmel von „sündhaftem Vieh und Menschenkind" hindurchfahren und doch nicht mehr Unglücksfälle passiren, wie bei uns, die wir so sehr durch liebevolle polizeiliche Sorgfalt behütet sind.

Im Innern der Stadt also lasse ich die Zins- und Durchhäuser gelten. Aber sie dürfen nicht zu weit hinausrücken. Das Hügel- und Berg-Terrain im Norden und Westen der Stadt muß dem Villenbau und den Parkanlagen vorbehalten werden. Hat man Terrain für Fabriken nöthig,

so ist dasselbe am besten auf dem linken Ufer der neuen Donau zu finden. Die Gärten, die Parks, die Vegetation im Innern der Stadt müssen unter allen Umständen conservirt, und der Linienwall muß, bevor man ihn in eine ebenerdige Eisenbahn verwandelt, an möglichst vielen Stellen durchbrochen werden.

Dies sind die Wünsche, die ich der schönen Donaustadt widme. Ich habe die meisten europäischen Großstädte gründlich studirt. Dies gibt mir vielleicht ein Recht, meine Meinung zu sagen, natürlich solvo meliore.

Wien hat große Vorzüge vor andern deutschen Städten, namentlich auch für den Touristen.

Vor Allem hat man hier wirkliche Kaffee-Häuser. Bei uns liest man auswendig das Wort „Café“, und wenn man hineinkommt, ist es eine räucherige Bierkneipe. Die Wiener Kaffee-Häuser haben am meisten Aehnlichkeit mit den italienischen. Sie unterscheiden sich von den letzteren dadurch, daß sie reinlicher sind, und daß auch der Milch-Kaffee gut ist, während die Italiener sich durch ihren schwarzen Kaffee auszeichnen, welcher in kleinen Tassen gereicht und deßhalb der „kleine Schwarze“, il piccolo nero, genannt wird. Es ist in der That bemerkenswerth, wie der Kaffee auf jedem Schritte von Berlin nach Constantinopel besser wird. Zuerst kommt der sächsische Blümches-Koffi, welcher so dünn ist, daß man durch die Brühe die kleinen Blumen erblickt, welche den Boden des „Schälchens“ zieren. Dann tritt eine erhebliche Besserung ein, sobald man die sächsisch-böhmische Grenze hinter sich hat, und dies steigert sich bis Wien. Am besten ist aber der Kaffee in Constantinopel und auch hier dann am allerbesten, wenn der Kafidschi, auf Deutsch nennt man's „Cafétier“, ein wirklicher rechtgläubiger Türke ist.

Wenn man aber die Güte des Wiener Kaffee's damit

erklären will, daß die Wiener es von den Türken gelernt hätten, so ist dies ein Irrthum, welcher allerdings scheinbar unterstützt wird durch einen in Wien allgemein verbreiteten Kaffee-Mythus.

Im Jahre 1683, wo die Türken Wien belagerten, um endlich definitiv aus Oesterreich hinausgeprügelt zu werden, soll sich in der belagerten Stadt ein Mann von serbischer Abkunft, Kolschitzky (dieser Name klingt aber durchaus nicht serbisch!), so nützlich und gemeinnützig erwiesen haben, daß man nach Abzug der Osmanli nicht nur eine Straße nach ihm benamste, sondern auch ihm sämmtliche Kaffee-Vorräthe verehrte, welche man im Türkenlager erbeutete, welche Vorräthe für ihn wahrscheinlich werthvoller waren, als die Verewigung seines Namens. Er soll darauf ein Kaffeehaus etablirt und hier den türkischen Kaffee verzapft haben. Dies sei, so sagt man, das erste Café in Wien gewesen.

Da man mir weder Brief und Siegel, noch sonst eine glaubhafte Quelle für diese an sich nicht üble Geschichte beibringen konnte, so machte ich von meiner persönlichen Freiheit Gebrauch und glaubte sie nicht. Und damit man diesen Unglauben nicht für Unhöflichkeit oder Eigensinn halte, will ich hier kurz meine Gründe angeben. Die Wiener hatten offenbar den Kaffee schon früher und er ist nicht aus dem Orient, sondern aus dem Westen zu ihnen gekommen, wie dies der Hofrath A. v. Kremer uns nachweist.

Die südarabischen Derwische sind die Erfinder des Kaffee's. Ihre Ordensregel zwingt sie, ganze Nächte hindurch zum Lob und Preise des Herrn zu tanzen oder zu heulen. Trotz ihrer Frömmigkeit wußten sie sich bei dieser etwas monotonen Beschäftigung des Schlafs nicht zu erwehren. Sie griffen daher zur Kaffeebohne, welche dort wild wuchs. Sie kauten dieselbe zuerst. Dann kochten sie solche. Beides half ihnen wach zu bleiben. Diese Bohne

wird arabisch Kawa genannt und daher stammt unser Kaffee. Die Pilger lernten diesen Kaffee in Mekka kennen und verbreiteten ihn rasch im ganzen Orient. Sein mönchischer Ursprung gab ihm einen heiligen Beigeschmack. Allein dies ärgerte wieder die Weltpriester, Pharisäer und Schriftgelehrten. Jene theologischen Juristen und juristische Theologen, welche in allen Ländern der Erde weit schlimmer sind als die einfachen Juristen oder die einfachen Theologen, und welche man in der Türkei Ulema's nennt, erhoben sich wider den Kaffee und erklärten denselben für sündhaft. Allein der Kaffee war stärker als die Priester. Er eroberte die Erde. Constantinopel hatte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schon seine Cafés. Von da kamen dieselben auch nach dem übrigen Europa, aber nicht zu Lande, sondern zu Wasser. Denn der Landweg (ich werde in dem nächsten Kapitel darüber reden) war damals schon in Abnahme gekommen. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts finden sich Kaffee-Häuser in London. Kein Geringerer als Thom. Babington Macaulay hat deren Geschichte geschrieben, wenn auch nur als kleine Episode seines großen Geschichtswerks. Der Kaffee wurde damals in England mit nicht geringerer Heftigkeit angefeindet, als kurz nachher der Tabak; namentlich von dem schönen Geschlecht, welches es seltsam fand, daß die Männer morgens früh statt Bier Kaffee begehrten. Jetzt würden sie das Gegentheil seltsam finden. Damals reichten sie eine Anti-Kaffee-Petition beim Parlament ein, welche bekannt ist unter dem Titel „Women's petition against coffee“. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaffee von England über Frankreich und Süddeutschland nach Oesterreich gekommen, wie dies auch mit dem Tabak der Fall war. Indessen vermag der Streit hierüber an der Thatsache nichts zu ändern, daß der Kaffee in Wien sehr gut ist. Auch die Küche ist gut, nur

wird sie stark beherrscht von fremdländischen Einflüssen, namentlich von italienischen und ungarischen, so daß sich kein einheitlicher Styl, wie in England oder in Frankreich, hat ausbilden können.

Zwei Künste, welche für den Touristen sehr wichtig sind, haben sich in Wien bis zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Das ist das Serviren und das Kutschiren. Es ist wahr, der Wiener Lohnkutscher überfordert in der Regel den Fremden und häufig auch den Einheimischen, was der Berliner Droschkenkutscher nicht thut. Aber er fährt dafür desto besser. Es ist wahrhaft bewunderungswürdig, mit welcher Geschicklichkeit die Kutscher um eines Haares Breite an einander vorbeifahren und mitten zwischen den rasch rollenden Pferdebahnwagen die Schienen kreuzen. Im Innern der Stadt sieht es beinahe ängstlich aus, wie nahe an den Trottoirs sie fahren und wegen der Enge der Straße fahren müssen; dabei schädigen sie aber nie einen Fußgänger, obgleich ein breiter Mann auf dem schmalen Trottoir etwas nach der Straße zu überhängt. Ebenso wird man in den Restaurants, Kaffee- und Bierhäusern überall reinlich und rücksichtsvoll bedient. Ich habe nie, was an einigen Orten in Deutschland beinahe die Regel, eine schmutzige Serviette oder ein zerbrochenes oder beschädigtes Glas erhalten, auch nicht in der bescheidensten Kneipe.

Der Fiacre hat ein gewisses Standesbewußtsein. Der meinige rühmte sich, er sei „ein altes Fiacre-Blut“ und auch sein Vater habe dreißig Jahre auf dem Bock gesessen. Dabei war er sehr witzig. Als wir über einen Platz fuhren, auf welchem sehr viele Heiligenstatuen standen, machte ich eine Bemerkung darüber. Sofort fragte er: „Was steht denn bei Ihnen in Berlin auf den Plätzen?“

— Nun, z. B. der alte Blücher, der alte Ziethen, Gneisenau, Scharnhorst und andere Feldherren und Helden.

— „Ja, schaun's Gnaden, das hab' ich mir gedacht. Die Preußen stellen Soldaten auf. Wir aber glauben, daß uns die Heiligen helfen, weil wir wissen, daß uns unsere Soldaten zuweilen nicht helfen konnten."

Durch diese feine Wendung zwang er mich, ihm etwas Anerkennendes über die österreichische Armee zu sagen, wozu er freundlich schmunzelte. Die Wiener Witzblätter hatte er gründlich studirt. Am liebsten wiederholte er die Witze gegen die Tschechen, Ungarn und Südslaven; er war ein enragirter Deutscher; und als er hörte, die Serben seien dem Weltpostcongreß beigetreten, sagte er:

— „Wie wollen die das denn machen? da kann ja Keiner schreiben!"

— „Schaun's," sagt er mir ein ander Mal, „ich will Ihnen sagen, warum alle diese kleinen und kauderwelschen Völkerschaften ein jedes für sich sein und mit uns Deutschen nichts zu thun haben wollen. Sie werden vielleicht glauben, wir hätten den Leuten Etwas zu Leid gethan. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Sie wissen nur, daß sie keine so große Rolle spielen, wenn man uns Alle in einen Topf wirft. Da sind in jeder Stadt und in jedem Ländchen und in jedem Nationchen so ein paar ehrgeizige Schreier, welche, wenn man eine Mauer um dies enge Gebiet und um diese kleine Sprachgenossenschaft zieht, auf diesem Gebiet eine Stelle finden, in der sie sich wichtig machen machen können. Aber in einem großen Ganzen wäre von ihnen gar keine Rede. Deßhalb schreien sie so wider uns; und die Andern schreien mit ihnen, weil sie es so gewöhnt sind und weil das allemal so das Kommod'ste ist."

Bei einer Fahrt durch die Vorstadt Landstraße stießen wir auf einen Haufen von Stromern, Strolchen und Bettlern. Es schien eine Art Organisation unter ihnen zu sein und sie strebten offenbar einem gemeinsamen Ziel zu.

— Was sind das für Leute? Wo ziehen sie hin?

— „Schaun's Gnaden, die streben in das Gebirg. Das Ungerland hab'ns bereits abgefressen, jetzt gehn sie in das steirische und kärnthner Oberland, angeblich um bei der Ernte zu helfen, was ihnen aber in Wirklichkeit gar nicht einfällt. Sie machen einfach die Gegend unsicher. Ich bin selbst von Haus ein Steirischer und muß das wissen. Ich traf einmal auf der Landstraße in der Steiermark mit einem solchen Burschen zusammen und fragte ihn, was er hier zu suchen habe. Da schnitt er ein ganz frommes Gesicht, faltete die Hände und sagte: „O, die Leut' hab'n so a gut's Schmalz hier und sein gar so brav!" Damit wollte er aber weiter nichts sagen, als: die Leute auf den einsamen Höhen im Gebirge, auf den sogenannten Einöden, fürchten sich vor solchen Vagabunden, welche ihnen den rothen Hahn auf das Haus setzen könnten, und deßhalb geben sie ihnen, was sie begehren, sogar Schmalz und Butter. Ein ander Mal sprach mich ein solcher Patron ebenfalls auf der Landstraße an mit den Worten: „Erlauben's, daß i bei Ihne bleib' und mit Ihne geh', ich bin fast ganz blind." Ich entdeckte alsbald auch, wodurch er sich so von mir angezogen fühlte. Er hatte, obwohl angeblich blind, in dem Walde auf große Entfernung das Gewehr eines Gensd'armen in der Sonne blitzen sehen, deßhalb blieb er bei mir, als wenn wir zusammengehörten. Als der Gensd'arm glücklich vorbei war, ging er wieder seine eigenen Wege. Seine Blindheit war vorüber." —

Der Fiacre war auch eine Art Dichter in Wiener Mundart. Freilich ist hier leicht dichten, weil sich Alles auf einander reimt. So reimte sich bei ihm „Sunda und Stunda", während sich bei uns Sonntag und Stunde absolut nicht mit einander reimen. Desgleichen „Dina und Lina"

statt Diener und Linie. Das ist wirklich eine gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt.

Zum Abschied von Wien machte ich noch einen Ausflug nach dem Kloster Neuburg. Mit dem Dampfschiffe hin, mit der Eisenbahn zurück. Es war eine wunderschöne Fahrt. Ein Freund führte mich bei einem der Chorherren ein, der „Herr Emil" genannt wurde. Es war ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und feiner Lebensart; man bemerkte bei Allem, was er that und sagte, eine aufrichtige Frömmigkeit, ohne daß Ostentation mit ihr getrieben wurde. Das Chorherrenstift ist von dem Markgrafen Leopold III. von Babenberg erbaut und liegt auf einem nach allen Seiten freien Hügel über der Donau, die hier eine große Anzahl von Armen hat und Inseln bildet. Gegenüber liegt die Stadt Kornneuburg, eine Station der österreichischen Nordostbahn. Auf dem diesseitigen, rechten Ufer, am Fuße des Kahlenberg, ist zwischen Wien und hier überall klassischer Boden. Da liegt Nußdorf, wo Schikaneder wohnte, — in der jetzigen Villa Biedermann, deren Plafonds mit Scenen aus der Zauberflöte bemalt sind. Da liegt Josephsdorf, wo Mozart im Casino seine Zauberflöte componirte. Da liegt Heiligenstadt, wo Beethoven seine Sinfonia pastorale schuf.

Wir stiegen von der Landungsbrücke in Schlangenwindungen den Klostergarten hinauf längs mächtiger Sturzmauern, die theils mit Epheu und theils, an den sonnigen Stellen nämlich, mit feinem Spalierobst bekleidet waren. Oben auf der Gartenterrasse unter großen alten Bäumen war ein schönes lauschiges Plätzchen, wo man die Ruhe der Abgeschiedenheit und doch den Ausblick in die volle reiche Welt genoß. Nur die österreichischen Pioniere, deren Kaserne und deren Schiffsdepots unweit des Klosters, unmittelbar unter demselben an der Donau liegen, machten einen

unbarmherzigen Lärm. Sie waren beschäftigt, eine Schiffbrücke zu schlagen, und ließen es an Signalen nicht fehlen. Das Kloster hat verschiedene Sehenswürdigkeiten, worunter ich nur zwei erwähnen will, die oberirdische und die unterirdische Bibliothek. Ich gab der letzteren den Vorzug, d. h. dem Keller. Derselbe erstreckt sich in drei über einander gelegenen Stockwerken bis tief hinunter in den Bauch des Berges, ja bis unter den Spiegel der Donau. In diesen hohen und breiten gewölbten Keller-Gallerien ruhen zahllose Fässer mit den Weinen der letzten dreißig Jahre und auch einigen ganz alten. Es ist Alles Wachsthum des Klosters, lauter wohlgepflegte und gutgehaltene Weine. Einige große Fässer sind Stiftungen einzelner Aebte, deren Wappen darauf angebracht ist. Das größte zeigt das Bildniß des heiligen Leopoldus zu Ehren des Gründers Leopold von Babenberg. Es reicht aber dem berühmten Fasse auf dem Heidelberger Schlosse an Größe nicht das Wasser. Ich erkundigte mich auch nach den Preisen der Weine, welche, soweit der Vorrath den Bedarf des Klosters übersteigt, verkauft werden. Ich fand die Preise sehr billig. Als ich aber nach dem Preis des Achtundsechzigers fragte, antwortete der Kellermeister:

— „Den verkaufen wir nicht, den trinken die Chorherren selber."

— Woran sie sehr wohl thun, setzte ich hinzu, denn der Achtundsechziger ist ja der beste.

Dies gewann mir sein Vertrauen.

— „Ja," sagte er, „die richtigen Zeiten sind aber doch schon vorüber. Von den Viereckigen leben leider nicht mehr so viele."

— Was ist das, die Viereckigen?

— „O, so nannten wir scherzweise die Chorherren, welche noch aus der guten alten Zeit stammten und noch

ihren natürlichen Durst beibehalten hatten. Damals wurde noch der Wein in großen steinernen viereckigen Krügen aus dem Keller in den Speisesaal gebracht und jedem der Herren sein Krug hingestellt. Heut zu Tage nimmt man gläserne Flaschen. Aber die alten Herren ließen sich das nicht gefallen. Sie bestanden auf ihren viereckigen Krügen; und man mußte ihnen den Willen thun. Deßhalb nannte man sie scherzweise die Viereckigen. Aber viel davon leben nicht mehr. Und überhaupt die guten Zeiten sind vorbei. Aber das ist ja auch kein Wunder bei der Nachbarschaft!"

— Wie so? Welche Nachbarschaft denn? Machen Ihnen vielleicht die Pioniere da unten zu viel Lärm mit ihrem ewigen Brückenschlagen und Signalblasen?

— „Gott bewahre, die Pioniere, das sind ordentliche Leute. Und das Signalblasen und Brückenschlagen schadet keinem Menschen etwas. Aber die da drüben!"

Ich muß hier einschalten, daß sich in Kloster-Neuburg auch eine Weinbauschule befindet, welche unter der Leitung eines bewährten Oenologen, des Herrn von Babo, steht. Nun ist es mir aus meiner Heimath am Rhein bekannt, daß der praktische Weinbauer eine instinktive Abneigung gegen den Weingelehrten hat, indem er von ihm glaubt, er schädige die Gabe Gottes durch seine gelehrten Künste. Ich war daher nicht erstaunt, hier einer ähnlichen Stimmung zu begegnen. Bekanntlich hat sich, von Frankreich abgesehen, die Reblaus zuerst hier in Kloster-Neuburg und zwar in den Weinbergen der Weinbauschule gezeigt. Hier ist also die Wiege der Reblaus. Ihr erstes Auftreten erfolgte aber schon vor sechs Jahren; und es wird nun behauptet, man habe es mit diesem Gegner, dessen Gefährlichkeit man vielleicht nicht erkannte, zu leicht genommen, mit ihm gespielt und über allerlei wissenschaftlichen Experimenten es versäumt, ihm mit jener Entschlossenheit zu Leibe zu gehen,

welche jede weitere Verbreitung unmöglich macht. Ob diese Vorwürfe begründet sind, weiß ich nicht; vielmehr glaube ich, daß die Reblaus ein so neuer Gegenstand ist, daß sich über dergleichen Fragen schwerlich schon ein maßgebendes Urtheil fällen läßt.

Das Chorherrn-Stift in Kloster-Neuburg ist auf einem vornehmen Fuß eingerichtet. Jeder der Chorherren bewohnt ein großes, zwar einfach, aber geschmackvoll möblirtes Zimmer, in welchem sich eine Büchersammlung und zuweilen auch musikalische Instrumente befinden. Das Ganze macht den Eindruck von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, ohne allen specifisch mönchischen oder ultramontanen Beigeschmack. Denselben Eindruck machen die „Schotten" in Wien, die Benedictiner in Admont (Steiermark), sowie in Mölk und in Göttweih. Es fehlt hier an jeder aggressiven oder staatsfeindlichen Richtung. Auch dem Cardinal Rauscher in Wien, der damals noch lebte, wurde selbst von liberaler Seite nicht bestritten, daß er sein Vaterland aufrichtig liebe, daß er vor Allem Oesterreicher und daß er bereit war, sein Werk, das Concordat, fallen zu lassen, als es mit dem öffentlichen Geiste des österreichisch-ungarischen Reiches in zu grellen Gegensatz trat. Namentlich hat er sich auch den Bestrebungen der feudal-clericalen tschechischen Föderalisten immer ferne gehalten. Als ich im Gespräch mit einem Wiener den Unterschied zwischen dem Verhalten des Cardinals Rauscher und dem der katholischen Bischöfe in Deutschland hervorhob und ihn nach der Ursache dieser Differenz fragte, sagte er scherzend:

— „Rauscher gehört zu den gesättigten Existenzen. Er ist Cardinal, und die Eurigen wollen's noch werden."

In Ungarn tritt die streng nationale Haltung der katholischen Geistlichkeit noch weit schärfer hervor. Die Bischöfe sitzen im Oberhaus und verkehren mit ihren welt-

lichen Collegen, den Magnaten, auf dem Fuße des vertraulichen „Du". Der ungarische Bischof ist in erster Linie Magyar, in zweiter vornehmer Herr und erst in dritter Bischof; ultramontan ist er gar nicht. Es ist vielmehr bekannt, daß ein katholischer Bischof in Ungarn, der auch in der Politik eine große Rolle spielt, sich unumwunden für die Einführung der Civilehe ausgesprochen hat. Die Pfarrgeistlichkeit ist ganz entschieden ungarisch. Einzelne ihrer Mitglieder haben sich sogar in dem Unabhängigkeitskrieg hervorgethan. Obgleich der jetzige Ministerpräsident Herr von Tisza Protestant ist und sogar „der calvinische Papst" genannt wird, herrscht in dem Lande überall der tiefste interconfessionelle Friede, und der Hón (auf deutsch Vaterland), das Organ des Herrn von Jókai, enthielt zu jener Zeit eine bezeichnende Lobrede auf das politische Verhalten der katholischen Geistlichkeit in Ungarn. Auch die protestantischen Deutschen in der Zips und im westlichen Ungarn sind magyarisch gesinnt, während dagegen die Siebenbürger Sachsen lebhafte Beschwerde führen, daß sie von den Magyaren in Sprache und Sitte, Schule, Kirche und Vermögen bedroht oder beeinträchtigt werden.

Zum Schlusse noch die Notiz, daß jedes der großen Donauland-Klöster einen seiner besonderen Eigenschaft entsprechenden Beinamen hat. Mölk heißt: „Zum vollen Metzen", die Benedictiner-Abtei Göttweih: „Zum klingenden Pfennig" und das Chorherrenstift Kloster-Neuburg: „Zum rinnenden Zapfen".

VI.

Oesterreich und der Orient.

Vor etwa zwanzig Jahren war es in Deutschland Mode, für die Donau-Mündungen zu schwärmen. Sie sollten Rußland entrissen werden und die große Verkehrsader zwischen Deutschland und dem Orient bilden, nicht nur um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, sondern auch um den russischen Einfluß im Osten zu bekämpfen. Als der Professor Schulz, mein nassauischer Landsmann, aus der Paulskirche in Frankfurt a. M. nach Weilburg zurückkehrte, sagte er: „Für die Sulina-Mündung und das österreichisch-deutsche Siebzig-Millionen-Reich lasse ich mein Leben, ihm widme ich den Rest meiner Tage.“ Er hatte auch in dem Parlament einmal wegen der Sulina-Mündung interpellirt, aber die Interpellation war entweder gar nicht oder mit nichtssagenden Redensarten beantwortet worden. Der gute Professor ist zwischenzeitig gestorben, und aus dem Siebzig-Millionen-Reich ist auch nichts geworden. Deutschland und Oesterreich aber haben sich jedes für sich consolidirt und sind dadurch einander durchaus nicht fremder geworden. Ihre beiderseitigen Interessen, namentlich auf volkswirthschaftlichen Gebieten, liegen im Orient sehr nahe bei einander. Man erwartet aber die Verbindung mit dem Orient nicht mehr von den Donau-Mündungen, obgleich man die Wichtigkeit der Donauländer erkannt und diese Erkenntniß durch Abschluß des österreichisch-rumänischen Handelsvertrags praktisch bethätigt hat. Man weiß, daß für Oesterreich die Verbindung zu Lande zu suchen ist, und zwar durch den Anschluß der österreichisch-ungarischen Eisenbahnstrecken an die türkischen, welch letztere einerseits aus Süd-Bosnien (Mitrowitza) an dem Ibar-Bache hinauf und dem Vardarflusse hinunter nach dem weiland so berühmten Hafen Thessalonica, jetzt Sa-

loniki, hinunter, und welche andererseits von der Nähe der serbischen Grenze über Bellova, Sarembey, Adrianopel, auf der einen Seite nach dem Seeplatz Dêdêagh und auf der andern nach der Hauptstadt Constantinopel führt und wahrscheinlich demnächst auch über Tirnova, Tamboli und Schumla bis Varna und Ruschtschuk reichen wird.

Ich werde, wenn ich zu dem Abschnitte Rumänien gelange, darthun, wie nach Maßgabe der abgeschlossenen Staatsverträge die rumänischen Bahnen sowohl an der Grenze von Siebenbürgen als auch an der des Banats ihren Anschluß an die ungarischen Eisenbahnen finden werden. Diese Anschlüsse sind jedoch für den Verkehr Oesterreichs mit dem Orient unzureichend.

Es handelt sich aber für Oesterreich nicht bloß um die Verbindung mit der europäischen Türkei, sondern auch mit Asien. Es gilt, den alten Landweg nach Indien durch Eisenbahnen wieder zu beleben.

Das Verdienst, diese Idee kräftig ergriffen und eindringlich gepredigt zu haben, gebührt meinem verehrten Freunde Herrn Dr. Alexander Peez in Wien in seiner Schrift: „Oesterreich und der Orient. Eine handelspolitische Studie", (Wien, Fr. Meyer, Tuchlauben, 1875). Ich bin mit Herrn Peez, was die Frage des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Deutschland anlangt, in Bezug auf Handelsvertrag und Zolltarif, in Bezug auf Schutzzoll und Freihandel nicht einverstanden. Aber um so mehr muß ich seinen weitreichenden kulturwissenschaftlichen Blick bewundern, vermöge dessen es ihm gelingt, die entferntesten Zeiten und Völker mit einander in Verbindung zu setzen und dadurch ihr wechselseitiges Verhältniß aufzuklären. Ich habe mich über seine Auseinandersetzung auch persönlich gefreut, weil dieselbe, an der Hand gründlicher historischer Studien, das bestätigt, was ich schon im Jahre 1873 (Siehe das erste

Kapitel dieses ersten Abschnittes, betitelt „Die große Metropole des Stromes") über die Mission Wien's als Vermittler zwischen West- und Mittel-Europa, auf der einen, und Ost-Europa, auf der andern Seite, insbesondere auch zwischen Deutschland und dem Orient, geschrieben und publicirt hatte.

Indem ich es vermeide, darauf wieder zurückzukommen, schicke ich voraus, daß Oesterreich und die Donauländer, wie Herr Peez darthut, sich stets dann der größten Blüthe erfreuten, wenn sie unter dem Schutze einer starken Regierung den Werken des Friedens nachgingen, der oben erwähnten Mission folgten und die Beziehungen zu dem Orient in commercieller und handelspolitischer Richtung pflegten.

Meines Erachtens hatten wir ein Vorspiel dieser Epochen des Friedens und der Wohlfahrt schon zu römischen Zeiten, damals als der Kaiser Trajan das ganze Gebiet der mittleren Donau beherrschte. Ich werde weiter unten, dritter Abschnitt, siebentes Kapitel, versuchen, dieses dako-romanische Kultur- und Lager-Leben im zweiten und dritten Jahrhundert nach Christus zu schildern, und kann hier schon darauf verweisen.

Die längste und glänzendste Periode aber war die vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert, während deren sich Oesterreich und die Donauländer eines leidlichen Friedens erfreuten und den Vermittler abgaben zwischen Westeuropa einerseits, und andererseits dem Reiche der Rhomäer, dem oströmischen Kaiserreiche und seiner glänzenden Hauptstadt Byzanz, welche damals den orientalisch-indischen Handel beherrschte.

Leider waren diese Friedensperioden nicht häufig. Die centrale Lage, welche Wien zwischen dem nordwestlichen und dem südöstlichen Europa einnimmt, schloß auch die Versuchung in sich, sich in alle Streitigkeiten des ganzen Welt-

theils zu mengen; und als man endlich gar Versuche machte, ein Reich zu regieren, „in welchem die Sonne nicht untergeht", mußte sich die Wahrheit des französischen Spruches bewähren, daß der schlecht festhält, der zu viel umfaßt. Das Haus Habsburg verdient dabei immerhin einige Entschuldigung. Für den Versuch wegen der Größe der Versuchung. Für das Mißlingen wegen der Unmöglichkeit des Gelingens; wenigstens ist erfahrungsmäßig in einem „Weltreiche" oder einer „Universalmonarchie" noch niemals auf die Dauer gut regiert worden. Dazu kamen speciell noch die häufigsten Theilungen der Habsburgischen Hausmacht, die Schwierigkeiten, welche die päpstliche und die welfische, die kleinfürstlich-particularistische und die französische Politik bereiteten. Endlich die Türken, welche 1529 zum ersten und 1683 zum letzten Male Wien belagerten, die ihre Grenzen bis zu den deutsch-ungarischen Städten Erlau und Stein am Anger vorschoben und mehr als anderthalb Jahrhunderte in Ofen geherrscht haben. Wie die alten Staufen- und Frankenkaiser von der Coalition der römischen Päpste und der deutschen Kleinfürsten (letztere haben im 16. Jahrhundert ihrem heiligen Verbündeten den gebührenden Dank abgestattet) umzingelt wurden, so geschah es den Habsburger Kaisern durch die Coalition der Franzosen und der Türken. Wenn das weiße Lilien-Banner der Franzosen nach Straßburg vorrückte, dann rückte die grüne Halbmond-Fahne des Propheten nach Ofen und Wien vor. Wenn der gallische Hahn im Westen krähte, dann brüllten die Janitscharen im Osten ihr: „La allah il allah, wa Mahumed rasúll allah!"; und als endlich 1683 die Deutschen das von den Türken belagerte Wien entsetzten, da fanden sie in den Zelten des Kara Mustapha die freundschaftlichsten Briefe Ludwigs des Vierzehnten, in welchen sich der „allerchristlichste König" mit dem „Erbfeind der Christen-

heit“ verschworen hatte zur Theilung des christlichen Europa. Die Türken haben diese Coalition mit Frankreich, welche die Ruhe und den Frieden des Welttheils bedrohten, später sehr theuer bezahlen müssen. Hoffentlich ist dies eine Warnung für Andere; denn es ist ja bekannt, wie seit König Karl dem Zehnten (1828) bis zum heutigen Tag die chauvinistische Partei in Frankreich von Zeit zu Zeit den Versuch machte, eine Coalition mit Rußland gegen Mitteleuropa, und namentlich gegen Deutschland zu Stande zu bringen. Das kluge Rußland hat aber bisher diesen Aufforderungen zu einem erneuten Türkenbund (solche Sirenen-Stimmen erschallen neuerdings wiederholt in der „Revue des deux mondes“ aus der Feder des Beust'schen Hofraths Julian Klaczko, den ich bereits oben durch Herrn D. Spitzer dem geehrten Leser vorstellen zu lassen die Ehre hatte) ein kühles: „Ich bin nicht so dumm, wie die Türken“ (pas si bête!) entgegengesetzt.

Um es kurz zu sagen, Habsburg wollte, neben einigen andern colossalen Fragen, auch die deutsche und die orientalische Frage zugleich lösen. Das überstieg seine Kräfte. Nachdem nunmehr die deutsche Frage definitiv gelöst ist, hat Oesterreich wieder beide Hände frei und es kann mit erneuerten und verstärkten Kräften, „wie zu jener Zeit der glorreichen Babenberger, da Deutschland für Oesterreich einen starken Rückhalt bildete, seine zwar friedliche und wesentlich auf volkswirthschaftliche Ziele gerichtete, aber nicht minder große und hoffnungsvolle Mission nach dem Osten wieder aufnehmen“.

Kehren wir nun zurück zu jener Periode des Friedens und des Wohlstandes, welche durch die starke Hand des deutschen Kaisers Heinrich des Dritten und durch die Regententugenden der Babenberger im zehnten Jahrhundert eingeleitet wurde und bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein dauerte.

Byzanz war damals der Mittelpunkt der europäisch-asiatischen Welt. Es war London und Paris zugleich. Es war die Sonne, von welcher Wien das nächste und stärkste Licht empfing, um es weiter nach Norden, Westen und Süden zu strahlen.

Byzanz hatte die politischen und hierarchischen Traditionen Roms, es hatte die Kunst und die Literatur Griechenlands, die mercantile, technische und industrielle Tüchtigkeit beider überkommen. Es dictirte der civilisirten Welt die Gesetze des Luxus und der Moden; seine Industrie producirte weltliches Geschmeide und geistliches Prunkgeräthe, die kostbarsten Stoffe und Gewebe und die schneidigsten und schmucksten Waffen; und als 1204 die „Barbaren" aus dem Westen, die biedern Kreuzfahrer, Constantinopel eroberten, da schwelgten sie förmlich in dem ihnen unbekannten Luxus und konnten kaum fertig werden mit der Theilung der Beute. Ich werde darüber in meinem zweiten Band, welcher die Türkei und Griechenland enthalten soll, die anschaulichsten Einzelheiten nach dem Bericht eines Zeitgenossen der Eroberer geben.

Selbst die berühmte ungarische Krone ist in Byzanz gemacht; und nicht nur die Babenberger, sondern auch deutsche Kaiser holten sich zu Frauen Prinzessinnen des byzantinischen Hofes.

Damals war der Orient der Sitz der Kultur und das Abendland der Sitz der tapferen Kraft. Im 15. und 16. Jahrhundert schien es eine Zeit lang, als ob es umgekehrt werden sollte. Heute fehlt leider dem Orient sowohl die Kultur des elften, als auch die Kraft des sechzehnten Jahrhunderts.

Daß während des Mittelalters in den Donaulanden eine solch entwickelte Kultur herrschte, beweist schon der Umstand, daß die größten Heere, welche in das gelobte Land zogen, diese Strecke wählten, auf welcher sie die besten

Häfen zum Einschiffen und die besten Handelsplätze zur Beköstigung und Verproviantirung fanden. Gottfried von Bouillon nahm den Weg nach Palästina über Wien und Constantinopel. Das zahlreiche Heer Kaisers Konrad des Dritten wurde in Regensburg und Wien eingeschifft; die dort vorhandene Donauflottille reichte hin, um es zu befördern. Auch Kaiser Friedrich Barbarossa zog Donau-abwärts mit einer Armee, welche man auf eine halbe Million schätzte.

Auf derselben Straße aber bewegten sich auch die Producte der Landwirthschaft und der Gewerbe, die Gegenstände der Industrie und des Handels aufwärts und abwärts. Deutschland sandte durch Vermittelung von Wien, welches den großen Stapelplatz des weströstlichen Weltverkehrs bildete, wollene und leinene Gespinnste und Gewebe, Pelze und Felle, Honig und Meth hinunter. Der Orient schickte dagegen Droguen und Gewürze, Gold- und Seidenstoffe, Edelsteine und Waffen.

Der „Donaugraf" handhabte Justiz und Polizei auf dem Strom und dessen Ufern. Er residirte in Regensburg, in Wien im „Regensburger Hof", in Enns „am Stucken", in Ofen, Baja und Semlin „hegte er offen Gericht" unter Gottes freiem Himmel, und seine prompte und sichere Rechtspflege (die bekanntlich überhaupt besser ist als jene weitschweifig-gründliche, welche nur der Eitelkeit der Juristen schmeichelt) kam vor Allem dem Handel zu gut, welcher für seine Bewegungen Schnelligkeit und Sicherheit fordert. In den verschiedenen Städten an der Donau wurden Märkte und Messen gehalten, die größten in Enns, das damals viel größer gewesen sein muß als jetzt, und in Wien. Hier strömten Kaufleute und Waaren aus allen Ecken und Enden zusammen, um ihren Austausch zu vollziehen. Die orientalischen Waaren kamen theils Donau-aufwärts, theils über Venedig und das Gebirg. Die Kaufleute

aus Skandinavien und Rußland, aus Deutschland und den Niederlanden, aus Burgund und Lothringen erschienen in Enns und in Wien, um sie in Empfang zu nehmen. Der Handel genoß überall Schutz und Hülfe. Selbst an jetzt ganz kleinen Orten (freilich waren die damals wahrscheinlich größer) finden wir Landgerichte. Die Obergerichte sitzen in Tulln, Mautern und Kloster-Neuburg, wo der Herzog selbst dreimal alljährlich unter freiem Himmel Gericht hegte. Natürlich muß der Handel für all diesen Schutz auch bezahlen, und zwar vorzugsweise in der damals so beliebten naturalistischen Form der Passage- oder Stromzölle. Aber es ging hier nicht so unordentlich zu wie damals am Rhein, wo viele Dutzende großer und kleiner, weltlicher und geistlicher Herrscher zahllose Zollstätten anlegten, welche unter keiner gemeinsamen Gesetzgebung und Verwaltung standen, sondern wovon eine jede nach Piraten-Art von jedem Vorübergehenden so viel erpreßte als nur anging. An der Donau waren fixirte Zollstätten und diese hatten eine gemeinsame Zoll- und Tariforduung, wobei der Handel bestehen konnte. Neben den Zollstätten finden wir Münzstätten, welche nach einer gemeinsamen Münzordnung prägen. Maß und Gewicht sind einheitlich geregelt. Das bürgerliche Recht ist codificirt. Das Oesterreicher Landrecht ist älter als der Sachsen- und der Schwabenspiegel. Die breite Schicht des Bürgerstandes beginnt sich zu entwickeln, diese Entwickelung wird von den Babenbergern begünstigt. Und dieser ganze Aufschwung Oesterreichs, das damals auf einer weit höhern Kulturstufe stand als das gleichzeitige Frankreich oder England, sank plötzlich wieder in sich zusammen mit dem Augenblick, wo die Türken, aus Innerasien kommend, sich keilförmig zwischen die Araber und Byzantiner schoben, dann das byzantinische Reich eroberten, und zuletzt (1453) auch dessen Hauptstadt Constantinopel.

Um gerecht zu sein, muß man jedoch hinzufügen, daß es die frommen abendländischen Kreuzfahrer waren, welche durch die Eroberung von Constantinopel von 1204 und das, was darauf folgte, zuerst dem oströmischen Reiche unheilbare Wunden schlugen (ich werde davon in meinem zweiten Bande erzählen); daß es die Eifersucht und das Pfaffengezänke zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche, zwischen dem Papst von Rom und dem Patriarchen von Constantinopel war, welches die Westeuropäer verhinderte, dem oströmischen Reiche zeitig zu Hülfe zu eilen und es zu retten, als es noch zu retten war; daß die biederen Genueser in Galata und Pera den Türken halfen, Constantinopel zu erobern, und daß der „allerheiligste" Patriarch von Constantinopel mit derselben Bereitwilligkeit die Investitur vom Sultan Muhamed dem Zweiten empfing, wie von dem Letzten der Paläologen.

Wäre das Alles nicht so gewesen, so würden die Türken Constantinopel nicht erobert und das Reich der Rhomäer nicht zerstört haben. Die Zerstörung gelang, weil dies Reich politisch und militärisch, kirchlich und finanziell zum Sterben reif war. Trotz alledem aber wurde damals mit dem Schlechten auch viel Gutes zerstört. Namentlich auch die wirthschaftliche Blüthe, welche von Byzanz ausstrahlte, und der Handelsverkehr, welcher sich auf jenem Dreieck bewegte, als dessen Ecken man Byzanz, Venedig und Regensburg (lange Zeit anerkanntermaßen die größte, bevölkertste und wohlhabendste Stadt des deutschen Reichs) bezeichnen kann, und das Wien als gemeinsamen Stapelplatz in sich einschloß.

Das frische Kriegs- und Naturvolk der Osmanli sah mit Verachtung auf den byzantinischen Plunder. Für die Gegenwart sorgten ihm sein tapferes Schwert und für die Zukunft der Prophet, der ihm das Paradies verheißen.

Was kümmerte sie Handel und Verkehr mit den Ungläubigen? Auch der Weg über Aegypten ward gesperrt, als die Mameluken dies Land eroberten. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestand kein Landweg mehr. Es galt, den Seeweg zu finden, den Seeweg nach Indien. Zuerst, 1492, zog Columbus aus, um ihn zu suchen. Allein er fand statt Ostindien nur Westindien. Acht Jahre später, 1498, fand ihn denn Vasco di Gama wirklich. Columbus sowohl wie Vasco waren von Geburt Genueser. So hatte Genua wieder gut gemacht, was es an dem oströmischen Reiche gesündigt. Allein es geschah auf Kosten von Oesterreich und Deutschland. Das Welthandelsregiment ging nun zunächst auf Portugal über; aber Philipp II. von Spanien vernichtete dasselbe, nachdem er das Land erobert und Spanien einverleibt hatte. Dann kam es an Belgien; auch hier wurde es von demselben Philipp II. unterdrückt. Hierauf kam die Reihe an Holland. Da war ebenfalls der Staatskörper zu schwach und zu klein, um den schweren Welthandelsapparat auf die Dauer tragen zu können, und so ist denn derselbe auf England übergegangen, das ihn heute noch in seinen, politisch wie mercantil gleich starken Händen hält.

„Paris“, sagte mir ein Engländer, mit dem ich von Volo nach Athen fuhr, „Paris bildet sich ein, die Hauptstadt von Europa zu sein, und ist gegenwärtig noch nicht einmal die Hauptstadt von Frankreich, es ist vielmehr depossedirt zu Gunsten seines kleinen Trabanten Versailles. London bildet sich gar nichts ein, aber in Wirklichkeit ist es die Hauptstadt aller fünf Welttheile.“

Während man mit einem Engländer auf einem englischen Dampfer die See durchfurcht und auf den großen Fahrzeugen nichts erblickt, als englische Flaggen und Wimpel, ist man in der That nicht abgeneigt, ihm zu glauben.

Wenn nun Herr Alexander Peez aus der Geschichte Oesterreichs die Schlußfolgerung herleitet, daß nur die Zurückführung des indisch-orientalischen Handels auf dem Landweg über Constantinopel das entscheidende Mittel sein wird, um der Balcan-Halbinsel, dem Donau-Thal und den österreichisch-ungarischen Landen ein neues volkswirthschaftliches Leben einzuhauchen, und wenn er dann zu der Frage übergeht: „Wie ist diese Zurückführung zu bewirken?" so denkt er natürlich zunächst an das Vehikel der Eisenbahn; und wenn er schließlich an die Verwirklichung seiner Combination näher herantritt, so beschäftigt er sich zunächst und vorzugsweise mit England, welches inzwischen (die Schrift des Doktor Peez ist schon im Frühjahr 1875 erschienen) durch den Ankauf der Suez-Canal-Actien gezeigt hat, wie wichtig ihm der Weg nach Indien in jeglicher Form und Gestalt ist.

Da die Frage des orientalisch-indischen Handelswegs auch für Deutschland von großem Belang ist, so lasse ich die Deduction des Herrn Alexander Peez, unter seiner, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ertheilten Erlaubniß, im Auszuge hier folgen. Er schreibt:

„Die wichtige Angelegenheit einer Theilnahme Oesterreichs am orientalischen Handel ist heute eine Frage der Communicationswege geworden.

Die Eisenbahnen, die bestimmt sind, den indisch-orientalischen Handel über den Landweg, d. h. über Oesterreich zu leiten, zerfallen in zwei Theile, einen europäischen Theil und einen asiatischen.

Die europäischen Linien, die man gewöhnlich als die türkischen Bahnen bezeichnet und die in der Hauptsache aus zwei sich kreuzenden Linien bestehen, wovon die eine von der bosnischen Grenze bis Constantinopel, die andere von der serbischen Grenze bis Salonichi streicht, sind bekanntlich

schon zum größeren Theile fertig gestellt. Es soll hier nicht darauf zurückgegriffen werden, welch bedeutender Nachtheil auch hier wieder den österreichischen Interessen zugefügt wurde, indem die türkische Regierung den Bau der Bahnen nicht von den Anschlußpunkten des österreichischen Bahnnetzes, sondern von den Seehäfen aus beginnen ließ, wodurch sowohl die Ausrüstung der Bahnen selbst, als auch die stetige Versorgung der durch die Bahnen erschlossenen Märkte zu Gunsten der seewärts eintretenden englischen und französischen Industrieprodukte monopolisirt wurde. Nachdem dieser Fehler jedoch einmal begangen, handelt es sich darum, daß Oesterreich schnellstens sich der Vortheile der neuen Communicationsmittel bedienen könne. Aber leider fehlen sowohl auf der serbischen wie auf der bosnischen Seite bis zum heutigen Tage noch die Anschlüsse. Leider klafft noch eine Lücke von mindestens vierzig Meilen zwischen den Endpunkten des österreichischen und den Anfängen des türkischen Bahnnetzes. Hier also hat Oesterreich-Ungarn seine nächstliegende Aufgabe zu erfüllen, indem es mit seinem ganzen Gewichte auf die schleunige Herstellung der Anschlüsse dringt. Auch glauben wir, daß das deutsche Reich in dieser Frage durchaus zu Oesterreich stehe; denn gleich wie Oesterreich ein freundliches Interesse daran hat, daß die Bahnen zwischen den nordischen Seehäfen und der deutsch-österreichischen Grenze offen sind und prosperiren, ebenso ist Deutschland vermöge des Transits wie seines Eigenhandels dabei interessirt, daß nicht die österreichischen Linien von den südlichen Häfen Constantinopel und Salonichi abgeschnitten seien. Diese ganze Frage der türkischen Bahnanschlüsse ist also einfach genug, und Oesterreich muß sie lösen, will es anders nicht auf seine Großmachtsstellung verzichten.

Was jedoch den zweiten Theil des orientalischen Bahn-

netzes betrifft, den asiatischen nämlich, so hat dabei jener Staat das Hauptwort zu reden, welcher bisher sich passiv, wenn nicht feindlich verhalten hat — England.

Englands Ideal ist stets der Seeweg. Im Besitz der stärksten Marine, als Insel mit den entferntesten Küsten in Verbindung und zugleich, solange nicht der Tunnel unter dem Canal gebaut sein wird, ohne nahe Aussicht auf direkte Eisenbahn-Anschlüsse, sucht Großbritannien überall die Seewege vor den Landstraßen zu bevorzugen. Erst nachdem der ostindische Handel auf den Weg um das Cap der guten Hoffnung gedrängt war, vermochte England in demselben die dominirende Rolle zu spielen. Der von Indien entfernteste Theil Europa's wurde, Dank der Seestraße, gewissermaßen Indiens nächster Nachbar.

Es hatte sich England den Seeweg nach dem fernen Osten so wohl zurechtgelegt und hergerichtet, daß ihm jede Aenderung der bestehenden Verhältnisse unerwünscht sein mußte.

Bei dieser Sachlage wird der Widerspruch erklärlich, den England anfangs dem Projekte des Canals von Suez entgegensetzte, welch letzterer den Küstenstaaten des Mittelmeeres im Vergleich mit England einen Vorsprung im Handel mit Indien zu gewähren schien. Die Zeitgenossen entsinnen sich, wie, bei diesem Punkte angekommen, der englische Egoismus wahrhaft naive Formen annahm, wie insbesondere ein so bewährter Ingenieur wie Stephenson den vermeinten kaufmännischen Interessen der Heimath das Opfer des Intellects brachte, mit der Erklärung: der Canal von Suez sei unmöglich, weil ein Niveau-Unterschied zwischen dem mittelländischen und rothen Meere bestehe! Wie dem nun sein mag, eine Thatsache ist es, daß es des ganzen, durch die Kriege in Italien und der Krim so hochgestiegenen Einflusses von Frankreich bedurfte, um den Wi-

derspruch Englands gegen den Canal von Suez zu beseitigen. Indeß der Canal ward gebaut, und als er bestand, da war es — England, welches den Löwenantheil von demselben davontrug. Mit seiner riesigen Kapitalkraft schuf es ganze Flotten schnellsegelnder, den Dimensionen des Canals angepaßter Dampfer, vermittelst deren es den Verkehr durch das Mittelmeer forcirte; und die Bedeutung Großbritanniens als Centrum des Welthandels und der Industrie ist so gewaltig, daß die asiatischen Produkte immer noch, ungeachtet der größeren Nähe der Mittelmeerhäfen bei direktem Anfahren des entfernteren englischen Marktes Convenienz finden. Von 1173 Schiffen, welche im Jahre 1873 den Suez-Canal passirten, gehörten nicht weniger als 761, also annähernd drei Viertheile der Schiffe, der englischen Flagge an. Profitirt also England in commercieller Hinsicht von der durch französische Kapitalien bewirkten Canalisirung der Landenge von Suez, so ist der politische Einfluß Englands in Aegypten wesentlich gewachsen durch die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, von welchen nächst Italien kein Staat in seiner kaufmännisch verschwiegenen Weise größere Vortheile zog als England. Indem seit dieser Zeit Frankreich seine ganze Politik gegen Deutschland kehrte, verzichtete es im mittelländischen Meere auf jene weitsichtigen ägyptisch-indischen Pläne, die schon Bonaparte als Erster Consul verfolgt hatte. England erfreut sich daher in vollster Ruhe des Gebrauches des Canals, und wir können sehr wohl den Satz vertreten, daß die Ereignisse von 1870 und 1871 für den Ueberlandweg nach Indien und das Projekt der orientalischen Eisenbahnen insofern nachtheilig waren, als die Engländer, im ungefährdeten Besitze des Suez-Canals, nunmehr weniger geneigt sein werden, die Ueberlandbahn durch Kleinasien und die Euphratlande zu begünstigen.

Wir glauben aber, daß für Großbritannien schwerwiegende Gründe vorliegen, welche für eine geänderte Stellung der in volkswirthschaftlicher Hinsicht dominirenden Nation zur wichtigsten europäischen Frage sprechen dürften.

Die chinesische Mauer, welche England im Rücken Indiens ziehen möchte, hat im Nordwesten eine große Lücke, und gegen diese Lücke, durch welche mit Ausnahme der zur See gekommenen Engländer alle Eroberer Indiens von Alexander dem Großen bis auf Timur, Sultan Babr und Nadir Schah eingedrungen sind, sieht man seit Jahren einen gefährlichen Feind auf geräuschlosen Socken, aber mit langen Schritten losgehen.

Seit den Niederlagen, welche Rußland in der Krim durch England und Frankreich erlitten, hat das riesige Czarenreich seine Operations-Basis gegen Asien um dreißig oder vierzig Grad weiter nach Osten verlegt. Die Spitze seiner Action richtet sich nicht mehr gegen Constantinopel, sondern gegen Bombay und Calcutta, nicht mehr gegen den „kranken Mann“ am goldenen Horn, sondern gegen den gesunden Hintermann desselben, an dessen Widerstand die Absichten des Kaisers Nikolaus vor zwanzig Jahren scheiterten, gegen England mit seinem verwundbarsten Punkte: Indien.

Im Laufe eines halben Menschenalters ist die russische Schlachtlinie gegen Asien ungemein verlängert worden. Wenn wir den Blick von den Donaumündungen ostwärts über die Krim mit dem widerstehenden Sebastopol, das schwarze Meer, über den Kaukasus, die kaspische See, den Attrekfluß entlang, über den Aralsee bis an die Wände des Hindu-Kho gleiten lassen, so sehen wir ein Schachbrett vor uns, dessen schwarze und weiße Felder abwechselnd mit Heeren und mit Dampferflotten, mit Landbefestigungen und maritimen Streitkräften besetzt sind, eine Aufstellung, die ihre Stirn gegen Süden kehrt und, wenn auch noch an

manchen Stellen locker geschichtet, doch von Odessa bis Bokhara keine eigentlich bedenklichen Lücken mehr hat. Dabei geht der russische Kaufmann stets im Geleite und an der Seite des russischen Generalstabs-Offiziers, so daß beide sich in die Hände arbeiten und vermittelst des Handels und des Absatzes russischer Fabrikate die asiatischen Länder selbst die Mittel zu ihrer späteren Annektirung liefern müssen, während rückwärts, im alten eigentlichen Rußland, das Eisenbahnnetz sich immer mehr verdichtet und dadurch die Peripherie und die Grenzländer des ungeheuren Reiches immer enger, immer kräftiger an das Centrum der russischen Macht herangezogen werden.

Schon hat Rußland seit dem Pariser Frieden einen gewaltigen Vorsprung erlangt. Von Jahr zu Jahr befestigt es seine Position in zwei Welttheilen und benützt die gute Meinung Englands, um mit englischem und deutschem Kapital sein Eisenbahnnetz auszubauen, durch dessen Mangel seinerzeit der Krimkrieg für Rußland verloren ging. Gibt es eine dankbarere Situation, als daß der Gegner selbst die Staffeln zum künftigen Angriff legt? Schon ist das russische Bahnnetz bereits bis Sarizin an der Wolga vollendet, von dort bis Astrachan im Bau. Hier schließen die Dampfer der kaspischen See an, und überdies ist die Fortsetzung der Bahn über Baku nach Enzeli am südlichen Ufer des genannten Meeres projektirt. Weiter im Osten nimmt das Projekt des Herrn von Lesseps, welches die Fortsetzung der russischen Bahnen über die Steppen des Aralsees bis zu den nordwestlichen Grenzpunkten des ostindischen Bahnnetzes beabsichtigt, deutlichere Formen an. Und wenn wir die großen Leistungen erwägen, die Rußland in einem halben Menschenalter vollbrachte, so ist kein berechtigter Zweifel zulässig, daß auch die genannten Projekte wirklich zur Ausführung gelangen.

Allerdings sind auch die Engländer nicht unthätig geblieben. Sie haben Indien mit Eisenbahnen durchzogen, wodurch ihre verhältnißmäßig nicht große, in Indien stehende europäische Armee die Entfernungen überwunden und durch Leichtigkeit der Concentration an dem bedrohten Punkte ihre Kraft verzehnfacht hat.

Wir glauben jedoch, daß alle die Gegenzüge, die bisher England auf dem Schachbrette der Weltpolitik gegen seinen gewaltigen Rivalen gemacht hat, theils zu langsam wirken, theils nicht den Kern der Dinge treffen. Der Schwerpunkt ist in den inneren Verhältnissen von Indien selbst zu suchen. Die Gefahr liegt, wenigstens im jetzigen Zeitpunkte, noch nicht in einer wirklichen Invasion, sondern in dem dräuenden Schatten, den die bloße Möglichkeit einer Invasion vor sich hinwirft. Dieser am nordwestlichen Horizont Indiens riesenhaft auftauchende Schemen ist es, welcher schon jetzt die Blicke von Millionen auf sich zieht, und er ist ganz geeignet, die Geister in Indien nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Vergesse man doch nicht, daß es die Engländer dort mit alten Kulturvölkern zu thun haben, mit großen, bedeutungsvollen Traditionen, mit complicirten Interessen und seltsamen Vorstellungen, welche zu leiten, ja auch nur zu verstehen, sehr schwer, an welchen anzustoßen jedoch sehr leicht ist. Der furchtbare Aufstand von 1857, durch dessen Explosion die Engländer in so erschreckender Weise überrascht wurden, hat ein Gefühl von Unsicherheit verbreitet, welches an sich schon eine ernste Gefahr darstellt. Nana Sahib ist nicht gestorben, er lebt, mehr noch: er wird überhaupt nicht sterben. Auf dieses Gefühl baut Rußland, wenn wir nicht irren, seine jetzige Politik, die ebenso einfach als unfehlbar ist. Sie besteht darin: die Engländer durch eine stete Bedrohung Indiens in Abhängigkeit zu bringen, sie anzu-

angeln und zur Connivenz gegen die russischen Interessen in allen Theilen der Welt zu nöthigen.

Die wirksamste Förderung wird diesen Absichten durch das Vordringen der russischen Eisenbahnen in Mittelasien zu Theil werden.

Fassen wir nun diese Momente zusammen, so ist es schwer begreiflich, daß England noch nicht das natürlichste und wirkungsvollste, ja das einzige Mittel zur Sicherung seiner Herrschaft in Indien ergriffen hat: die Ausführung der Eisenbahnlinien durch Kleinasien und die Euphratlande nach Indien.

Die Grundzüge des Projektes der Eisenbahn nach Indien sind bekannt. Es handelt sich um jene Hauptlinie, welche, nachdem sie vermittelst eines Trajektes oder einer Brücke den Bosporus übersetzt hat, durch Kleinasien über Angora, Sivas, Diarbekir, Mosul nach Bagdad und Basra streichen würde, um bei Buschir den persischen Golf zu erreichen, dann aber, sei es längs der Seeküste in Bombay, sei es über Herat oder Kandahar in Peschawer, an das indische Bahnnetz anzuknüpfen. Zweiglinien würden ungefähr in der Höhe des Oberlaufes des Euphrat und Tigris einerseits die syrischen Häfen (über Aleppo), andererseits das persische Gebiet und die über den Kaukasus herabkommende russische Bahn mit dieser Hauptlinie in Verbindung bringen.

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, übertrifft das Projekt der asiatischen Bahnen an Großartigkeit in gar keiner Weise die von den Nordamerikanern bereits in zwei Strängen über ihren Continent gezogenen Bahnen nach dem stillen Ocean. Die technischen Schwierigkeiten sind nicht größer als dort, und da den Engländern bedeutendere Mittel zu Gebote stehen, als den Amerikanern, während gleich-

zeitig die commerciellen Aussichten der asiatischen Linie weit glänzender sind, als diejenigen der Pacificbahnen, so können es nur politische Motive sein, welche die Ausführung der Bahn nach Indien bis jetzt hintertrieben haben. Und da unter den europäischen Staaten, mit Ausnahme Englands, kein anderer an der Verwirklichung jener Linien größeres Interesse hat, als Oesterreich-Ungarn, so wird man uns das Recht nicht bestreiten, jene Motive der englischen Handelspolitik, die uns so schweren Schaden zufügen, zu prüfen und erneut gegen sie anzukämpfen.

Der gelehrte und wohlorientirte General-Consul von Hahn betrachtete die Mitarbeiterschaft an den türkischen Bahnverbindungen als eine Lebensaufgabe, und der scharfblickende Herausgeber der „Militärischen Zeitschrift", Streffleur, unterließ bei keiner sich darbietenden Gelegenheit, auf die Bedeutung der Orientbahnen für Oesterreich hinzuweisen. In der meisterhaften Denkschrift „die Euphratbahn" gelangte Baron Kuhn, der frühere Kriegsminister, schon vor fast zwanzig Jahren vom Militär-politischen Gesichtspunkte zu ähnlichen Schlüssen, wie sie hier vom handelspolitischen gezogen wurden, und daß auch andere leitende Kreise der österreichischen Armee die Beziehungen zum Orient scharf im Auge behalten, dafür gab die bekannte Ansprache des Herzogs von Württemberg vor den Offizieren in Prag ein beredtes und vollkommen zutreffendes Zeugniß. Alle diese Männer einigten sich aber auch in der Ueberzeugung, daß nur in Verbindung mit England, ja unter Vortritt Englands, Oesterreich im Stande sein werde, eine über die Balcan-Halbinsel hinausgehende Aufgabe nach dem Orient in Angriff zu nehmen.

Wie wäre mit Einem Schlage die Situation umgewandelt, wenn Großbritannien, der Pflichten der ökonomischen Vormacht eingedenk, einer Idee sich bemächtigen

würde, von deren Realisirung das gesammte Europa unermeßlichen Vortheil hätte, wenn auch, unserer festen Ueberzeugung nach, der Löwenantheil theils als positiver Gewinn, theils als verhüteter Verlust den Engländern selbst zufallen wird! Eine solche Idee, das lehrt ein Blick auf die Geschichte, wäre die Ausführung der orientalischen Eisenbahnen.

Die Resultate eines solchen Unternehmens wären in commercieller wie in politischer Hinsicht weittragend. Ein Theil des gewaltigen Verkehrs mit Ostasien würde nunmehr den Landweg einschlagen. Die Post, die Personen, die englischen Heere, die werthvolleren und insbesondere die der Conjunctur unterworfenen Güter würden sich der Eisenbahn bedienen. Der Seeverkehr brauchte darunter so wenig zu leiden, wie der englische Küstenhandel durch das von Meer zu Meer dicht geflochtene Netz der englischen Eisenbahnen zu Grunde gerichtet wurde.

Eine zweite Folge dieser Eisenbahn-Verbindung wird die Auferstehung der meisten Länder sein, die zwischen dem Bosporus und Indien von der neuen Bahn durchzogen werden. Man braucht nur die historischen Namen Assyrien, Babylonien, Lydien, Palästina und Phönizien zu nennen, um die Entwicklungsfähigkeit zu bezeichnen, die hier unter Ruinen schlummert. Ist es nicht seltsam, daß wir bei den Antipoden unsere Consumenten suchen und dennoch dulden, daß vor der Thür unsers Hauses die fruchtbarsten Länder der Welt brachliegen, die, wenn wieder durch die Bahnen zum neuen Leben erweckt, in wenig Menschenaltern allein so viel Fabrikate kaufen könnten, als jetzt Europa im Ganzen dem Welthandel übergibt?

Eine dritte Reihe von Folgen, die sich aus einer Verwirklichung des Projektes der orientalischen Bahnen ergeben müssen, gehört wieder unmittelbarer dem politischen Gebiete an und bedeutet: *enge Verkettung der Interessen*

Englands und der Staaten Mittel-Europa's. Die Eisenbahn, die von den Häfen Bließingen, Antwerpen, Ostende oder Calais über Köln, Regensburg, Wien, Pest, Belgrad, Constantinopel, Mosul, Basra nach Bombay und Calcutta führt, wird die Hochstraße des Friedens sein. Die an diese Straße geknüpften Interessen sind so groß, und die am ungestörten Verkehr auf derselben interessirten Staaten verfügen über so entscheidende Machtmittel, daß etwaige Beunruhigungen, mögen sie von Westen oder Osten kommen, an dieser Mauer zerschellen müssen. Ohne offensiven Charakter gegen irgend eine andere europäische Macht, vielmehr dem Mitgebrauch für eine jede derselben zur Verfügung stehend, würde dieser Weg wieder werden, was der Verkehr mit Indien für Europa stets war: ein Kulturträger ersten Ranges, welcher durch die Zusammenfassung colossaler Interessen in ein gemeinsames Pfeilbündel die Idee einer europäischen Gemeinschaft fördert, den Sinn der Völker beruhigt und auf volkswirthschaftliche Ziele lenkt, eine Erleichterung der erdrückenden Kriegslasten ermöglicht und die Lage aller Stände, insbesondere der arbeitenden Klassen, dauernd verbessern wird."

Soweit Herr Peez. Die Ereignisse, welche eingetreten sind, seitdem er geschrieben, beweisen, wie sehr er in der Grundanschauung Recht hat, mag man auch über Einzelheiten noch so sehr streiten können. Der Ankauf der Suez-Canal-Aktien durch England zeigt, daß es sich für diese Großmacht, welche gegenwärtig die Rolle des Protektors der mohamedanischen Welt spielt, in erster Linie um die nächste orientalisch-indische Verkehrsstraße handelt.

Wir sehen ferner täglich mehr, daß die Jacquerie in der Herzegowina, welche längst zu Ende wäre, wenn sie nicht von Montenegro (und vielleicht noch von Jemandem?) unterstützt würde, nur ein äußerliches Symptom unter an-

deren Symptomen ist, und daß der wirthschaftliche Gesammtzustand der Balcan-Halbinsel es ist, der sich immer mehr in den Vordergrund drängt und den eigentlichen status causae et controversiae bildet.

Dieser Zustand ist ein kranker und bedarf der Heilung, auch im Interesse von Europa. Man heilt diese Krankheit nicht dadurch, daß man der Türkei einen neuen Herrn gibt, z. B. Rußland, oder dadurch, daß man sie zertheilt wie einen Eierkuchen, oder daß man sie in einer Reihe kleiner Königreiche, Fürstenthümer, Knäs- und Woiwodschaften auflöst. Einige dieser Arzneien sind sogar schlimmer als die Krankheit. Die Heilung ist nur zu finden in einer Wiederherstellung gesunder wirthschaftlicher und rechtlicher Grundlagen eines dauerversprechenden Zustandes und in der Garantie dieser Voraussetzungen durch internationale Gerichte.

Gelingt es, solche Grundlagen zu finden, dann wird es mit jedem Jahrzehnt gleichgültiger, ob der Mann an der Spitze Knäs oder Padischah, Khedive oder Präsident heißt.

Erstes Intermezzo.

Von Wien nach Belgrad.

Seitdem die Donauregelung, welche die Schifffahrt concentrirt und Wien vor der Fluth und dem Eis, soweit dies überhaupt thunlich, schützt, fertig ist, landen sämmtliche großen Dampfer, welche Donau-auf- und abwärts fahren, in dem neuen Hafen am Prater-Quai.

Kommt man von oben, so besteigt man bei Nußdorf den Lokal-Dampfer, welcher uns aus dem neuen schönen Donau-Bette in den die jetzige Stadt durchschneidenden Donau-Kanal bringt. Der letztere kann durch das „Engert'sche Schwimmthor" gesperrt werden. Dies ist wirklich ein „eisernes Thor", während die zahlreichen „eisernen Thore" (türkisch Demir-Kapu), welche man in dem Balcan und dessen Ausläufern findet, nur Defilées sind. Wenn der Eisgang droht, der in früheren Jahren der guten Stadt Wien so schwere Unbilden zugefügt, so wird mittels dieses eisernen Schiffes der Kanal geschlossen, das Eis geht dann alles die Donau hinunter, — und Wien kann ruhig sein. Die Einrichtung ist sehr sehenswerth und hat sich in der Praxis bewährt.

Will man von Wien Donau-abwärts, so besteigt man bei den „Weißgärbern" am Donau-Kanal das Lokaldampf-

boot und fährt unter einer Reihe schöner Brücken hindurch (es sind dies die Franzens-, die Verbindungsbahn-, die Sophien-, die Schlachthaus- und die Staatsbahnbrücke) zwischen Weißgärber und Erdberg rechts und dem Prater (von dem uns die stattliche Rotunde des Centralbaues der Weltausstellung herüberwinkt) links nach dem Prater-Eck. Während unser Lokalboot von den „Weißgärbern" aus den Kanal hinunter schwamm, ist das große Dampfboot von dem Prater-Quai die Donau hinunter geschwommen und erwartet uns am Prater-Eck. Hier werden wir umgeladen. Wir werfen von dem großen Dampfer noch einen dankbaren Blick nach dem schönen Wien zurück und auf den breiten Donau-Arm mit seiner großen und zierlichen Staatsbahn-Brücke, und dann geht es stromabwärts.

Hoffentlich vervollkommnen sich die Transportanstalten in Wien bald so, daß wir mittels Tramway, oder wie sonst, direkt nach dem Prater-Quai fahren und dort einsteigen können. Denn die Fahrt auf dem Lokalboot ist nicht angenehm. Die Masse Menschen, welche Donau-abwärts strebt und, sobald sie auf dem großen Dampfer angelangt ist, sich in die ausgedehnten Räume und die verschiedenen Klassen, Plätze und Kajüten so vertheilt, daß man sich gegenseitig nicht mehr lästig fällt, — diese Menschenmasse wird hier auf dem Verdeck des kleinen Dampfers zusammengekeilt, wie ich es bis jetzt bei Menschen noch nicht gesehen habe, sondern nur bei dem lieben Vieh. Ich meine nämlich die Dampfer, welche von Rotterdam nach London gehen und auf dem Vorderdeck mit Ochsen, Kälbern und Schafen beladen sind, welche die Seekrankheit bekommen und den Menschen auf dem Hinterdecke ihre duftigsten Grüße schicken. Ganz so schlimm war es hier freilich nicht. Es waren doch Menschen, freilich zum Theil jenen „interessanten Völker-Individualitäten" angehörig, welche „Europa's übertünchte Höflichkeit" nicht kennen. Es

fiel ein heller grauer Sprühregen und Jeder suchte sich zu decken so gut wie es ging. Man zankte sich in allen Sprachen des östlichen Europa, das rheinisch-fränkische Deutsch der polnischen Juden und das hebräische Spanisch der „Sephardim“ (so nennt man die Juden, welche vor der spanischen Inquisition nach dem Orient geflohen sind) mitinbegriffen. Man zankte sich um Steh- und Sitzplätze, um Regenschirm und Schirmtraufrecht. Man sah Regenschirme der verwegensten Konstruktion und Farbe, namentlich viele von jener weiten Wölbung und von jenem rothen Tuche, wie man sie in Deutschland nur noch hin und wieder in einsamen Gegenden der Alpen vorfindet. Das Schlimmste war, daß für verschiedene Angehörige verschiedener „interessanter Nationalitäten“ der Regenschirm etwas Neues zu sein schien; denn sie wußte dies Instrument nicht zu handhaben. Namentlich einige Frauen schienen sich darauf kaprizirt zu haben, mir die Augen auszustechen, mit welchen ich im Oriente doch noch so viel Schönes und Neues sehen wollte. Sie öffneten oder schloßen ihre Schirme alle paar Minuten, und beim Oeffnen fuhren mir, da ich größer war als die Schirm-Inhaberinnen, die Spitzen der Fischbeine in das Gesicht, so daß ich fortwährend meinen dicken Eschenstock, welcher aus dem Bakonyer Wald stammt, handhaben mußte, wie einen sogenannten „Sekundir-Prügel“, mit welchem man die Hiebe herausfängt.

Später versöhnte ich mich mit den syrmischen Damen. Denn ich fuhr mit ihnen bis zur „Fruska Gora“ hinunter, wo sie zu Hause waren. Sie konnten sich auf Deutsch verständlich machen und waren recht mittheilsam. Einige davon trugen serbische Tracht. Sie hatten nämlich einen rothen Fez auf dem Kopf und das untere Ende dieses Fez mit ihren breiten Zöpfen umwunden, so daß aus der Mitte der Fez sich wie ein rother Hügel emporhob. Vorausgesetzt,

daß die Zöpfe schön und ächt sind, macht sich das recht hübsch, namentlich bei Blondinen. Außerdem trugen sie kurze Jacken von rothem Sammt oder von blauer, rother oder schwarzer Seide. Dieselben sind mit Pelz verbrämt und mit weißer Seide gefüttert, und an den Kanten und wo sich sonst Gelegenheit dazu gibt, entweder mit Silberstickereien oder mit Spitzen geziert, eine Kleidung, welche auf großen Wohlstand schließen lassen würde, wenn man nicht wüßte, wie sehr die südslavischen Damen den Putz lieben und wie gerne man im Orient überhaupt sein ganzes Vermögen auf dem Leib trägt. In Serbien ist die Tracht mit dem zopfumwundenen Fez die nationale. Desgleichen jene Jacke. Die ärmeren Frauen freilich gehen barhäuptig und zeichnen sich in ihrer Kleidung durch nichts aus, als durch eine große wollene Schürze, roth mit bunten horizontal laufenden Streifen.

Außerdem sah man auf dem Boot schon alle möglichen ungarischen Trachten, — Bauern mit weiten Pumphosen, welche wie große weiße Weiberunterröcke aussehen, über die Hosen das ebenfalls thunlichst und quoad posse „weiße“ Hemd, — sonst nichts, — eine Tracht, welche die Leute auch in dem kältesten Winter nicht mit einer wärmeren vertauschen. Bäuerinnen in große Kotzen gewickelt, aus welchen ein Kleid hervorsah, mit Anhängseln, welche man für Fransen halten konnte, die aber doch wahrscheinlich nur ausgefaserte Fäden waren, an welchen der Zahn der Zeit seine Kraft erprobt hatte. Junge Bursche mit knappen Wämsern und engen Hosen, welche in dem ebenfalls engen Stiefelschaft stecken, — Alles ein wenig schmutzig, aber überall mit Paspoil, Besatz oder sonstigem Zierrath versehen. Ferner: ein griechischer Mönch in schwarzem Gewand und Kolpak mit wallenden Mähnen und fliegendem Haar, und ein römischer Mönch, blau von Kopf bis Füßen. Vier

Türken, zwei alte und zwei junge, das Haupt mit Tüchern umwunden, welche kaum noch einem Turban ähnlich sahen, den breiten Gürtel mit schweren altmodischen Waffen beladen, — alle vier gleich würdevoll schweigsam, unempfindlich gegen Regen und Wind, gegen das Schimpfen und Schnattern der „ungläubigen Hunde“.

Daneben wogte natürlich auch noch jene Masse mehr europäischer Menschen, wie man sie auf den Dampfschiffen der oberen Donau und des Rheins zu sehen gewohnt ist, wobei es sich von selbst versteht, daß der Engländer mit dem rothen Buch, die Missis mit der blauen Brille, die Miß mit den blonden Schmachtlocken und der unternehmende Amerikaner nicht fehlen. Ich befreundete mich schließlich mit einem der Sephardim. Es war ein alter Herr im bauschigen Kaftan; er trug einen langen weißen Bart und sah so ehrwürdig aus, daß er jeden Tag als Abraham hätte Modell sitzen können. In Anbetracht seines Alters räumte ich ihm den Stuhl ein, den ich mir mittels einiger kräftiger Rippstöße erobert hatte; und er, dankbar dafür, reichte mir eine jener schweren weißen wollenen Decken, welche man in Hermannstadt in Siebenbürgen fabrizirt und die man, wenn mich das Gedächtniß nicht trügt, „Halina“ nennt. Man steckt den Kopf durch das runde Loch in der Mitte und läßt dann das viereckige Tuch rings um den Körper niederwallen. Die Wolle ist etwas fett, sie nimmt also den Regen nicht auf. Derselbe fließt auf allen Seiten herunter. Dies ist der beste aller Regenschirme. Ich bot meinem Patriarchen eine Cigarrette an. Er lehnte höflich ab. Natürlich, Patriarchen rauchen nicht.

Dann half ich ihm hinüber auf die „Budapest“, einen der schönen „Tarif-Dampfer“, welche die k. k. privilegirte Gesellschaft ausschließlich zwischen Wien und Pest gehen läßt.

Es gibt, wenigstens in Europa, kein Flußschifffahrts-

Institut von solcher Ausdehnung und Leistungsfähigkeit, wie die sogenannte „Erste k. k. privilegirte Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft“, welche sich seit etwas weniger als einem halben Jahrhundert aus schwachen und kleinen Anfängen entwickelt hat und nun auf der kolossalen Strecke von Donauwörth und von dem „bayerischen Koblenz“, so nennt man das schön gelegene Passau, bis zu den Donau-Mündungen und dem Schwarzen Meer, desgleichen auf den größeren Nebenflüssen der Donau eine Thätigkeit entfaltet, ohne welche das heutige wirthschaftliche Leben auf dem großen Strom-Gebiet unmöglich sein würde.

In Anbetracht dieses Umstandes schalte ich an dieser Stelle über den Ursprung, die Geschichte und den Bestand der Gesellschaft einige Notizen ein, welche ich den Mittheilungen des Kapitäns Camillo Walzel entnehme. Ich benütze die Gelegenheit, um dessen „Donaufahrten“ (Wien, Roßner, 1876, Zweite Auflage) dem Publikum zu empfehlen. Sie enthalten auf engstem Raum einen eben so reichhaltigen als praktischen Führer für die Strecken Passau-Linz, Linz-Wien und Wien-Budapest, auf welchen Strecken Herr Walzel seit vierzehn Jahren als Kommandant eines Passagier-Dampfers verkehrt.

Die Engländer Andrews und Prichard hatten im Jahre 1828 von der österreichischen Regierung das Privilegium zum Bau und Betrieb eines Dampfers erworben und verkauften denselben nach Jahresfrist an eine Gesellschaft. Diese vermehrte ihr ursprünglich auf 100,000 Gulden beziffertes Aktienkapital im Jahre 1838 auf zwei Millionen und wies damals mit Genugthuung auf eine Flotte von sieben Dampfern. Heute umfaßt das Aktienkapital 25 ⅕ Millionen und der Schiffspark des Unternehmens besteht in: 179 Räder-, 22 Schrauben-, 6 Kettendampfern (Toueurs), 728 Schlepp-, 303 eisernen und hölzernen Lichter- und

Stehschiffen, sowie 5 Baggermaschinen, auf welchen Fahrzeugen und Einrichtungen 186 Kapitäne, 230 Maschinisten, 105 Controleuren und ein vom Lootsen abwärts zählender Schiffs-Equipagenstand von 3600 Mann vertheilt sind. Dazu kommen 7 Agentur-Inspektoren, 148 Agenten und 360 Agenturbeamte, denen an 215 Stationen ein Hilfspersonal von 416 Magazineuren, Trägern rc. zur Seite steht. Da an sonstigen Beamten (Direktion, Buchhaltung, Werftbuchhaltung, Werften, Eisenbahn, Kohlenwerke rc.) 300 definitiv und 130 als Diurnisten angestellt, auf den Werften weiter 2450 Arbeiter und in den Kohlenwerken 2430 Mann Beschäftigung finden, so resultirt, unter Hinzurechnung von 190 Eisenbahnangestellten und circa 113 Dienern, aus diesen Daten die Gesammtziffer von 10,888 Personen, welche bei der Ersten k. k. pr. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft aktiv sind.

Seit der im Jahre 1862 erfolgten Erwerbung der königl. bayerischen Dampfschifffahrts-Unternehmung und dem im Frühjahr 1874 vollzogenen und ratifizirten Ankaufe des gesammten Schiffsparkes der vereinigten ungarischen Schifffahrts-Gesellschaften befahren die Schiffe der Ersten k. k. pr. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft die Donau von Donauwörth bis an's Schwarze Meer, sowie alle ihre schiffbaren Nebenflüsse (und zwar, mit Ausnahme weniger Privatdampfer, allein) auf eine Länge von 587 5/10 deutschen Meilen.

Vier Schiffswerften, nämlich die zu Alt-Ofen und die Filialwerften zu Regensburg, Korneuburg und Turn-Severin, so wie eine Anzahl stabiler und schwimmender Werkstätten, unterhalten den Fahrpark der Gesellschaft in mustergiltigem Zustande. Eine Eisenbahn von 9 Meilen Länge, welche alljährlich circa 5 Millionen Centner Kohlen aus dem der Gesellschaft gehörigen Kohlenwerke zu Fünfkirchen nach Móhacs

schafft, so wie eine kaum zu beziffernde Anzahl von Häusern, Magazinen und Landungsplätzen längs der von der Gesellschaft befahrenen Flüsse vervollständigen den Besitzstand derselben. Sitz der Administration dieses in seinen Ziffern und Leistungen gleich bedeutenden Unternehmens ist Wien. An der Spitze des Unternehmens stehen als Präses: Moritz Freiherr von Wodianer, und als Administratoren: Adam Freiherr von Burg, Dr. Joh. L. Freiherr von Seiller, Joseph Freiherr von Kalchberg, Ed. Wiener, Ritter von Welten, Viktor Graf von Wimpffen. Betriebs-Direktor der Ersten k. k. pr. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ist seit dem Jahre 1861 Martin von Cassian, in dessen Hand die Leitung des ganzen Unternehmens centralisirt ist; doch wurde der österreichisch-ungarische Dualismus folgerichtig auch im Innern der genannten Gesellschaft durchgeführt und im Jahre 1868 für Ungarn eine eigene Verkehrs-Direktion aufgestellt, deren Leitung seit demselben Jahre dem Kapitän Stephan von Médgyassay anvertraut ist. Ohne Dualismus geht es hier nirgends mehr.

Der äußere Betrieb selbst ist in 5 Schiffs-Inspektorate getheilt, die unter dem Central-Schiffs-Inspektorate zu Wien stehen. Central-Schiffs-Inspektor ist Kapitän C. J. Lazerich.

Die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft illustrirt die Thatsache, daß dieselbe im Jahre 1873 eine Brutto-Einnahme von 11,454,438 Gulden hatte, daß sie 20,227,892 Centner Frachten, 1,687,510 Passagiere beförderte, und ihre Dampfer in 284,767 Fahrstunden 4,317,330 Centner Kohlen verbrannt haben. Und 1873 zählte bei weitem nicht zu jenen Schiffsjahren, deren geschäftliche Anforderungen der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft Gelegenheit gegeben hätten, ihre Leistungsfähigkeit in ihrer ganzen Größe zu entfalten. Im Augenblick soll jedoch selbst diese mächtige

Gesellschaft finanziell mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen haben, hoffentlich nur vorübergehend.

* * *

Ich hatte mich in Wien, gefesselt durch die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, länger aufgehalten, als es mein Reiseplan erlaubte. Ich mußte das Versäumte nachholen, fuhr also am ersten Tag von Wien bis Pest, übernachtete dort in der „Königin von England“, wo ich vor Jahr und Tag Ungarns großen Patrioten Deák, und etwas später meinen verehrten Freund Moriz Jókai, den Dichter und Staatsmann, kennen gelernt hatte, und bestieg am andern Morgen in stiller grauer Frühe schon wieder den Dampfer, um in einer Tour bis Belgrad zu fahren.

Die Strecke von Wien bis Pest ist bekannt. Ich habe sie schon einmal theils mit dem Dampfschiff, theils mit der Eisenbahn zurückgelegt und auch unterwegs an verschiedenen Orten verweilt, namentlich in Preßburg und in Wisegrád, die beide reich sind an historischen Erinnerungen.

Von Wien aus hat man zuerst links die große Ebene zwischen der March und der Donau, auf der man sich zum ersten Mal überzeugte, daß Napoleon I. besiegbar sei. Rechts begleiten uns die Ausläufer der Wiener und Leitha-Berge bis nach Hainburg, wo dann von links die Ausläufer der kleinen Karpathen auf den Strom stoßen, so daß sich von beiden Seiten trotzige Felsennasen entgegentreten. Hat man Preßburg passirt, so öffnet sich bis Komorn eine weite wasser-, weide-, sumpf- und waldreiche Ebene, in welcher der Strom ziellos herumbummelt und sich in zahllose Arme und in viel große und kleine Inseln theilt; die größte der letzteren sind die große und die kleine Schütt, welche zwischen den drei Hauptarmen liegen. Hat man Komorn, das an dem Einflusse der Waag liegt, hinter sich, so treten wieder

rechts und links die Berge heran, um zwischen Wisegrád und Nagy=Maros eine Flußenge zu bilden, an der die Donau eine scharfe Biegung macht, um kurz danach sich wieder in zwei Arme, zwischen welchen die Insel Andrä liegt, zu theilen und sich bei Alt=Ofen und Neu=Pest wieder zu vereinigen.

Der Höhenzug auf dem rechten Ufer von Petronell bis Hainburg war schon unter den Römern angesiedelt; die Römer=Kolonie führte den Namen Carnuntum. Man findet hier noch, namentlich in Deutsch=Altenburg, welches zwischen Hainburg und Petronell in der Mitte liegt, römische Votiv=tafeln und Legionsteine, Aquädukte und Triumphbogen, Bäder und unterirdische Wasserleitungen. In neuerer Zeit hat man die Ausgrabungen in Altenburg wieder aufge=nommen und einen schönen Triumphbogen erschürft, welcher viele Touristen und Besuch aus Wien anzieht. Ich be=dauerte, nicht aussteigen und die „neuen“ Alterthümer in Augenschein nehmen zu können.

Die Nasenspitzen bei Theben und Hainburg sind sehr malerisch und treten einander scharf gegenüber. Sie sind beide mit Ruinen gekrönt. Die betreffenden Schlösser und Befestigungen hatten schon längst keinerlei militärischen Werth mehr und waren schon halb in Verfall. Da fanden die Franzosen im Jahre 1809 es nothwendig, sie noch ein=mal in die Luft zu sprengen, d. h. die Ruine zu ruiniren. Das auf der rechten Seite gelegene Hainburg heißt eigent=lich Hunnenburg oder Heunburg, das auf der linken gelegene Theben heißt eigentlich Dewen. In Hainburg hat, wie uns das Nibelungenlied meldet, König Etzel übernachtet und dessen zum Gedächtniß hat man ihm am Wiener Thor ein steinernes Standbild errichtet.

Dewiza oder Dewina heißt auf Slavisch die Magd oder das Mädchen, und diese Burg an der Mündung der

Waag in die Donau führte den Namen ohne Zweifel, weil man sie für unüberwindlich hielt. Der Name ist also analog dem der Festung Magdeburg, welche Karl der Fünfte vergeblich belagerte; und als derselbe auch vor Metz unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, sang man ihm den Spottvers: „Die Metz und die Magd — haben den Tanz ihm abgesagt." Indessen ist der Name Metz, wie die römische Version „Mediodunum" ausweist, offenbar anderen Ursprungs. Das hindert aber nicht den dichtenden Volksgeist. Daß z. B. der Namen der Festung Komorn wirklich von „Komm morgen wieder!" (Komm morg'n) abstammt, ist mindestens zweifelhaft. Allein das Volk glaubt daran. Steht ja doch auf der nördlichen Ecke der Ringmauer die steinerne Jungfrau, welche dem Beschauer, der von Außen kommt, in der rechten Hand einen Siegeskranz und in der linken Hand eine Feige (es kann auch etwas Anderes sein) entgegen hält, aber sie niemals herausgibt, sondern ewig mit einem spöttischen „Komm morgen!" vertröstet.

Die Verstümmelung der Namen Heun- oder Hunenburg in Hainburg und Dewen in das griechische Theben ist offenbar nicht von dem Volk, sondern von gelehrten Pedanten ausgegangen. Solche Verunstaltungen sind auf das Aeußerste zu beklagen, weil sie die Sachlage verdunkeln und verwirren. Wie soll hierher ein „Theben" kommen? fragt sich ein Jeder. Ich könnte eine ganze Unzahl solcher Verballhornungen aufzählen. Bei Wiesbaden findet sich ein Berg „Neroberg" genannt, auf welchem ein guter Wein wächst; seinem Namen zulieb hat man denn auch bereits einen Mythus erfunden, wonach der Kaiser Nero hier einen Thiergarten (Vivarium) gehabt haben soll, in welchem er wilde Thiere züchtete, um ihnen später in Rom die Christen vorzuwerfen. Wenn schon die ganze neronische Christenverfolgung höchst problematischer Natur ist, so ist es der „Nero"

bei Wiesbaden noch mehr. Denn in den Flurbüchern des vorigen Jahrhunderts findet sich kein Wort von ihm, vielmehr heißt dort der Berg einfach „der Nehrsberg". Ein Ort am Rhein, welcher nach dem Bächlein, das dort mündet, im Mittelalter „Waldacha" oder „Waldaffa" hieß, wurde im vorigen Jahrhundert in „Walluf" travestirt. Ein Dorf auf dem Westerwald, Pfadheim geschrieben und Pattem gesprochen, heißt jetzt „Pottum". Ich muß gestehen, daß mich der Aerger über diese Ausschreitungen deutscher Aftergelehrsamkeit bis in das Ungarnland hinein verfolgte.

In Theben, wo die ungarische Grenze beginnt, hißt das Dampfboot an seinem Topmast die grün=weiß=rothe Fahne auf, um das Ungarland zu begrüßen. Die Flußenge zwischen Theben und Hainburg, zwischen den Ausläufern der Karpathen und des steyerischen Gebirges nennt man aus altungarischen Zeiten her, wo das Latein die internationale Sprache des polyglotten Landes war, die Porta hungarica. Auch hinter Theben findet man eine Mägdeburg, ungarisch: Leány-Vár, natürlich ebenfalls in Trümmern.

Gleich hinter Theben kommt schon Preßburg zum Vorschein mit seinem Schloß auf dem Berge. Das Schloß ist ein kolossaler plumper Steinwürfel mit vier großen Eckthürmen und wird scherzweise wegen dieser vier Pfosten und der viereckigen Steifheit des Gebäudes die „umgekehrte Bettstelle" genannt. So gering ist hier der Respekt für eine gefallene Größe. Denn das Schloß hat glänzende Tage gesehen, bevor es 1811 abbrannte. Preßburg war lange Zeit die Hauptstadt von Ungarn; man zog sich hierher vor dem Anprall der Türken zurück. Hier wurde die Krönung des ungarischen Königs vorgenommen. Hier war der Krönungshügel, welchen der König im großen Krönungsornate hinaufritt, sein Schwert nach allen vier Weltgegenden

schwingend. Hier bewahrte man die in Byzanz geschmiedete Krone des heiligen Stephan auf; für sie war ein besonderes bombenfestes Gelaß im westlichen Eckthurm gemauert. Diese Krone hat so seltsame Schicksale gehabt, daß man ein besonderes Buch darüber schreiben könnte. In Wisegrád, wo sie früher aufbewahrt wurde, ward sie einmal unter sehr eigenthümlichen Umständen gestohlen. Hier in Preßburg entführte sie Kaiser Joseph II., um sie der Wiener Schatzkammer einzuverleiben. Dann kam sie in die Königsburg nach Ofen. Als 1849 der ungarische Aufstand niedergeschlagen war, war sie verschwunden. Man suchte vergeblich nach ihr. Wahrscheinlich hatten sie die letzten Patrioten, bevor sie bei dem berühmten Herkules-Bade Mehadia die rumänisch-türkische Grenze überschritten, versteckt. Nachdem Ungarn seine Selbstständigkeit zurückerobert unter der weisen und maßvollen und doch so festen und entschlossenen Führung des großen Deák, kam die Krone wieder zum Vorschein. Jetzt ruht sie, bewacht von der ganzen Nation, auf dem Königsschlosse zu Ofen.

Bekanntlich wurde bei der Krönung des deutschen Kaisers zu Frankfurt a. M. ein Ochse geschlachtet und dem Publikum preisgegeben. Derselbe Krönungs-Ochsenbraten war auch bei der Königkrönung in Preßburg üblich. Das Thier wurde im innern Schloßhof geschlachtet und gebraten. Das erste Stück reichte man dem König, den Rest erhielt das treue Volk. Und merkwürdiger Weise hat diese Solennität das Schloß überdauert. Noch am 28. September 1830, als das Schloß längst eine Ruine war, wurde hier noch immer der Krönungsochse geschlachtet.

In diesem Schlosse war es auch, wo Maria Theresia, den späteren Kaiser Joseph II. auf dem Arm (er war noch ein Säugling), bei den Magnaten Schutz suchte und den Treuschwur derselben empfing: „Sterben wir für unsern

König Maria Theresia" (moriamur pro rege nostro Maria Theresia).

Der ungarische Reichstag, der früher hier tagte und die stille Stadt mit seinem Geräusche erfüllte, tritt jetzt in Pest zusammen, wo sich auch der neue Krönungshügel erhebt.

Preßburg ist eine gefallene Größe, allein es hält sich aufrecht vermöge seiner schönen und vortheilhaften Lage, seines guten Weins, seiner reizenden Umgebung. Die Aussicht vom Schloßberg, welche sich über die kleinen Karpathen, die oberungarische Ebene, und vor Allem über den majestätisch dahinwallenden Strom erstreckt, sollte Niemand versäumen. Es lohnt sich überhaupt sehr wohl der Mühe, hier ein paar Tage zu verweilen. Man hat eine Menge schöner Ausflüge. Auch sagte man, daß in der Nähe ein deutsches Dorf liege, wo die Bauern nach einem Jahrhunderte alten Text, der aus dem Oberlande komme, noch heute Passionsspiele aufführen, welche mindestens eben so interessant, wenn gleich weniger prachtvoll seien, als die in Oberammergau.

Hat man Preßburg hinter sich, so kommt man in die obere oder kleine ungarische Ebene, welche sich bis hinter Komorn erstreckt. Hier erlaubt sich die Donau alle Narrenstreiche und Chikanen, welche sich vorzugsweise gegen die Schifffahrt richten und wogegen sich bisher Menschen-Witz, -Arbeit und -Geld ziemlich ohnmächtig erwiesen haben. Das geht chaotisch durcheinander mit Armen und Sielen, mit Inseln und Auen, mit bewohnten, mit bewachsenen und mit bloßen „Schotter-Inseln", welche vegetationslos sind. Wo man gestern fahren konnte, kann man es heute schon nicht mehr; und der unbändige, zucht- und meisterlose Strom spottet aller pädagogigen Künste. Im Anfang gewährt uns dies grüngelbliche Chaos von Luft und Wasser, von Wald und Weide, von Land und Sand, von Schlamm und Gesträuch (vorzugsweise Erlen, Espen und Weiden) einen

neuen und interessanten Anblick. Wir glauben uns in einer amerikanischen Wildniß zu befinden, „noch ganz frisch wie sie aus des Schöpfers Händen hervorging," würde Charles Sealsfield sagen. Auch die Stille des Stroms unterstützt diese Illusion. Man sieht kein Schiff, keinen Kahn, höchstens eine kleine schwarze unbeholfene Mühle, bei der sich nur selten ein Mensch zeigt. Von der Station Göngö, wo man die Sache schon recht satt hat (sie liegt am Ende der kleinen Schütt) soll man die Stadt Raab, oder wenigstens eine zu derselben gehörige Thurmspitze erblicken. Ich habe weder das Eine noch das Andere gesehen. Man sagte mir, der Wasserstand sei zu niedrig. Zur Entschädigung erzählte man mir ein Wunder. Im Jahre 1598, wo die Türken in Raab von dem Fürsten Schwarzenberg (einem fränkischen Rittergeschlecht, aus Deutschland, entsprossen) belagert wurden, hatten die Türken unter den Wetterhahn auf der Mauer — wahrscheinlich deutsch? denn auf Türkisch hätte es sich wohl nicht gereimt — geschrieben:

„Sobald dieser eherne Hahn wird krähn,
Wird Raab an die Christen übergehn!"

Darüber verging den Belagerern der Muth. Aber plötzlich geschah ein Wunder, der eherne Hahn that den Schnabel auf und krähte dreimal kräftig bis hinüber in das österreichische Lager. Dort faßte man Muth, lief Sturm und eroberte die Festung. Nun wollte man dem wunderthätigen Hahn die nöthigen Ehren erweisen. Allein es war nicht möglich. Die Türken hatten ihn in das Wasser geworfen, und da liegt er noch heute. Nur zu nächtlicher Weile soll er manchmal noch krähen; und man behauptet, das bedeute nie etwas Gutes für die Türken. Ob er jetzt wohl wieder gekräht hat?

Dann kommt am Ende der großen Schütt, an der

Mündung des Neuhäusler Donau-Armes, mit Inbegriff der Waag und der Neutra, die jungfräuliche Festung Komorn, deren ich schon oben gedachte. Sie wurde noch niemals genommen. Denn die Kapitulation von 1849 war doch nichts, als das ohnehin schon eingetretene unvermeidliche Ende des Krieges. Sie hat jedoch, was man der Gegend wirklich nicht ansieht, mehrmals durch Erdbeben gelitten. In Komorn ist Jókai geboren. Er hat von seiner Vaterstadt in dem Roman „Andere Zeiten — andere Menschen" ein sehr anziehendes topographisch-historisch-kulturwissenschaftliches Bild entrollt, in welchem auch die Katastrophe von 1849 eine hervorragende Rolle spielt. So oft ich durch Ungarn reise, fällt mir immer an dieser oder jener Stelle eine Schilderung aus Jókai ein, dessen Romane, auch abgesehen von ihrem Kunstwerth, eine große Beachtung verdienen, weil sie uns mit einer seltenen Treue und Anschaulichkeit Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Geschichte und Zustände dieses Landes schildern. Ich weiß, daß man in Deutschland diese Schilderungen vielfach für übertrieben hält. Allein dies ist ein Irrthum. Ich glaube nicht, daß es in ganz Europa, auch die Türkei nicht ausgenommen, ein Land gibt, in welchem die Natur und die Menschen eine solche bunte Mannigfaltigkeit und so unvermittelte Gegensätze aufweisen, wie in Ungarn, und da Jókai ein Poet von Gottes Gnaden ist, welchen ich mit Walter Scott und Charles Sealsfield auf eine Linie stelle, so weiß er natürlich das Alles auch zur vollen Anschauung zu bringen.

Von der Stadt sieht man wenig und von der Festung nur Wälle und Außenwerke. Was sich bemerklich macht, ist die Brücke über die Donau-Waag und der kahle Sandberg. Ich lernte auf dem Boot einen österreichischen Major kennen, einen sehr liebenswürdigen, gebildeten und mittheilsamen Offizier, welcher schon 1849 die Belagerung von Komorn

mitgemacht hatte. Dieser Festung, sagte ich, sieht ein Laie wie ich ihre Unwiderstehlichkeit gar nicht an.

— „Das ist bei vielen Festungen so," bemerkte er, „je weniger sie dieselben zeigen, desto schärfer sind ihre Zähne. Es war ein schweres Stück Arbeit, die Belagerung von 1849. Offiziere und Soldaten, alle steckten wir in ausgegrabenen und überdeckten Löchern. Die Frösche sprangen uns, wenn wir da lagen in das Gesicht, und eine unserer Hauptbeschäftigungen war die Froschjagd."

— Ja, sagte ich, unsere Leute haben 1870 in den Laufgräben von Metz noch Schlimmeres ausgestanden; da war es sogar den Fröschen zu naß und zu kalt.

— „Das glaube ich wohl. Ich habe auch schon Schlimmeres erlebt, als die Komorner Frösche. Später hatte man uns auf dem Sandberg Baracken erbaut mit doppelten hölzernen Wänden. In diesen Zwischenräumen war das Hauptquartier der Wanzen. Da habe ich mich manchmal zu den Fröschen zurückgesehnt. Das Schlimmste aber habe ich in Peterwardein erlebt. Da hatten wir Alle das Fieber. Zuletzt konnten wir die Thore nicht mehr besetzen. Wir mußten sie alle schließen bis auf eins, und an diesem einen hatten wir nur noch eine Schildwache, aber sie stand nicht, sondern saß auf einem Stuhl, das Gewehr als Stütze benutzend. Das ist schlimmer, als Schlachten."

Nun waren wir mitten im Kriege von Acht= und Neun= und vierzig, und ich hörte manche interessante Episode. Ich hörte auch hier wieder bestätigen, daß in jenem Kriege auch Seitens der Ungarn schlimme Unthaten verübt worden sind. Sie fallen aber nicht der Armee zur Last, sondern einzelnen Civilcommissären Kossuth's und verschiedenen Freischaaren; von den letzteren wütheten am schlimmsten die „Urbanisten" in Oberungarn, sie hatten ihren Namen nicht wegen ihrer Urbanität, sondern von ihrem Führer Urban.

Einzelne solcher Excesse hat uns auch Jókai in seinem Roman „Mein — Dein — Sein" in drastischer Anschaulichkeit vorgeführt.

Von der Waag, welche hier mündet und allerdings ein außerordentlich unordentlicher Fluß ist, der ewig seinen Lauf ändert, erzählen die Ungarn: als Gott nach der Sündfluth die Flüsse, welche durch jene lang andauernde Ueberschwemmung aus Rand und Band gerathen waren, wieder in Ordnung gebracht und jedem sein bestimmtes Bette angewiesen, da habe er diesen Fluß gänzlich vergessen, seitdem vagire er umher, und deßhalb heiße er Waag.

Kurz hinter Komorn treten zuerst rechts und dann auch links wieder Berge heran, um der oberen Ebene, welche durch die beiden Schütt-Inseln markirt wird, ein Ende zu setzen. Auf der Südseite streifen die Ausläufer des Bakonier-Waldes, auf der Nordseite die der Karpathen hin. Dort finden wir Sand- und Kalkstein, hier Porphyr, der zuweilen, namentlich in Gran, wo der Dom auf einer Porphyrkuppe steht, auch auf die rechte Seite übersetzt. Von hier bis Visegrád (gesprochen Wischerad) wird der Fluß und seine Umgebung mit jedem Schritte schöner und großartiger. Es wechseln die lieblichsten Thäler mit den wildesten Felsen ab, Weinberge (oder wie man hier sagt „Weingebirge", von welchen man sich dieses Jahr eine außerordentliche „Fechsung", Wachsthum, in Quantität und Qualität verspricht) mit üppigem Buschwerk, und über Alles das ragen dunkle ernsthafte Berge mit geschlossenen Waldungen empor. Besonders fallen in die Augen die sogen. „Roßkastanien" mit ihrem saftigen dunkelgrünen Laub und ihrer vollen schattigen Krone. Man nennt sie bei uns „wilde Kastanien", weil ihre Frucht von den Menschen verschmäht wird. Hier behauptet man, dieser Baum sei erst im sechzehnten Jahrhundert aus der Türkei Donau-aufwärts ge-

langt. Gewiß ist, daß man ihn in der Türkei sehr häufig findet, und daß die Türken seine Früchte als spezifisches Mittel wider den Husten der Pferde betrachten. Dies ist wohl auch der Anlaß zur Benennung „Roßkastanie“.

Auf dieser Strecke fließt die Donau, abgesehen von ein paar kleinen Inseln, in einem festen einheitlichen Bette, und zuweilen sogar in einer engen und tiefen Rinne. Die Vereinigung sämmtlicher Arme zu einem einheitlichen Strome erfolgt bei Neszmély; dieser Name haftet leicht im Gedächtniß wegen der Vortrefflichkeit des hier, auf dem rechten Ufer, wachsenden Weines.

Den stattlichsten Anblick sämmtlicher Orte, an welchen man vorbeifährt, bietet Gran, und zwar nicht die Stadt, welche unbedeutend ist, sondern der Dom, welchen der damalige Primas von Ungarn, Kardinal Rudnay, 1821 zu bauen begann, und der 1856 eingeweiht wurde. Der Dom erhebt sich auf einem Felsen, der 300 Fuß über die Donau emporragt. Derselbe sollte eine Nachbildung von St. Peter in Rom werden; und allerdings erinnert die große und prachtvolle Kuppel, welche auf einem viereckigen Unterbau ruhet und weit Donau-ab- und aufwärts gesehen wird, auf den ersten Blick an die Peterskirche in Rom, allein es fehlt die übrige Umgebung, der Vatikan und die Colonnaden. Zwei große Seitengebäude, welche beabsichtigt waren, sind nicht ausgeführt worden, und der Bau zeigt jetzt schon, bald nach seiner Vollendung, bedenkliche Sprünge. Der Dom macht den Eindruck des Unfertigen, und da architektonische Vergleichungs-Objekte nicht zur Hand sind, so kommt seine Größe auch nicht zur rechten Entfaltung.

Gran war früher bedeutender als jetzt. Mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung war es von 1543 bis 1683 in der Gewalt der Türken; es hat darunter unsäglich gelitten, jedoch stammt eine der Seitenkapellen, welche in den Dom

eingebaut sind, noch aus vortürkischen Zeiten. Der Primas, oder vielmehr damals nur noch Bischof, und das Kapitel ergriffen die Flucht vor den Türken. Der Primas residirte seitdem in Preßburg und das Kapitel in Tyrnau. Jetzt sitzen sie beide wieder in Gran.

Bei einer scharfen Wendung des Stromes steht plötzlich das alte Ungarnschloß Visegrád (der Name ist slavisch und bedeutet Hochburg) in seinen majestätischen Trümmern vor uns. Die Burg, welche eine so große Rolle in der ungarischen Geschichte spielt, liegt etwa 800 Fuß hoch über dem Donauspiegel auf der Spitze eines Hügels, an dessen Seiten sich bis zum Fluß Bastionen und Mauern herunterziehen. An dem Flusse selbst ist dann noch einmal eine kleinere Vorburg. Der Ursprung der Burg verliert sich bis in das elfte Jahrhundert, ihren Glanz und ihre Größe verdankt sie dem König Karl Robert (von Anjou). Dann zog man Ofen vor; aber der große Mathias Corvinus, Huniady Mathias, verlegte die Residenz hierher zurück und liebte keine Stätte im Reich mehr als diese. Auch der päpstliche Legat nannte sie „ein Paradies".

Die ungarische Regierung läßt gegenwärtig das sehr umfangreiche Innere der Burg durch den gelehrten Herrn Antiquar Professor Henszlmann in Pest wieder aufgraben. Ich hatte das Vergnügen, an der Hand dieses trefflichen Führers das Ganze zu inspiciren, und erfuhr dabei, welche erhebliche Aufklärungen für die Geschichte Ungarns und der Krone des heiligen Stephan er hier bereits gewonnen hat. Ich bin in großer Versuchung, dem Leser diese interessanten Entdeckungen mitzutheilen, allein ich unterdrücke dieses Verlangen in der Erwartung, daß Herr Henszlmann dies selbst thun und namentlich auch in unserem Interesse für eine Publikation in deutscher Sprache sorgen wird, für die ich ihm im Voraus unsern Dank sage.

In der That, es muß ein schöner Herrschersitz gewesen sein da oben, als die Burg und ihre Nebengebäude noch im Stande waren, in ihren 340 Zimmern und Kemmenaten, welche mit allem Luxus der damaligen Zeit ausgestattet waren, Tausende fremder Gäste zu herbergen, welche aus allen deutschen, slavischen, ungarischen, rhomäischen und griechischen Landen ringsum angezogen kamen, um die magyarische Gastfreundschaft zu genießen, welche heute noch dieses Land vor allen übrigen Europa's auszeichnet; als noch der ganze jetzt steile, rauhe und mit Felsen, Trümmern und Gestrüppe bedeckte Berg aus Terrassen mit orientalischen Zierpflanzen, Gängen mit schattigen Alleen und fremden Ziersträuchern und Waldungen mit kolossalen Eichen und Kastanien bestand. Aber auch jetzt ist es noch schön, von da oben herunterzublicken auf die Trümmer menschlicher Herrlichkeit, auf die ewig unvergängliche Landschaft, auf den hier schon ziemlich belebten Fluß und auf das gegenüber liegende, weinreiche Nagy-Marosch, welches den Norddeutschen und namentlich den Berlinern, in unendlichen Quantitäten die bei uns so beliebten ungarischen Tafeltrauben liefert. Am Fuße der Burg und am obern Ende des lang hingestreckten Dorfes ist im Laufe der letzten acht Jahre eine stattliche Reihe geschmackvoller Villa's entstanden, deren Gärten mit hübschen Anlagen, Pavillons und Belvedere's den Berg hinauf zu steigen beginnen, und die vielleicht berufen sind, einen Theil des alten Glanzes wieder hervorzuzaubern.

Ist man um die Wischegrader Ecke gebogen, so tritt uns in einer sonnigen Landschaft, welche nicht mehr so großartig, aber lieblicher ist, Waitzen (ungarisch Vacz, sprich: Waz) entgegen, eine freundliche Stadt mit vielen Kirchen, Kuppeln und Thürmen, einem riesigen Gefängniß und sauberen Häusern. Schon bei Marosch hat sich die Donau, die jetzt nur noch auf der rechten Seite von Bergen begleitet

ist, wieder in zwei Arme getheilt, um die Andreas-Insel zu bilden. Bei Waitzen wendet sich der Strom scharf nach Süden, und man sieht auf der Rechten — es ist zwischenzeitig Abend geworden — mehrere Dolomit-Brocken längs des Stromes aufgereiht. Auf den drei untersten liegt zuerst Alt-Ofen und dann Neu-Ofen und zuletzt der Blocksberg. Der letztere bildet mit seiner dicken dunkeln Figur den Abschluß. Im Uebrigen sieht man vorwärts schon in die weite ungarische Tiefebene, welche wie ein uferloses Meer vor uns liegt. Bei einer letzten Wendung erschauen wir dem Schloß und der Stadt Ofen gegenüber die jüngere und glänzendere Schwesterstadt Pest. Während jenes an eine alte deutsche freie Reichsstadt mit ihrer kaiserlichen Burg erinnert, bietet Pest, namentlich von der Donau oder von der Kettenbrücke aus gesehen, den Prunk einer großen kosmopolitischen Stadt, welche an die Boulevards in Paris oder an die Ufer der Newa in St. Petersburg erinnert. In dem Augenblicke, wo wir uns Pest nähern, flammen dort in der beginnenden Nacht zahllose Lichter auf, um sich in der breiten Donau zu spiegeln. Wir passiren Alt-Ofen, wo die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ihre große Schiffswerfte hat, dann die Margarethen-Insel, welche eine prachtvolle Badanstalt besitzt, daneben auch Trümmer von Gebäuden, welche in vortürkischer Zeit Klöster und in türkischer Harem's waren; wir sehen an der unteren Spitze der Margarethen-Insel abermals eine neue prachtvolle Brücke über die Donau entstehen; wir nähern uns Ofen und seinem Königsschloß, landen am Bomben-Platze in Ofen, passiren die prachtvolle Kettenbrücke, durch die sich der ungarische Patriot Stephan Széchényi unsterblich gemacht hat, beschreiben dann einen mächtigen Bogen und legen am Quai in Pest an, von wo ich mich gewohnheitsmäßig in die „Königin von England" verfüge.

* * *

Ich wage es nicht, diesen flüchtigen Skizzen eine Beschreibung von Pest einzuverleiben; dieser Mittelpunkt des bunten und geräuschvollen ungarischen Lebens, wo Magyaren, Deutsche, Nordslaven, Südslaven, Raitzen und Walachen durcheinander wirbeln, wo Orient und Occident einander berühren, jedoch ohne einander die Hand zu reichen, geschweige denn zu durchdringen, wo man Donau-aufwärts kommend sagt: „Hier fängt Europa an", und Donau-abwärts ziehend: „Hier hört Europa auf", dieses Pest würde ein besonderes Buch erfordern. Und dieses Buch würde eben so lehrreich als unterhaltend sein. Mir aber fehlt die volle Befähigung dazu, und im Augenblicke auch die Zeit. Ich beschränke mich daher auf einige kurze Notizen:

Man streitet bekanntlich darüber, ob in Ungarn überhaupt und namentlich in Pest die deutsche Sprache die magyarische oder ob die erstere die letztere verdränge. Ich bin seit 1871 häufig in diesem Lande gereist und kann nach allem, was ich beobachtet habe, nur sagen: Es ist weder das Eine, noch das Andere der Fall, vielmehr schreiten beide Sprachen gleichmäßig und parallel vor; der Beamte, der Handwerker, der Bauer, welcher früher sich nur auf magyarisch einließ, spricht jetzt auch deutsch; der Magnat, der früher französisch, der Kaufmann, der Industrielle, welcher früher nur deutsch sprach, läßt sich jetzt auch auf magyarisch ein; beide Sprachen machen also parallele Fortschritte, in der Art, daß die magyarische Sprache sich als die nationale und die deutsche sich als die internationale entwickelt, erstere als die Sprache des Staats und des Dienstes, letztere als die Sprache des Verkehrs und der kosmopolitischen Kreise. Die ungarische Regierung sollte (was sie freilich bis jetzt noch nicht gethan hat) diesen sich ohne ihr Zuthun auf friedlich-organischem Wege anbahnenden Ausgleich des leidigen und unter Umständen verhängniß-

vollen Sprachenstreits mit Dank acceptiren. Wie Bach zu schwach war, die magyarische Sprache auszurotten, so wird Tisza und jeder Andere zu schwach sein, die deutsche Sprache zu vernichten. Ueber dem Sprachenstreit, der denn doch schließlich sich auf eine Frage der Eitelkeit und der Etikette reducirt, wird eine Menge Zeit und Kraft verthan, welche man in einem Lande, wo noch so viel zu thun übrig bleibt, weit nützlicher zu andern Dingen verwenden könnte. Ungarns großer König, der heilige Stephan, hat ja schon gesagt: Wenn man in diesem Lande alle Sprachen bis auf eine unterdrücken wollte, so wäre das Regiment kein festes („Regnum unius linguae non potest esse firmum"). Mit deutsch kommt man durch von Wien bis Constantinopel.

Ich höre von allen Leuten, die in Ungarn gereist sind, die Klage, man bekomme dort schlecht zu essen. Wenn dies der Fall, so ist der betreffende Reisende selber schuld dran. Man darf im Innern des Landes keine westeuropäischen Speisen verlangen. Denn wenn man sie bekommt, sind sie natürlich schlecht. Gut sind überall (ich sehe natürlich von den Hotels und Restaurants ab, welche nicht auf nationalem, sondern auf internationalem Fuße eingerichtet sind) nur diejenigen Speisen, welche täglich massenhaft producirt und consumirt werden; und an diese Speisen muß man sich halten in Ungarn. Dazu gehört vor Allem Guljas (sprich Gujasch), das Essen der Rinderhirten. Das was man in Mitteleuropa unter dem Titel Gullasch oder gar Gollasch zu essen bekommt, ist eine schändliche Karikatur auf das ungarische Nationalgericht. Letzteres besteht nämlich nicht in zusammengeschmorten Küchen-Ueberbleibseln mit einer schmierigen Brühe, sondern aus kräftigem würfelförmigem Rindfleisch in frischer Paprikabrühe. Nicht minder empfehlenswerth ist das Paprika-Huhn, paprikas csibe (sprich

Paprikasch-Tschibe). Daneben hat man eine vortreffliche Fischsuppe mit Klöschen, welche halászle genannt wird, und endlich verschiedene vortreffliche Fische, an deren Spitze der Fogas (sprich Fogasch) aus dem Plattensee marschirt. Wenn ich noch die Notiz hinzufüge, daß in Ofen hoch oben am Berg ein Häuschen wie ein Schwalbennest angeklebt ist, welches „die drei Achter" genannt wird, weil es die Nummer 888 führt, und daß man da oben unter dem Schatten einiger Bäume einen reinen und fabelhaft billigen Ungarwein geschänkt erhält, den selbst die Pester Gelehrten nicht verschmähen, so glaube ich für heute zur Orientirung des geneigten Lesers genug gethan zu haben.

Ich steige deßhalb in Pest wieder auf das Boot, um Donau-abwärts bis Belgrad zu fahren. Es ist das große Eilschiff „Sophie", Abgang Morgens 7 Uhr. Die gewöhnliche Tour nach Constantinopel führt auf der Eisenbahn nach Basiasch, wo man dann erst das Dampfboot besteigt. Da ich aber mich in Belgrad und in dem Serbenlande umsehen wollte, und dasselbe diesseits Basiasch liegt, es mir auch angenehm war, die Erinnerung an die Pußta wieder ein wenig aufzufrischen, so zog ich das Dampfschiff vor, welches mich am andern Morgen in Belgrad abladen sollte zu jener Zeit, „wo noch harret die Welt im Dämmerschein — dem kommenden Morgen entgegen". Ich war auf dem ersten Platze anfangs, wie es schien, der einzige Passagier. Den Preis fand ich außerordentlich billig: 19½ Gulden mit Inbegriff des Diners, was wohl der Konkurrenz der Eisenbahnen zu danken. Ich fragte, warum das Schiff so leer sei. Antwort: Nun, bei der Hitze fahren die vernünftigen Leute herauf in's Gebirge, statt hinunter in den Glühofen. Gerade nicht sehr höflich, aber wahr! Ich ließ mich dadurch jedoch weder ärgern, noch beirren. In der Vorkajüte fand ich ein paar Gruppen danubischer Menschen,

welche Morgens um 7 Uhr schon dem veralteten Laster des Kartenspiels oblagen. Im Uebrigen war das Schiff von musterhafter Eleganz und größer als irgend eins auf dem Rhein geht.

Die Schaufeln setzten sich in Bewegung, und es ging stromabwärts. Es that mir leid, so schnell Abschied nehmen zu müssen von dem prachtvollen Pest und dem ehrwürdigen Ofen. Ich betrachtete mir noch lange die gelb und grüne Residenz des Palatinus auf dem Festungsberg, in der früher anderthalb Jahrhunderte türkisch regiert worden war und jetzt, nach einer langen und wechselnden Krisis, wieder ungarisch regiert wird, und nicht mehr Bachisch, welches letztere sich dann doch auf die Dauer als unthunlich erwiesen. Ja, in Wien steht jetzt an der Spitze der Geschäfte ein Ungar, der, weiland als Hochverräther verurtheilt, in Paris die Irrgänge der napoleonischen Politik studirt hat und deßhalb besser im Stande ist, Oesterreich vor den französischen Fallstricken zu bewahren, als es der allzugeschäftige und selbstgefällige Graf Beust war.

Hier in dieser Ofener Residenz hatte vor nun beinahe vierzig Jahren der Erzherzog Joseph als Palatinus von Ungarn gehaust, als die große zerstörende Fluth und die Eismassen über die Schwesterstädte hereinbrausten, und Erzherzog Stephan, des Palatinus Sohn, hatte mit Aufopferung seiner selbst Hunderte von Unglücklichen aus den Fluthen gerettet, um sie dann im Schlosse seines Vaters zu bergen. Zwanzig Jahre später war Stephan selbst Palatinus. Er gerieth in den Strudel der Revolution. Er wollte vermitteln zwischen Krone und Volk, zwischen dem österreichischen Staatsgedanken und der ungarischen Nationalidee. Er gerieth zwischen zwei harte Steine, die ihn zerrieben.

— „Ich weiß nicht was ich machen soll," sagte Istvan Palatinus; „gehe ich, dann gibt es Republik und ich gelte

als Verräther; bleibe ich, dann wählen sie mich am Ende zum König. Was thun?"

— „Was thun?", erwiderte damals ein alter schwarzgelber Magnat, „was Eure K. und K. Hoheit dann zu thun geruhen, wenn Sie zum König von Ungarn gewählt werden, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, ich würde Kaiserliche Hoheit, wenn Sie die Krone annehmen, erschießen lassen."

Endlich vor die Alternative gestellt, es mit der Nation, an deren Spitze er stand, oder mit der Dynastie, welcher er angehörte, zu verderben, trat Stephan zurück, von beiden verurtheilt. Er hatte es mit beiden gut gemeint und fiel der Krisis zum Opfer.

Seitdem hauste er bis zu seinem Tode als ein Verbannter auf dem Schlosse Schaumburg an der Lahn, das er von seiner Mutter ererbt hatte. Er lebte dort seinen wissenschaftlichen Sammlungen, die sehr sehenswerth sind, seinen Studien und der Wohlthätigkeit. Das Schloß hat er ausgebaut mit feinem Sinne für Kunst und Natur, so daß es jetzt das Ziel aller Rheinreisenden bildet. Alljährlich auf Weihnachten lud er die Kinder seiner Leute auf das Schloß ein. Einen ganzen Tag lang schloß er sich in den Saal, um die Geschenke zu arrangiren, — und dann, welch ein Jubel, wenn er, das Christkind mit dem riesigen ungarischen Schnurrbart, öffnete und die tumultuirende Schaar eindrang. Niemals ist von diesem leichtlebigen und gutmüthigen Volke ein Prinz mehr geliebt worden, als Erzherzog Stephan.

Aber weder die Wissenschaft, noch der Dank und die Liebe der Bevölkerung vermochten das Herz des Erzherzogs zu füllen; er konnte jenen Augenblick nicht vergessen, wo er zum Palatinus erwählt und von acht kräftigen Magyaren unter brausenden „Eljen" auf den Schild gehoben und den

Söhnen Arpád's gezeigt wurde. Diese eine Stunde im Lande, sie wog ein ganzes Leben in der Verbannung auf, mitinbegriffen die Rolle des Christkinds. Wie oft mochte er auf dem hohen einsamen Söller seines Schlosses Schaumburg gestanden haben mit dem alten und ewig neuen Gedanken der Ephigenie, der hier so lauten würde:

— „Es gewöhnt sich nicht mein Herz hierher
Und auf dem Söller steh' ich lange Tage,
Das Land der Ungarn mit der Seele suchend."

Er zehrte sich von Innen auf. Sein Körper wurde immer elender und sein Schnurrbart immer größer. Die Aerzte schickten den Armen, der so krank war im Herzen, als Brustkranken nach Mentone, und dort ist er gestorben. Er hat sein Ungarnland nicht wiedergesehen und seine Wiedergeburt nicht erlebt. Er ist Anfang 1867 gestorben.

Meine Gedanken wurden abgelenkt von diesen rheinisch-ungarischen Reminiscenzen durch den Anblick der schrecklichen Zerstörung, welche in Ofen der Wolkenbruch vom 29. Juni 1875 hinterlassen hatte. Die wilden Fluthen, welche zeitweise aus den Ofener Bergen hervorstürzen, hatten keinen Abfluß mehr; man hatte fahrlässiger Weise die Kanäle, welche ehemals vorhanden waren, in Verfall gerathen lassen, überbaut, sonstwie vernachlässigt. Das Wasser fand keine Bahn und schuf sich eine. Das ganze Ufer lag noch voll Schutt und Trümmern. Da standen die Reste der Häuser gleich dem „gesprengten Thurm" in der Heidelberger Ruine. Auseinandergerissen, halbirt, zur Hälfte weggeschwemmt, zur Hälfte noch stehend mit geöffnetem Innern. Weiter oben waren die Weinberge, welche den schönen Ofener Rothwein liefern, gänzlich weggeschwemmt, nicht nur die Stöcke und Pfähle, sondern auch der sämmtliche Humus. Der nackte Fels stand zu Tage. Wer weiß, wann es gelingt, diese Stätte der Kultur wieder zu gewinnen.

Die Drahtseilbahn aber, welche den modernen Menschen, der den Gebrauch seiner Glieder immer mehr verlernt und die Zeitersparniß immer mehr lernt, bequem und geschwind den Ofener Schloß- und Festungsberg hinaufführt, ging wieder. Sie ist das Werk des Grafen Oedön Széchényi, des Sohnes des großen Patrioten Stephan, der die Kettenbrücke erbaute. Ich lernte den Grafen Oedön später in Constantinopel kennen, wo er die schwierige Mission übernommen hatte, eine Feuerwehr für diese endlose und unordentliche Stadt zu organisiren. Die Schwierigkeiten, welche in der Sache lagen, wurden noch vermehrt durch die Anfeindungen Seitens der Franzosen, welche zu glauben schienen, jedes derartige Amt gebühre ausschließlich den Söhnen der großen Nation. So oft es in Constantinopel brannte — und das geschieht dort oft — schimpften sie den Grafen Széchényi in ihren französischen Blättern, obgleich sie wußten, daß die Organisation der Feuerwehr kaum begonnen hatte und mindestens noch ein Jahr bedurfte. Uebrigens sieht der Graf Széchényi nicht so aus, als wenn er sich durch solches Gekläffe stören ließe.

Wir passirten die neue Eisenbahnbrücke, die oberhalb der Insel Csepel und unterhalb der Stadt gebaut wird. Die Aufgabe ist schwierig, denn hier ist eine gefährliche Stelle. Hier war es auch, wo sich das Eis stopfte, um 1838 die furchtbare Ueberschwemmung zu veranlassen. Die Insel Csepel ist fünf Meilen lang. Auf ihr liegt, an unbekannter Stätte, König Arpád begraben. In alten Zeiten beerdigte man ja die Häuptlinge und Helden auf unbewohnten Inseln oder im Flußbette, um das Grab vor Entweihung Seitens der Feinde zu wahren.

Rechts von der Donau schwenkt die Eisenbahn ab nach Stuhl-Weißenburg, das auf slavisch Belgrad und auf magyarisch Feher-Vár heißt, d. i. die weiße Burg, und dann

nach Schio-Fok am Plattensee. Wie gerne wäre ich hinübergefahren, um dort in Balaton-Füred einige Tage mit meinem Freunde Jókai zuzubringen. Aber es geht nicht. Vita nostra brevis est. Vorwärts.

Auf dem rechten Ufer begleiten uns noch Hügel und Berge, links aber liegt die große endlose ungarische Ebene, welche einen Flächenraum von 1568 Quadratmeilen umfaßt, also weit größer ist als das ganze Königreich Bayern und dabei einen Boden hat, der von keinem in der Welt an Fruchtbarkeit übertroffen wird. Sie ist so flach, daß sich nicht eine Wasserscheide auf 100 Fuß über den Donauspiegel erhebt. Von großen und wasserreichen Flüssen, der Theis (Tisza), der Maros (Marosch) und der Köros (Körösch) durchzogen, erhält sie von diesen nicht nur Wässerung, sondern auch befruchtende Schlammablagerungen, welche diese Flüsse aus dem Gebirge mitbringen. Wenn das Glück lächelt, so ist diese Ebene, mit Ausnahme der Weideflächen, auf welchen der Roßknecht (Tschikosch) seine Pferde tummelt, ein ununterbrochenes Feld majestätisch wallender Kornähren. Aber eben so oft, wenn nicht häufiger, geschieht es, daß der Himmel zu viel Regen sendet. Dann „ist die Theis zu klein," sagt der Ungar, d. h. ihr Bette vermag das Wasser nicht zu fassen; und ebenso geht es mit Bodrog, Körösch, Marosch, Temesch u. s. w. Ihre, vom Schnee der Karpathen geschwellten Fluthen ergießen sich über das Land und überschwemmen die Puszten, daß kaum die Menschen Zeit finden, sich zu retten, aber die Pferde-, die Rinder-, die Schaf-Heerden und die Vorräthe davonschwimmen, und die Ernte für dieses Jahr unwiederbringlich verloren ist. Ein anderes Jahr läßt sich Alles gut an, die Fluthen gehen nach und nach vorüber ohne Schaden zu stiften, die Saaten stehen vortrefflich und man hofft auf eine Ernte, welche ein heilendes Pflaster legt auf die Wunden, welche die voraus-

gegangenen schlechten Jahre zurückgelassen haben; — da bleibt plötzlich der Regen aus; man zählt nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten, es fällt kein Tropfen; die Quellen, die Bäche, die Flüsse versiegen; die Sümpfe schicken mephitische Dünste gen Himmel; die Menschen werden vom Wechselfieber ergriffen, das sie einen Tag um den anderen schüttelt, sie heute frieren und morgen schwitzen macht und ihnen das Mark aus den Knochen saugt, so daß sie einherschweben wie die stygischen Schatten; der Boden wird mit einem Netze von Ritzen überzogen, er beginnt zu bersten, die Ritze werden zu Spalten, und die Spalten zu Abgründen; die Erde verwandelt sich in Staub, und der Staub erfüllt die Lüfte, und wenn Abends die Sonne dunkelroth an dem Rande der ausgedehnten Fläche untersinkt, dann weiß man nicht mehr, wo die Luft aufhört und wo die Erde anfängt; denn alles ist Sand, heißer, widerlicher wirbelnder Sand, der dir Mund und Schlund und Nase und Brusthöhle anfüllt; die Gräser verdorren, die Bäume verlieren ihre Blätter, das hungrige und durstige Vieh sucht Schutz bei den Menschen, und die Menschen flehen vergeblich zu ihrem ungarischen Nationalgott, zu ihrem „Magyar isten“; und als wenn es mit all diesem Elende noch nicht genug wäre, verfinstert sich plötzlich die Luft, Schaaren von Heuschrecken fallen nieder, sie bedecken die Erde einen Fuß hoch und vernichten das letzte Hälmchen, das noch existirte; man kann nicht gehen, wo sie liegen, und wenn man hindurch fährt oder reitet, so dreht sich einem das Herz im Leibe um vor dem grünen Gezappel und dem dumpfen Geknirsche. Ist aber das alles vorbei, und es sind überhaupt da noch Menschen übrig geblieben — denn schließlich ist doch immer der Mensch das dauerhafteste aller Thiere —, dann kommt der Exekutor, um die Steuern einzutreiben, sowohl für das Ueberschwemmungs- als auch für das Sonnenbrands- und Heuschrecken-Jahr.

Zu den Zeiten des Ministers Bach kam aber nach dem Exekutor auch noch die Militär-Exekution zum Einlegen; und es ist oft vorgekommen, daß der österreichische Lieutenant, der das Commando führte, anstatt Steuergelder für den Staat einzunehmen, den armen Steuerpflichtigen aus seiner schlecht dotirten Privattasche den letzten Gulden schenkte zur Erleichterung ihres Elends.

Freilich ein gutes Jahr, wo die Kornähren wogen, der Tschikosch über die Heide jagt, die Rinder- und Schafheerden üppiges Futter finden, die Bienen ihre Stöcke füllen und alles ringsum von Ueberfluß trieft, wo die Flüsse „nicht zu klein" sind, wo Regen und Sonnenschein abwechseln und die Fata Morgana ihre Luftschlösser baut, — das macht schlechte fünf Jahre vergessen bei dem leichtlebigen Volke der Pusztan; Fidel und Zimbal klingen, der Csardas wird getanzt, und man hört Flüche, die gut gemeint, aber wahrhaft unübersetzbar sind.

Und doch, auch der Segen einer solchen Ernte kommt dem ungarischen Landwirth nicht in dem Maße zugut, wie z. B. dem französischen, dem englischen oder dem deutschen. In diesen westeuropäischen Ländern wird der Gutsbesitzer unterstützt durch einen lebhaften, überall gegenwärtigen, jeder Konjunktur und jeder Spekulation nachgehenden Zwischenhandel, dessen Gefahren ausgeglichen werden durch die Konkurrenz, welche die Aufkäufer, Händler und Kaufleute sich unter einander machen; und auch der Landwirth selbst ist genügend unterrichtet, um Angebot und Nachfrage gegen einander kalkuliren und sich ein annäherungsweise richtiges Bild von den Bewegungen des Welt-Getreidemarktes zu machen. Bei dem Sohn der Puszta ist dies nicht der Fall. Von dem großen Markt ist er zu weit entfernt. Von den Konjunkturen des Welthandels hat er keine Ahnung. Er verkauft an den Ersten Besten so gut und so schlecht er kann,

und er weiß nichts, als daß je besser die „Fechsung", desto schlechter die Preise. So muß er denn die Vortheile einer guten Ernte mit Andern theilen, die Nachtheile einer schlechten dagegen hat er allein zu tragen. Dies alles sind die Folgen halbfertiger Zustände. Es ist das Land einer großen Zukunft, aber diese Zukunft will erarbeitet sein. Es bedarf der Heranziehung von Menschen und Kapital, um über die Naturvorräthe Herr zu werden. Gewiß, die Menschen können weder Wasserfluthen noch Sonnenbrand machen, noch auch dergleichen verhindern. Aber sie können bewalden und können entwässern. Sie können im Interesse der Regelung der atmosphärischen Niederschläge die Wälder wiederherstellen, wo man sie niemals hätte ausroden sollen. Sie können die Ströme und Flüsse reguliren, sie können Sammelbehälter und Abzugskanäle anlegen, und wenn sie das Wasser sammeln zur Zeit des Ueberflusses, dann haben sie es zur Zeit der Noth. Sie können dann das Erdreich bewässern, bevor die Sonne den Boden zu Staub und die Vegetation zu Asche verbrannt hat.

Zwei Hindernisse sind es vor Allem, welche diesen Meliorationen im Wege stehen. Erstens der Mangel an Einsicht und Nachhaltigkeit. Ich hörte einen ungarischen Grundherrn darüber schimpfen, daß ihm die Theisregelung seine Wasserjagd verdorben habe, das sei alles, was der verd— — „Schwob" (der Ingenieur war ein Deutscher) fertig gebracht habe. Theils ist man nicht hinreichend überzeugt von der Nothwendigkeit, theils zweifelt man an deren Erfolg, welcher natürlich nicht schon beim ersten Handanlegen eintritt, sondern erst nach den konsequent fortgesetzten Anstrengungen mehrerer Jahrzehnte. Es ist schwierig, die Adjacenten unter einen Hut zu bringen, und noch schwieriger, sie darunter zu halten. Leicht angeregt, ist man noch leichter entmuthigt. Man läßt eine halb vollendete Arbeit wieder liegen, welche

Arbeit dann fast schneller verfällt, als es Zeit kostete, sie herzustellen. Dazu kommt, daß die Verwaltungsmaschinerie eine höchst primitive, die Exekution unwirksam und der Staat ohne Mittel ist. Dies ist das eine Hinderniß. Das andere ist der Fremdenhaß. So schlimm, wie in Rumänien, in Serbien und Griechenland ist er allerdings nicht. Die ungarische Gesetzgebung ist aufgeklärt genug, um auch dem Fremden die bürgerlichen und wirthschaftlichen Rechte, das Recht des Grundbesitzes und des Gewerbebetriebs zuzugestehen. Aber ein Anderes ist das Gesetz und ein Anderes die Sitte; und die letztere ist dem Fremden nicht günstig. Der zuziehende und hier Niederlassung suchende Fremdling wird nicht überall mit freundlichen Blicken aufgenommen, besonders wenn er ein Bauer und ein „Schwob" ist. Ich möchte deutschen Bauern nicht rathen, hierher auszuwandern, sie würden schwerlich freundliche Nachbarn finden.

Beiläufig bemerkt, ist es unrichtig, wenn man in Deutschland dieses ganze Land mit dem Kollektivnamen „die Pußta" bezeichnet. Die „Pußta" ist das einzelne Gut. Der Hof nebst Zubehör, Aeckern und Wiesen, Wald und Feld, Heide und Weide, ist eine Pußta. Das Ganze sind die Pußten.

Ich glaube, ich habe schon gesagt, ich war allein auf dem Hinterdeck. Ich schleppte mir ein Polster von kühlem amerikanischem Ledertuch auf die Plattform der oberen Kajüte und bettete mich hier hoch und bequem, um die wechselnden Bilder an mir vorüberziehen zu lassen. Anfangs sah ich blos verschiedene Nuancen von Grau: das Wasser blau-grau, das Ufer grün-grau, die Luft hellgrau. Je mehr die Sonne stieg, desto lebhafter wurde das Farbenspiel: das Wasser gelblich-grün, die Luft hellblau mit langgestreckten weißen Wölkchen, das Land grün und grau, und violett in allen Schattirungen, wie man das nur auf einer

großen Ebene sehen kann. Ich erinnerte mich hier mit Vergnügen an jene prachtvollen Farben- und Luftspiele, welche ich vor mehr als dreißig Jahren als Student zum ersten Mal gesehen hatte, und zwar in der vielverschrieenen Lüneburger Haide. Auch sie ist im Sommer, wenn sie ihren guten Tag hat, recht schön; und wir Leute aus dem Gebirge fühlen die Verpflichtung, den Schönheiten der Ebenen gerecht zu werden.

Alle Welt sagt, die Fahrt von Pest nach Basiasch auf der Donau sei langweilig, man solle sich lieber Abends in Pest auf den Eilzug setzen, dann sei man Morgens in Basiasch und könne von da noch recht schön an demselben Tage nach dem Herkules-Bade in Mesadia (μεγα θεα?) gelangen. Ich war vor zwei Jahren diesem Rathe gefolgt. Heute that ich es nicht, und ich hatte es nicht zu bereuen. Ich begreife, daß früher, da die Fahrt von Pest nach Belgrad vier Tage dauerte und man ein schlechtes Schiff hatte, die Sache am Ende langweilig wurde. Heute ist das anders. Man fährt auf einem prachtvollen Fahrzeug, umgeben von allen Komforts der Civilisation, wobei gute Speisen und Getränke, eine aufmerksame Bedienung und ein liebenswürdiges und zu jeder Auskunft bereites und fähiges Schiffspersonal nicht gering zu veranschlagen, — mitten durch die endlose Wildniß, durch Wiesen und Wald und Wasser und Weide.

Rechts hat man immer niedere Berge, welche abwechselnd näher heran- oder weiter zurücktreten. Am Ufer stehen große Kastanien mit schattigem Dache. Sie stehen anscheinend im Wasser, in dem sie sich spiegeln. Dann kommen Felder, die man auf den ersten Anblick für Kartoffel-Aecker hält. Bei näherem Zusehen aber entdeckt man Pfähle an den Stauden. In der That, es sind keine Kartoffel-Aecker, sondern Weinberge, aber so unordentlich ange-

legt und so verwahrlost, daß man sie prima vista für erstere halten muß. Auch im Keller wird der Wein nicht besser gehalten, als die Kartoffeln; und weil ihn die Menschen so schlecht behandeln, hält er sich auch nicht. Von dem gewöhnlichen Wein bekommt man immer nur „Heugerin", d. h. den vom vorigen Herbst. Man muß ihn rasch wegtrinken, sonst verdirbt er. Gibt es einmal sehr viel, so würdigt man ihn nicht einmal der Anschaffung neuer Fässer. Man macht eine wasserdichte Grube in die Erde, läßt ihn hineinlaufen und schöpft ihn zum Konsum nach und nach wieder heraus, wie aus einer Cisterne. Auch findet man, namentlich auf dem Lande, überall die schlechte Sitte, daß in der Schänke aus dem auf der Bar aufliegenden Fasse gezapft wird, was, da der Konsum kein rascher und das Faß sehr groß ist, dazu nöthigt, fortwährend zu schwefeln. Man schmeckt den Schwefel zwar nicht, aber man spürt ihn am andern Morgen in Gestalt von „Haarweh", gewöhnlich Katzenjammer geheißen. Ich machte den Leuten Vorwürfe darüber (ich spreche hier nicht von meinem Schiff, der „Sophie", deren Weine sehr gut sind, sondern von meinen Erfahrungen während früherer Reisen im Innern des Landes,) und die Leute erwiderten mir:

— „Ja, was wollen Sie? Daß das Schwefeln nicht gut ist, wissen wir auch, aber wir können's nicht lassen. Die Steuergesetzgebung zwingt uns dazu. Das Besteuerungsverfahren ist nämlich verschieden, je nachdem der Wein auf Flaschen oder in Fässern liegt. Die Flaschen müssen an jedem ersten Jänuar versteuert werden. Wenn ich eine Flasche fünf Jahre habe, bezahle ich die fünffache Steuer. Das verträgt unser leichter und billiger Wein nicht. Lasse ich ihn dagegen in dem Fasse, so versteuere ich nur den wirklichen Konsum. Von Zeit zu Zeit kommt der Steuerbeamte und mißt, um wieviel der hohle weinlose Raum

inzwischen gewachsen ist, und nur diese Differenz muß ich versteuern. Dies zwingt mich, den Wein nicht in der Flasche, sondern aus dem Fasse zu schänken." —

Im Anfang, so lange wir der Insel Csepel entlang fuhren, sah man noch Häuser und Menschen, dann wurde es einsam, aber nicht langweilig.

Von Zeit zu Zeit kommt eine Gruppe Flußmühlen, die sich ausnehmen wie Pfahlbauten, die über Nacht wieder aus dem Wasser aufgetaucht sind. Zwei alte baufällige Kähne, dazwischen das Rad, auf dem einen Kahne die Mühle, — das ist Alles. Menschen sieht man in der Regel nicht. Viele von den Rädern gehen nicht mehr. Ueberall schaut die Nachlässigkeit und der Verfall aus Trümmern und Löchern. „Die Pester Dampfmühlen ruiniren uns," seufzen die Leute, „hole der Teufel den Dampf und den Schwob (Deutschen), der uns dies schnaubende Ungeheuer in das Land gebracht hat; wer wußte früher von dem Dampfe was?"

Die Mühlen sind schwarz von Alter und Unsauberkeit. Nur hin und wieder ist zur Reparatur ein helles tannenes Brett aufgenagelt, wie ein reiner Flicklappen auf einer schmutzigen Hose. Auf Vorschrift der Polizei ist an jeder Mühle ein weißes Schild angenagelt, auf welchem der Name des Besitzers steht. Wenn die Mühle Nachts keine Laterne hat, oder wenn sie sich losreißt und weiter unten Unfug anstiftet, oder bei sonstigen Contraventionen, weiß man, an wen man sich zu halten hat. Merkwürdig ist es, daß man in diesem tellerglatten Getreideland nirgends eine Windmühle sieht.

Ebensowenig sieht man ein Segel auf der Donau, was doppelt auffällt nach der belebten Strecke zwischen Waitzen und Pest-Ofen. Ich habe an dem ganzen Tag kein Segeltransportschiff gesehen, nur Dampfer aller Art, alle der Gesellschaft gehörig, und Remorqueurs, welche die breiten schwarzen „Raitzen-Schiffe" hinter sich schleppen.

Ich fragte den Steuermann, warum hier keine Segelschiffe seien? „Hier ist zu wenig Wasser und zu wenig Platz, aber unter dem eisernen Thor werden Sie Segel genug sehen." Er meinte damit, hier seien zu viele Untiefen, und die Fahrbahn, welche zudem oft wechselt, sei zu schmal; es sei zu gefährlich für gewöhnliche schlechte Schiffe.

Am Ufer wechselt Weide mit saftigstem Grün, und Wald — freilich nur Erlen, Weidenbäume und Silberpappel, — aber jeder Baum ein Modell, so voll und kräftig steht er da. Ueber dem Wasser schweben zahllose Möven und am Ufer stehen ernsthafte Reiher auf einem Bein, den Kopf vorn über geneigt, um etwas zu erschnappen. Sie verbergen ihre materialistische Richtung hinter philosophischen Mienen. Dann kommen kleine baumreiche Inseln oder Halbinseln, wie sie im Lauf der Zeit entstehen oder verschwinden, ohne daß Jemand es der Mühe werth erachtet, Besitz davon zu ergreifen. Die dichten und prachtvollen Laubkronen spiegeln sich prachtvoll im Wasser. Dahinter dehnt sich eine langgestreckte Prairie mit mehr als mannshohem Graswuchs, von wo aus dem Munde eines unsichtbaren Thieres ein behäbiges „Muh!" tönt, — ein Ausdruck, der auf Deutsch grade so lautet, wie auf Magyarisch, und sonach dem Sprachenzwange nicht unterliegt.

Hier begleitet uns dem Ufer entlang eine große Strecke drei Mann hohes Schilf, in welchem die Sumpf- und Wasservögel hausen. Hier könnte Lenau seine „Schilflieder" gedichtet haben:

„Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr."

Hinter dem Schilf sieht neugierig der Thurm eines hölzernen schindelgedeckten Kirchleins hervor. Dann öffnet sich wieder die Prairie nach dem Flusse. Da lagert eine große Rinderheerde im üppigen Grase, hellgelb und hell-

grau mit großen gewundenen Hörnern. Sie glotzen den großen Dampfer an, finden es aber nicht einmal der Mühe werth aufzustehen oder ihr Wiederkäuen zu unterbrechen. Dann nähert sich langsam ein Trupp Pferde dem Ufer. An der Spitze steht ein junges schönes Thier. Es betrachtet uns mit glühenden Augen und schnaubenden Nüstern. Wir haben nicht seinen Beifall. Es wendet plötzlich um, und hinter sich die ganze Schaar, galoppirt es landeinwärts. Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum. Dahinten ist eine einstöckige, strohbedeckte Hütte gleichsam angeklebt an einen großen Kastanienbaum, unter welchem sie Schutz sucht. Sie ist so klein, daß nicht einmal das bekannte „glücklich liebende Paar" Schiller's Platz darin fände. Gleichwohl haust darin eine ganze Familie mit Hühnern und Schweinen. Diese „happy family" ist aber nur zu Haus, wenn es regnet, und hier regnet es selten.

Und das nennen die Franzosen une région depourvue de beautés pittoresques, und unsere „Gebildeten" in Deutschland eine „uninteressante Gegend!" Ja, wenn da ein Tempelchen, und drüben ein Felschen, und da ein Ruinchen und dort ein Wirthshäuschen wäre, dann würde man das Alles zur Noth auch ganz leidlich finden.

Schon dieser majestätische Fluß imponirt mir. Er ist überall und nirgends. Er erinnert mich an eine Scene im ungarischen Tiefland und an eine amerikanische Rothhautgeschichte. Ich will beide einfach hierhersetzen. Der verständige Leser (denn unverständige pflegen meine Schriften zu verschmähen) wird beide Hergänge in die nöthige Verbindung bringen und sich die nöthige Moral daraus ziehen.

Wir hatten uns in den Puszten irre geritten und fragten einen Tschikosch (Roßhirten). Er bezeichnete uns die Richtung und gab uns verschiedene Merkzeichen, welche alle zutrafen und uns an das Ziel führten. Ich war da-

mals noch ein „Grüner“ in Ungarn und fragte ungeduldig: — Aber ich sehe keinen Weg! Wo ist denn der Weg? Der Tschikosch nahm die Pfeife aus dem Mund, streckte beide Arme zeigend aus wie ein Wegweiser, drehte sich auf seinem rechten Absatz rings um seine Axe und sprach: „Is olis Weg, Gnod'n, (da ist überall Weg, Euer Gnaden).“

Mein Freund K. reiste in Amerika und hatte eine nothdürftig civilisirte aber fast unbekleidete Rothhaut als Diener bei sich. Es wurde kalt, K. wollte seinem Diener Kleider geben. — „Nein, Herr, ich friere nicht.“ — Das glaube ich dir nicht. Es ist zu kalt! — „Aber, Herr, frierst du denn in deinem Gesicht?“ — Nein, im Gesicht nicht. — „Siehst du, Herr, so geht es auch bei mir; nur mit dem Unterschied, daß bei mir Alles Gesicht ist.“

Wie bei der Rothhaut Alles Gesicht, so ist hier Alles Weg.

Auf dem Lande sah man kaum Menschen. Nur hin und wieder blitzte irgendwo ein Stück menschlicher Kleidung aus dem saftigen Grün hervor. Ein weißes Hemd oder ein weißer Schurz, ein rothes oder ein blaues Kamisol, — oder sagten wir lieber eine Weste; denn das Ding hat keine Aermel. Das war Alles. Aber man fühlt auch gar nicht das Bedürfniß nach menschlicher Staffage in dieser prachtvollen mächtigen Wildniß. Auf dem Schiffe dagegen hörte meine privilegirte Einsamkeit auf. Gegen elf Uhr kamen allerlei Passagiere zum Vorschein. Sie hatten theils in dem Schiffe geschlafen, während dasselbe in Pest vor Anker lag, theils waren sie vor mir an Bord gekommen und hatten sich in ihre Kabinen zurückgezogen, um sich, wie Jakob L. in Berlin sagt, „noch ein wenig in den Armen des Orpheus zu wiegen.“

Die Ersten, die auf meine Plattform heraufstiegen, waren ein rumänischer Kaufmann und seine Frau. Sie fragten mich französisch, wie weit wir schon seien. Ich gab ihnen Antwort und theilte bereitwillig mit ihnen meinen impro-

visirten Diwan und meine Cigarretten. Die Frau war eine Kosmopolitin. Griechin von Abkunft, war sie geboren und erzogen in deutscher Umgebung in dem ungarischen Hafen Fiume, und war dann mit ihren Eltern zuerst nach dem italienisch-dalmatinischen Spalato, später in den Orient gezogen, wo sie sich verheirathet hatte, um mit ihrem rumänischen Manne nach Bukarescht zu ziehen. Sie kannte mehr Sprachen, als der beste Dragoman in Constantinopel: Griechisch', Deutsch, Italienisch, Türkisch, Armenisch, Rumänisch, Französisch, Englisch und alle die verschiedenen südslavischen Idiome. Ich verdanke ihr einige Anfangsgründe im Rumänischen und Serbischen. Das Bischen Neugriechisch, das ich von ihr gelernt hatte, war aber, bis ich nach Griechenland kam, wieder vergessen. Es wurde von der Sprache des Homer und Thucydides wieder überfluthet. Auch die syrmischen oder serbischen Damen mit dem zopfumwundenen rothen Fez und den mit Spitzen gezierten Polkajäckchen waren wieder da. Eine junge Französin von auffallender Kürze und Dicke trug ein graues Kleid und eine weiße Tunique und bewegte sich so zierlich, daß sie mich unwillkührlich an den schwarz-weißen Tapir im zoologischen Garten in Berlin erinnerte. Ferner nahm noch an dem Diner Theil eine Gouvernante aus der französischen Schweiz mit zwei allerliebsten französischen Mädchen, welche ihre Großeltern in Frankreich besucht hatten und nun wieder auf dem Rückweg zu ihren Eltern in Constantinopel waren; und endlich eine dicke alte geschmacklos geputzte Bojarin, die sich überall einen kleinen langhaarigen, schwarzgelben Bologneser nachtragen ließ. Sie nahm ihn selbst zu Tisch mit, und ein unglücklicher Zufall wollte es, daß ich der Nachbar der Bojarin oder vielmehr ihres Hundes wurde. Ich unterhielt mich lebhaft mit der Nachbarin links, der griechischen Rumänin, und merkte erst spä-

ter die Nachbarschaft des Hundes, als er einige unangenehme Eigenschaften zu entwickeln begann. Mein nächster Gedanke war, ihn am Schopf zu nehmen und von der Bank auf die Erde zu setzen. Indessen bei näherer Ueberlegung fand ich, daß, da die Eigenthümerin doch immerhin eine Dame sei, man nicht unhöflich sein dürfe. Ich schmeichelte daher dem zierlichen Thierchen, streichelte sein seidenweiches bläuliches langes Haar und lockte ihn an mich. Dann aber schob ich ihm ein großes fettes Stück ungarisches Ochsenfleisch in seinen zierlichen Rachen.

Was ich erwartet hatte, geschah. Die Bojarin hatte kaum das Unglück gesehen, als sie mit einem herzerschütternden Schmerzensschrei auffuhr, dem Hund das bereits halb hinuntergewürgte Fleisch wieder aus Schlund und Rachen riß, es auf ihren eigenen Teller warf, der Zofe winkte, den Hund hinaustragen ließ und selber nachfolgte, der „wandelnden Glocke" vergleichbar. Und Hund und Herrin sah man niemals wieder. Die Tafelrunde gerieth in eine maßlose Heiterkeit; sie wollte mir nicht glauben, daß ich es mit dem Hündchen so gut gemeint habe.

Die kleinen Französinnen waren sehr nett. Ich steckte bei Tisch eine Menge Aprikosen, Apfelsinen-Pfirsiche, Rosinen, Nüsse und Konfekt ein und erwarb mir die Gunst der Kleinen durch diese Näschereien. Sie sangen mir dafür mit ihren feinen Kinder-Stimmchen ein paar racheschnaubende Lieder gegen die „Prussiens" und wollten mir gar nicht glauben, daß ich selbst ein solcher sei, denn ich hatte doch keine Pickelhaube auf und sprach ja französisch. Das Essen war reich an guten Fischen, namentlich Dick und Hausen, und der Ofener Roth- und der Magyaráder Weißwein wetteiferten mit einander an Güte.

Die Gouvernante, eine sehr achtbare uud verständige Dame war ganz untröstlich über die Tollheiten und die

Geschwätzigkeit der Kinder. Sie rief immer der älteren zu: „Soyez tranquille“ und der jüngeren „Taisez vous“; und da dies nichts half, rieth ich ihr, sie solle einmal zu der älteren sagen „Taisez vous“ und zu der jüngeren „Soyez tranquille“; allein es half auch nichts. Endlich aber hatten sich die beiden kleinen „Reichsfeindinnen“ ausgetobt und schliefen auf dem Diwan den Schlaf des Gerechten. Diesen Waffenstillstand benutzte die Gouvernante, um mir auf den Zahn zu fühlen. Sie hatte eine große Angst vor dem Krieg und fragte mich zuletzt ohne Umschweife, wie sich das verhalte, ob die „Prussiens“ wirklich einen neuen Krieg mit Frankreich von dem Zaun brechen wollten?

— Oh, ganz gewiß nicht, wir provociren keinen Krieg, aber wir gehen ihm auch nicht aus dem Wege.

— „Ja, aber welche Garantieen bestehen für Eure Friedensliebe? Als Napoleon III. sein Plebiscit in der Tasche hatte, welches ihm garantirte „que le fils succède au père“, da glaubten wir den Frieden auf Jahre gesichert, und doch gab es Krieg.“

— Das war nicht unsere Schuld. Aber bedenken Sie, Madame, daß der deutsche Kaiser keinen zweiten Dezember und kein Mexico hinter sich hat, und daß er neue Lorbeere nicht bedarf.

— „Das ist gewiß richtig, aber soeben lese ich von einem Konflikt im Innern von Deutschland!“

— Was Sie nicht sagen! Davon habe ich noch kein Wort gehört, und ich bin doch noch nicht lange von Berlin weg und habe bis heute täglich die Wiener Zeitungen gelesen.

— „Und doch ist es so. Es ist ein Konflikt zwischen Preußen und Bayern. Kaiser Wilhelm hat auf dem Weg von einem Bade in das andere das Reich des Königs von Bayern passirt, und der letztere hat den ersteren nicht willkommen geheißen, obgleich er benachrichtigt war. Ich finde das zwar

auch nicht schön, aber es ist doch kein Grund, Krieg und Rache zu schnauben, wie dies der preußische Moniteur thut."

— Ich versicherte, der junge König von Bayern liebe überhaupt die Einsamkeit seiner Berge mehr, als Festlichkeiten und Entrevüen. Man wisse das, und deßhalb sei wohl der deutsche Kaiser incognito gereist. Es sei Unsinn, auf dergleichen Dinge das geringste Gewicht zu legen. Auch sei es absolut unmöglich, daß im Innern des deutschen Reichs ein Krieg entstehe u. s. w.

— „Mais Votre Moniteur! mais Votre Moniteur!" war die ewige Antwort.

Ich versicherte ihr wiederholt, wir hätten gar keinen Moniteur, aber sie beharrte auf der Richtigkeit ihrer Angabe, möge nun das officielle Blatt „Moniteur" heißen oder sonstwie, und ich gab ihr denn schließlich um des Friedens willen zu, daß einzelne deutsche Zeitungen (wie das aber überall vorkomme) zuweilen nicht daran dächten, daß sie auch vom Auslande gelesen werden, und deßhalb zuweilen sich etwas unvorsichtig ausdrückten, daß es aber ein großer Irrthum sei, das alles für officiell oder gar für Kriegsdrohung zu halten. Jedenfalls, sagte ich, werde ich, wieder nach Deutschland zurückgekehrt, dort unsere diplomatische Unterhaltung mittheilen, als Mahnung zur Vorsicht im Ausdruck. Sie gaben mir dazu die Erlaubniß. Auf Grund derselben publicire ich Obiges, damit unser Moniteur davon Notiz nimmt. Wenn ich nur wüßte, wo dieser Moniteur steckt, der so viel Unfug macht! Denn dies war nicht das einzige Mal, daß ich während meiner Reise solche Aeußerungen hörte, selbst von solchen Personen, die es anscheinend ganz gut mit uns meinten.

* * *

Ich habe so viel von der «vie intime» unseres Schiffes geplaudert, daß es Zeit wird, sich wieder einmal in

der Außenwelt umzusehen. Letztere hatte sich inzwischen ein wenig verschlechtert. Wir waren in das Gebiet der Sümpfe und der wandernden Sandbänke gekommen, wo das Schiff mit äußerster Vorsicht fahren muß. Wir hatten Kalotza, Tolna und Baja passirt. Drei an sich sehr unscheinbare Orte, wovon der erste durch seinen Erzbischof, der gleichsam als Viceprimas fungirt, der zweite durch seinen Wein und der dritte durch seine Schweine berühmt ist. Bei Baja trennt sich wieder die Donau, um eine vier Meilen lange und zwei und einhalb Meilen breite Insel zu bilden, welche Margitta- oder Mohatsch-Insel genannt wird, ein sumpf- und buschreiches Eiland, das, wenn auch sonst nichts, dann doch ohne Zweifel schöne Entenjagd haben muß. Wir fuhren den westlichen Arm hinunter und warfen Anker vor dem berühmten Mohatsch, wo zweimal die Geschicke von Ungarn entschieden wurden, — das eine Mal am 29. August 1526, wo hier Ludwig, König von Ungarn, von Soliman dem Gesetzgeber auf das Haupt geschlagen wurde; das andere Mal am 16. August 1687, wo Karl von Lothringen an der Spitze der Ungarn und der Kaiserlichen die Türken auf das Haupt schlug. Jenes war der Anfang und dieses das Ende der Türkenherrschaft in Ungarn. Von alle dem sieht man aber dem heutigen Mohatsch nichts an. Es ist ein kleines Nest von ein paar Tausend Einwohnern und beginnt seit Kurzem einen gewissen Aufschwung zu gewinnen als Kohlen- und Eisenbahnstation. Von hier führt nämlich die Bahn nach Fünfkirchen, von wo sie rechts nach Wien und links nach Triest abzweigt. Bei Fünfkirchen sind sehr reiche Kohlenbergwerke, welche ihre Vorräthe nach Mohatsch liefern. In Folge dessen ist hier alles schwarz, was dem Städtchen grade nicht zur Verschönerung gereicht. Berge von Kohlen bedecken das Ufer, zwischen welchen Bergen niggerhafte Figuren herum-

schiebkarren. Hinter den Kohlenbergen erblickt man einige Akazien, welchen es sehr schwer wird, die Farbe der Hoffnung aufrecht zu erhalten, und dann fünf schlanke, spitze, hellfarbige Thürme, welche schon einem türkischen Minareh (nicht Minaret) ähnlicher sehen, von welchem der Muezzin herunterruft, als einem christlichen Kirchthurm, in welchem die Glocken hängen.

Im Hintergrund sieht man eine Reihe schöner blauer Berge. Das ist das Fünfkircher Kohlenrevier, sagte mir der Steuermann.

Von nun an beginnt uns die Donau zu chikaniren. Sie ist eine launische Dame, der man ernstlich böse werden könnte, wenn sie nicht so schön wäre zur Zeit, wo sie ihren guten Tag, und so liebenswürdig, wo sie ihre gute Laune hat.

Ich erinnere mich in dem alten französischen Garten-Dichter Delille gelesen zu haben, daß die Seine bei Paris so viele Windungen mache, weil es ihr schwer falle, diese schöne Gegend zu verlassen. „La Seine à régret fugitive," heißt es. Das lasse ich mir gerne gefallen. Wenn aber die Donau zwischen Mohatsch und Vukovár fortwährend die tollsten mäandrischen Windungen macht, so daß man beinahe glaubt, im Kreise zu fahren, — denn nach einstündiger Fahrt ist man wieder in der Nähe des nämlichen Kirchthurms, den man vor einer Stunde gesehen, — so fehlt jedes vernünftige Motiv, sich so langsam zu eilen. Denn man sieht nichts als Sumpf und Sand, Erlen- und Weiden-Gebüsch, und höchstens dann und wann eine Silberpappel oder eine stattliche Ulme.

Bei hellem Tage sah ich noch die Einmündung der Drau. Obgleich sie etwa fünfhundert Fuß breit ist und beinahe noch ihre Alpenfarbe bewahrt hat, macht doch ihr Zusammenfluß mit der Donau keinerlei Eindruck. Die Ufer sind zu flach und morastig. Nur die Ruine Ödék gibt der Landschaft etwas Charakter. Kurz darauf passirt

man das Eisenbahn-Trajekt, welches die Festung Essek an der Drau (man sieht ihre Thürme) mit Zombor und Szegedin (an der Marosch) verbindet.

Nun fahren wir an dem „Herzogthum" Syrmien entlang, jetzt genannt die syrmische Gespannschaft, — so heißt nämlich jenes Dreieck zwischen Drau, Donau und Sau. Die Hauptstadt ist Vukovár, wo Bischof Stroßmayer residirt, der sich in Rom eine Zeit lang dem Unfehlbarkeits-Dogma widersetzt, nachher aber „löblicher Weise" unterworfen hat. „Laudabiliter se subjecit," heißt es im stylus curiae. Man sagt ihm umfassende große slavische Pläne nach, wovon wir später noch reden werden. Das Gebirge zwischen Vukovár und Peterwardein heißt die Fruschka-Gora, das Zwetschen-Gebirge. Hier wird unter Führung der frommen Mönche der zwölf Klöster des heiligen Basilius (man nennt diese Mönche Kaluger) der Zwetschen-Schnaps, Sliwowitza, producirt bis zu einer Quantität von 60,000 österreichischen Eimern. Die Griechen nennen ihn „Pfaffen-Milch", *γάλα τῶν παπάδων*. Während wir an der fieberschwangern Festung Peterwardein, welche ihren Namen von Peter von Amiens haben soll, vorbeifuhren, und dem gegenüberliegenden Neusatz, das von den Deutschen gegründet wurde, schlief ich. Ebenso habe ich Karlowitz, den Sitz des serbisch-österreichischen Patriarchen, und die Theiß (Tisza), welche die ungarische Tiefebene beherrscht und hier bei ihrer Einmündung die Donau wieder in eine südliche Richtung drängt, gründlich verschlafen. Ich kann daher von ihnen nichts melden, als daß der Steuermann mir, als ich ihm gute Nacht sagte, bemerkte: „Es steckt in alledem nichts drin; gehen Sie nur ruhig hinunter; ich werde dafür sorgen, daß Sie zeitig geweckt werden, um in Belgrad aussteigen zu können."

Serbische Skizzen.

I.

An der Pforte des heiligen Krieges.

Ich fuhr also auf dem schönen großen Donaudampfer, dem Eilschiff „Sophie" stromabwärts und schlief im Schlafsalon den Schlaf des Gerechten. Da rüttelte mich der Kellner: „Gnaden belieben aufzustehen, wir sind in Semlin und werden bald in Belgrad sein." Es war Morgens 4 ½ Uhr. Nachdem ich mich gewaschen und angezogen und meine in der ganzen Cajüte verstreuten Bücher, Karten und sonstige Siebensachen zusammengesucht hatte, legte der Dampfer an dem Landungsschiff an; das an beiden Seiten Magazine und in der Mitte einen Durchgang hat, auf dessen obersten Brettern mit großer cyrillischer Schrift geschrieben steht: „***ВЕОГРАД.***"

Die Kroaten und Syrmier nennen die Stadt „Beligrad", woraus unser deutsches Belgrad entstanden. Bial oder Bel heißt slavisch „weiß", und Grad ist ein umgürteter Raum, eine Stadt, eine „Burg", ein umzäunter Garten. In dieser Bedeutung kommt diese Wurzel in alten und neuen Sprachen Europa's vor; von dem griechischen ὅρκος und dem lateinischen hortus bis zum deutschen Garten, von dem russischen Gorod bis zum italienischen Giardino. Belgrad heißt also Weißenburg und rangirt auf gleicher Linie mit allen den zahlreichen Weißenfels, Weißenburg, Belgard u. s. w., welche, zum Theil auch in Deutschland, von Sla-

ven, resp. Wenden, gegründet sind; Naugard (Nowgorod) heißt Neuburg; Stargard, Altenburg; Wissegrad (dieser Name findet sich in Böhmen, Polen, Ungarn, Serben ꝛc.) bedeutet Hochburg. Die Ungarn nennen sowohl Belgrad als auch Stuhlweißenburg bei Pest Fehervár (Feher = weiß, vár = Burg). Der alte Ptolemäus in seiner Geographie (Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt) nennt als die Hauptstadt des oberen Mösien „Singidunum", welches wieder an das Mediodunum, Novidunum und an das keltische „Dun" = Düne, Hügel erinnert. Später kommt die Benennung „Alba graeca" für Belgrad vor; und Eginhardus behauptet, zur Zeit Karl's des Großen sei Belgrad die Grenze zwischen dem byzantinischen und dem fränkischen Reiche gewesen; auch heute noch ist es die Grenze zwischen Orient und Occident. Auch heute noch leuchtet die freilich nicht mehr so ganz „weiße" Burg von der Spitze des Berges herunter.

Der serbische Name „Beograd" statt Belgrad kommt daher, daß in dieser Sprache das dumpfe l und das o mit einander zusammenfallen.

Daß der Platz schon den Römern bekannt war, beweisen die zahlreichen Legionsziegel, welche man hier gefunden, und zwar mit dem Stempel verschiedener Legionen.

Ich nahm mir an dem Hafenplatz an der Save einen Lastträger, stieg mit ihm eine steile Treppe hinauf und ging dann zwischen Akazienbäumen links und einigen bescheidenen Häusern rechts auf das Gasthaus los. Unter diesen Häusern befindet sich u. A. auch das des jetzigen Justizministers. Es ist ebenerdig und aschgrau angestrichen. Bei uns würde man es für das Haus eines bescheidenen Dorfkrämers halten. Das Hotel, genannt „Zur serbischen Krone", schlief noch. Es dauerte lange, bis der Kellner zum Vorschein kam, natürlich, ländlich sittlich, das Hemd über

die weißen Hosen. Man wies mir ein Zimmer an, wo Alles etwas dürftig schien, mit Ausnahme des Plafonds, der prachtvoll gemalt war. Ich streckte mich auf das Bett, das unter mir stöhnte und ächzte, und setzte meinen Schiffsschlaf fort, nachdem ich einen Blick nach Oben, d. h. nach dem prachtvollen Plafonds geworfen. Nachdem ich endlich definitiv wach geworden und meinen Kaffee genommen hatte (Kaffee und Brot sind in Serbien vortrefflich), schickte ich meine Karte zum deutschen Consul und begab mich dann in die Festung. Als ich nach zwei Stunden von da zurückkam, hatte man in dem Hotel meine Sachen nach dem besten Zimmer gebracht. Es war das Balkonzimmer über dem Eingang und recht schön möblirt. Ich errieth Anfangs nicht den Grund dieser vortheilhaften Metamorphose. Dann erfuhr ich, der deutsche Consul war da gewesen und hatte für mich eine Einladung zum Diner zurückgelassen. Wahrscheinlich war es dieser Umstand, welcher den vortheilhaften Umschwung in der Werthschätzung meiner Person bei dem Hotelbesitzer zu Wege gebracht hatte. In der That, ich kann es nicht leugnen, an das „civis Romanus sum" gedacht zu haben. Dies stolze Gefühl ist dem Deutschen zu neu, als daß es ihn nicht ein wenig kitzeln sollte.

Mein nächstes Geschäft war, mir eine allgemeine Uebersicht über Belgrad zu verschaffen. Es liegt auf einem Dreieck, welches die Save und die Donau bei ihrem Zusammenflusse bilden. Die Save, welche aus den Alpen kommt und unterwegs ihre Niederschläge zurückläßt, fällt mit ihrem durchsichtig reinen blauen Wasser in die Donau, welche ihrerseits in der Regel etwas gelblich ist, gegenwärtig aber ganz besonders durch die Stürme und Gewitter der letzten Tage eine vollständige Schmutzfarbe angenommen hat, so daß die reinliche Save sich scheut, sich mit ihr zu vermischen, und noch eine Zeit lang am rechten Ufer des Strombettes

hinunter eine separate Oekonomie führt. Ich benutze die Gelegenheit, den Leser, wenn er selber einmal nach Belgrad geht, darauf aufmerksam zu machen, daß man prachtvolle Flußbäder in der Save hat; sie sind zwar abgepfählt, aber man kann unter den Balken durchschwimmen und befindet sich dann in der vollen Freiheit des Flusses, wobei man sich freilich gefallen lassen muß, daß die schwimmensunkundigen Serben (auch die Serbin fehlt dabei nicht) sich einige hundert Mann hoch am Ufer sammeln, um das ungewohnte Schauspiel, welches ihnen der „blasse dicke Schwob" durch sein Schwimmen bietet, zu genießen und Glossen darüber zu machen. Die Donau ist an dem Einfluß der Save außerordentlich breit, und wird es noch mehr durch einige große und kleine Inseln, welche vor dem Einfluß der Save liegen und zu Ungarn-Oesterreich (der ehemaligen Militärgrenze) gehören. Die größte dieser Inseln heißt die „Kriegsinsel." Sie bildet jetzt eine völlig baum- und strauchlose Prairie. Früher war sie ganz dicht mit Zwetschenbäumen bewaldet, dem beliebtesten Obstbaum hier und in der Fruska Gora (hinter Semlin und in Syrmien, zwischen Save und Drave gelegen), aus dessen Früchten man den mehrerwähnten Pflaumenschnaps, slavisch „Slibowitz", bereitet. Die Insel wurde rasirt, weil sich auf ihr der Auswurf aller der zahlreichen Nationen, welche hier zusammenstoßen, sammelte und von dort aus die ganze Umgegend unsicher machte. Ohne Zweifel war dies eine weise Maßregel, aber sie hat bis zum heutigen Tag noch nicht den Beifall der Eingeborenen zu gewinnen vermocht, welche den Slibowitz mehr lieben, als sie das Gesindel fürchten. Denn bekanntlich kann der besitzlose Wanderer (vacuus viator) Angesichts des Räubers singen; so sagt das lateinische Sprichwort.

Die Save drängt sich rechts an die serbischen Berge. Ihr linkes österreichisches Ufer ist ganz flach und bietet ein

weites Inundationsgebiet, welches seinen Abschluß findet durch eine etwa 100 Fuß hoch ansteigende Terrasse mit Weinbergen. Semlin liegt nun links von der Save an der Donau, theils auf der unteren Fläche, theils auf jener Terrasse, jedoch durch das Inundationsgebiet getrennt von der Save. Belgrad dagegen erstreckt sich der Save entlang auf einem sie begleitenden Hügelgelände. Diese Hügel- oder diese Bergkette springt zwischen Save und Donau mit einem mächtig dicken Kopfe nach Norden vor. Der Türke nennt denselben „Burnu“, d. i. die Nase. Auf diesem Kopfe liegt die Citadelle. Unter dem Kopfe, zwischen ihm und dem Wasser, befindet sich noch ein breites Vorland. Auf diesem liegt die untere Citadelle, oder die sogenannte „Wasserfestung.“ Die Stadt zerfällt in drei Theile. Zunächst in zwei, nämlich in die Türkenstadt, welche sich unmittelbar an die Citadelle, an deren nordöstlichen Abhang unter den Schutz ihrer Kanonen versteckt hat, und in die Serbenstadt, welche sich über den Rücken des Berges nach Südosten und Süden erstreckt und an dessen westlichem Abhang nach der Save hinuntersteigt. Die Serbenstadt aber zerfällt wieder in zwei, durch eine Einsenkung getrennte Theile, nämlich in die Altstadt, zunächst an der Citadelle, und und die Neustadt, welche das südliche Ende bildet. In der ersteren liegt die Metropole und der Palast des Metropoliten, d. h. des griechisch-orientalischen Papstes von Serbien; in der letzteren dagegen hat der Fürst mit seinem „Konak“ (so heißt die Residenz desselben), die Verwaltung und das Militär, seinen Sitz. Wir finden da die Ministerien und die Kasernen, die Universität und die Militärschule, das Hospital und das Theater. Letzteres feierte leider während meines Aufenthalts. Es wird dort serbisch gespielt, d. h. man gibt serbische Uebersetzungen aus dem Französischen und aus dem Deutschen, daneben aber auch echt ser-

bische National- und Spektakel-Stücke. Letztere spielen meistens während des serbischen Unabhängigkeitskrieges; und da in denselben die guten Türken stets jämmerliche Prügel bekommen, so gereicht das Ganze einem verehrlichen Publiko, welches eben so patriotisch als rauflustig ist, zum größten Vergnügen.

Der Gesammteindruck Belgrad's ist übrigens das direkteste Gegentheil von dem, was man nach unseren Büchern erwartet. Diese Bücher schildern Belgrad wie es war, aber nicht Belgrad wie es ist. Sie führen uns in ein türkisches Rotten-borough, das von Minarehs starrt wie ein Stachelschwein, und das von einer verkommenen Race bewohnt wird. Dies Bild war vielleicht einmal richtig. Die Astronomen sagen uns, wenn heute ein himmelweit entfernter Stern erlischt, so sehen die Menschen auf der Erde noch hundert Jahre seinen Glanz (denn so lange dauert der Transport des Lichtes), erst dann erfahren sie, daß er erloschen. Aehnlich ist es mit unseren Büchern; sie erzählen uns noch von Dingen, die längst nicht mehr da sind, aber nicht vom Licht, sondern vom Schatten.

Die Wahrheit ist, Belgrad ist fast gar nicht mehr türkisch, nur wenig specifisch serbisch und fast ganz westeuropäisch. Die Häuser sehen gerade so langweilig aus und stehen ebenso geradlinig nebeneinander, wie in Mannheim oder in Potsdam. Wenn man ankommt, sieht man nur zwei Minarehs, nämlich den in der Stadt neben der protestantischen Kirche und den auf der oberen Citadelle, die übrigen drei oder vier liegen in der oben erwähnten Türkenstadt und entziehen sich vorerst den neugierigen Blicken. Alle sind mehr oder weniger im Verfall. Die alten Türkenhäuser mit ihren lauschigen Gittern, ihren kühlen inneren Höfen und ihren blumen- und wasserreichen Gärten sind alle verschwunden. Die meisten Türken sind fortgezogen

gen Süd oder Osten; und was noch da ist, das ist zu arm und zu gedrückt, um sich den Luxus von Villa, Garten und Harem erlauben zu können. Nur einen schönen marmorumkleideten Brunnen sieht man noch, der entweder selbst türkisch oder in türkischem Geschmack restaurirt ist. Auch die alten serbischen Chaluppen, niedrige Häuschen, halb unter der Erde, mit einer Veranda, auf welcher in der Regel die ganze Sippschaft herumlungert, weil sie, wie mein sarkastischer Freund sagt, „es in dem Innern vor Hitze, Schmutz und Ungeziefer nicht mehr aushalten kann“, — auch die sind (mit Ausnahme der Türkenstadt) meistens verschwunden. Die Stadt modernisirt sich, und wenn nicht Menschen und Vieh eine wildfremde Staffage bildeten, so könnte man beinahe glauben, man befände sich in einer deutschen Residenz dritter Ordnung. Freilich verbietet das die prachtvolle Lage, die mächtige Donau, die schöne Save (es ist ein schändliches Unrecht, wenn wir Deutschen den reinlichsten aller Flüsse beharrlich mit dem unreinlichen Namen „Sau“ belegen!), das pittoreske Land und die aus der Ferne mit duftiger Bläue grüßenden Ausläufer des nördlichen Balcan.

Die Geschichte der Stadt erklärt ihre Metamorphose. Die Türken nennen (vielleicht ist es richtiger, zu sagen: nannten) Belgrad „die Pforte des heiligen Krieges“ (Dar-ul-Dschihad). Wie es zu Zeiten Karl's des Großen, laut Eginhard, schon die Grenze zwischen dem westeuropäisch-fränkischen und dem osteuropäisch-römischen Reich war, so ist es bis in die neueste Zeit der Kampfplatz und der Kampfpreis zwischen dem Kreuz und dem Halbmond geblieben, so lange bis der letztere, nicht etwa wegen Mangels an Wehrkraft — denn die türkischen Soldaten sind heute noch kräftig und tapfer —, sondern wegen Unfähigkeit auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, der Verwaltung und der Finanzen in Verfall gerieth. Diese Unfähigkeit ist an der unteren Donau

ein allgemein verbreitetes Schicksal. Rumänien z. B. verwaltet allerdings viel mehr als die Türken; aber ob besser, das steht noch in Frage. Auch ist am Ende der parlamentarische Nepotismus, welcher in Rumänien herrscht, um kein Haar besser, als der Serai-Nepotismus in der Türkei. Doch davon ein ander Mal.

Hier nur eine kleine Chronik von Belgrad. Dasselbe wurde

1521 erobert durch die Türken unter Soliman dem Gesetzgeber,

1688 durch die Oesterreicher unter dem Kurfürsten von Baiern, und bald darnach wieder durch die Türken,

1717 durch die Kaiserlichen unter „Prinz Eugen dem edlen Ritter", den man hier E-u-dschen nennt,

1718 wurde es durch den Frieden von Passarowitz den Oesterreichern abgetreten,

1749 durch den Frieden von Belgrad wieder den Türken,

1789 wurde es durch Laudon wieder für Oesterreich gewonnen, dagegen

1791 in Folge des Friedens von Sistowa den Türken zurückgegeben,

1806 warf der serbische Häuptling Kara-George, der schwarze George, die Türken zu Belgrad hinaus,

1812 kamen die Türken wieder,

1840 wurde die Stadt den Serben übergeben, aber die Türken behielten die Citadelle,

1862 bombardirten die Türken in der Citadelle die Serben in der Stadt,

1867 endlich räumten die Türken auch die Festung; seitdem beziehen sie nur noch einen jährlichen Canon in Anerkennung ihrer „Suzeraineté" oder Lehnsherrlichkeit, mit der es aber, seitdem die sogenannten „Vasallenstaaten", ohne ihren Lehnsherrn zu fragen, mit ausländischen Sou-

veränen selbständig Staatsverträge abschließen, nicht mehr viel auf sich hat.

Der eigentliche Schöpfer der jetzigen Stadt ist der Fürst Michail (genannt Obrenowitsch III.), welcher (er hatte früher schon einmal regiert, war aber damals von dem Sohne des schwarzen Georg vertrieben worden), am 26. Sept. 1860 zum zweiten Male auf den Thron gelangte und im Juni 1868 von den Satelliten des Kara-Georgewitsch meuchlings getödtet wurde. Er ließ das Glacis und den sonstigen Zwischenraum zwischen der Citadelle und der Stadt planiren und darauf nach der Citadelle zu einen Park, welcher theils Schatten, theils schöne Aussichten bietet, und nach der Stadt zu eine neue Straße anlegen, in welcher mein Hotel, die „Serbische Krone", liegt. Das Ganze heißt (mit einem türkischen Namen) der Kali-Meidan, d. h. der Festungsplatz. Der Park besteht ausschließlich aus Akazien und sogenannten „Essigbäumen", welche man wohl gewählt hat, weil sie, namentlich hier zu Lande, außerordentlich schnell wachsen. In Folge dessen ist der Park sehr monoton und primitiv, obgleich es wohl auf der weiten Welt keinen Platz gibt, der sich mehr zu einer solchen Anlage eignet. Wenn der alte Fürst Pückler noch lebte, so würde ich dem jungen Fürsten Milan (Obrenowitsch IV. genannt) rathen, sich ihn einmal kommen zu lassen, der würde ihm etwas daraus machen. Mein Balkon geht nach dem Kali-Meidan, und wenn ich dort meine Siesta halte („Käff" auf türkisch), dann habe ich vor mir den Akazienwald des Parks, und darüber hinaus ragt ein hoher Thurm, dessen unteres Theil ebenfalls die zierliche türkische Bauart zeigt, während man später ein christliches Dach oben darauf gesetzt hat, welches Mangel an Geld oder an Geschmack verräth, vielleicht aber auch beides. Dann aber sieht aus dem Grün das spitze vierseitige Dach der Moschee und der getrennt daneben

stehende Minareh, der sich mit seinem cannelirten Schaft, seiner weit vorspringenden Gallerie und seiner außerordentlich graziösen weißglänzenden Spitze gleichsam elastisch aufschwingt in den südlichen Himmel — aber der Halbmond fehlt.

Was die Stadt selbst anlangt, so hat sie sich seit dem Bombardement von 1862 wieder aufgerafft. Den abgedroschenen Vergleich mit dem Phönix will ich natürlich hier nicht gebrauchen. Die Stadt ist noch weit entfernt, ein Phönix zu sein, aber recht hübsch wird sie schon werden.

Während man in der Capitale des transdanubischen Vasallenstaates Rumänien, in der langweiligen halbasiatischen Steppenstadt Bucarescht, Alles mit einer Art Größenwahnsinn projectirt hat, um dann mitten im Krach in einer Anlage stecken zu bleiben, welche vor ihrer Vollendung schon Ruine geworden, hat Fürst Michail in Belgrad eine weise Mäßigung beobachtet. Er hat ein Straßennetz tracirt, welches sich sicherlich innerhalb zehn Jahren vollständig ausfüllen wird, und überall große Alleen schnellwachsender Bäume gepflanzt, welche Kühlung und Schatten gewähren und das Auge erfreuen. Auch der fürstliche „Konak" liegt, mit südlichen Schlingpflanzen bewachsen, in schattigem Grün, von der Straße kaum sichtbar. Es ist gesorgt, daß in dem neuen Stadttheil jedes Haus einen schönen Gartenraum hat. Die Wälle und Schanzen, die Löcher und Brandstätten sind planirt und die noch wüst liegenden Plätze durch Bretterzäune, Gebüsch oder Bäume dem Auge verborgen. Niemand darf bauen ohne Concession, und diese wird nicht mehr ertheilt für Chalupen, sondern nur für ordentliche Häuser; nur in dem Türkenviertel läßt man noch freien Spielraum. Die neuen Straßen ziehen sich meist über den Rücken des Berges. Die alten fallen steil ab, theils nach der Save (Hafenstadt) theils nach der Donau (Türkenviertel). Sie sind mit einem Pflaster behaftet, daß Einem das Herz im

Leib kracht, wenn man mit einem der kleinen serbischen Pferde und einem schweren Wagen ohne Federn (die Wagen sind hier sehr schlecht und unvernünftig theuer) dahinunter schießt, wie wir dies in der Türkenstadt thaten, wo dieses Schauspiel Aufsehen erregte; wir aber mußten hinunter, um die geringen Reste des weiland sehr schönen Palastes des Prinzen Eugen und die alten Moscheen, die, unten achteckig, oben in eine flache Kuppel auslaufen, zu inspiciren. Wenn nun gar ein serbisches Ochsenfuhrwerk dahinunter kollert, so gibt es ein Stöhnen, Aechzen und Seufzen, daß Einem ganz weh um das Herz wird. Die Ochsen sind weiß, zuweilen in's Aschgraue, zuweilen in's Rehfarbige spielend. Ich glaubte im Anfang, der serbische Gott oder der serbische Papst habe diesen Thieren „gegeben zu sagen, was sie leiden". Aber bei näherm Zusehen ergab sich doch, daß es nicht die Ochsen waren, sondern die Wagen, von welchen die unheimlich-kläglichen Töne ausgingen. Der Serbe ist stolz darauf, daß sich an seinem Wagen, den der Bauer sich selbst macht, kein Loth Eisen befindet, und in Folge dieses hölzernen Purismus stöhnt und ächzt denn der Wagen stets in all' seinen Fugen.

Auch Gasthäuser, auf Deutsch „Hotels", hat Fürst Michail bauen lassen und eine strenge Ordnung dafür vorgeschrieben, damit der harmlose Fremdling in Zukunft nicht mehr ermordet oder beraubt wird. Die Häuser sind stattlich und die Vorschriften sind gut. Aber nicht immer entspricht die Wirthschaft, welche der Pächter im Innern eines solchen Gasthofes führt, dem stattlichen Aeußern des Hauses und den strengen Reglements. In jedem Zimmer muß der Tarif hängen. Der meinige, d. h. der für das beste Gelaß, für das Balkonzimmer des Hauses, lautet, in mein geliebtes Deutsch übertragen, wörtlich wie folgt:

Täglich:

Ein Bett	24	Piaster	—	Para.
Ein Stück Milly-Kerze	2	"	—	"
Ein Hülfsbett	5	"	—	"
Lohndiener und Kleiderputzer . .	2	"	—	"
Heizen	4	"	—	"
Kaffee, schwarz	—	"	30	"
— weiß mit Brot	2	"	30	"
Tabel de Hoet (sic!)	10	"	—	"

Was ein Hülfsbett ist, wird der geneigte Leser nicht wissen; ich kann es ihm leider auch öffentlich nicht sagen. Genug, es ist bereit für eine Eventualität, welche bei dem östlichen Reisenden die Regel und bei dem westlichen die Ausnahme bildet. Was das Geld anlangt, so gilt hier ein Napoleon (à 20 Francs) 101 Piaster, und ein Piaster zerfällt in 40 Para. Man ist aber im Begriff, das Münzwesen zu reformiren, so daß in Zukunft silberne Denare (Dinara) gleich 1 Franc und kupferne Paras gleich 1 Centime circuliren. Man kommt dadurch in Uebereinstimmung mit Rumänien, wo derselbe Münzfuß herrscht, jedoch mit anderen Namen; dort heißt nämlich der Franc „Leu" (auf Deutsch: Löwe) und zerfällt in 100 „Bani" (auf Deutsch: Kleingeld).

Mein erster Gang in Belgrad war in die Citadelle. Kein Mensch wehrte mir den Eingang. Auf der Wache außen war Niemand, die Fensterscheiben daran waren zerschlagen. Ueber dem Eingangsthor, an das man über eine eingerostete Zugbrücke gelangt und das mit zwei malerischen, oben rund gewölbten und weit austretenden Eckthürmchen (sie dienten vormals als Schilderhäuser) geziert ist, liest man den Namenszug des Sultans (so sagt mein Wirth, es kann aber auch anders lauten, ich verstehe die türkische Schrift nicht) in erhabener Schrift, mit Blumen und Ara-

besken umgeben. Dann kam ich an eine Wache im Innern. Hier standen wenigstens drei Soldaten. Ich fragte sie deutsch, französisch und italienisch, ob der Eingang erlaubt sei. Ob sie mich verstanden haben, weiß ich nicht. Aber sie antworteten „Jest“ (serbisch: Ja) und ich setzte also meine friedliche Invasion fort. So habe ich denn das Innere, die Moschee, den Minareh, den Palast des Gouverneurs, den tiefen Brunnen (sehr interessant, aber in keinem Reisehandbuch erwähnt) und alles Uebrige gründlich studirt, bin auf Wällen, Bastionen und Lünetten herumgeklettert, habe sogar die Moschee abgezeichnet, ohne irgendwie molestirt zu werden. In einer deutschen Festung hätte man mich „sistirt“ und in Frankreich hätte man mich ohne Zweifel als „espion“ und „Prussien“ in das tiefste Gefängniß geworfen, vielleicht auch erschossen. Dankbar für dies gütige Ignoriren, das mir seitens der serbischen Citadelle zu Theil ward, möchte ich ihr recht viel Gutes nachsagen. Leider muß ich mich darauf beschränken, zu bemerken, daß sie nicht mehr ganz so verfallen, schweinisch und verwahrlost aussieht, wie zu den Zeiten der Türken. Vor dem Gouverneurgebäude wächst aber auch jetzt noch so viel Gras, daß sich der Platz zur Hammelweide eignet. Auch sonst sind Quecken, Wegekraut und Huflattich nicht selten. Die endlosen Gemäuer sind sehr schadhaft. Das ganze Ding ist ein Gegenstand der Verlegenheit. Schon die Türken hatten kein Geld, um die Festung im ordnungsmäßigen Stand zu erhalten; woher sollte es das kleinere Serbien nehmen? Ja, man hat nicht einmal Geld genug, um die Wälle abzutragen; und statt der türkischen Inschrift sollte man den alten macarischen Pentameter über den Haupteingang schreiben:

„Deficiente pecu-
Deficit omne, -nia.“

Die untere Citadelle, die Wasserfestung, ist besser erhalten. Es war diesmal rund um sie eine große Anzahl von Zelten, nach türkischem Schnitte, aufgeschlagen für die Miliz, die Uebungen hat. Die Soldaten sind im Ganzen hübsche Leute, aber nicht sehr kräftig, und im Vergleich zu dem deutschen Militär außerordentlich bummelig. Die Uniform nähert sich der österreichischen. Die Officiere (worunter alle Nationen, auch einige Preußen von Abkunft), tragen über und über gestickte blaue französische Käppi, der Fürst allein trägt ein rothes.

II.

Im Kanonierthal.

Wer Belgrad besucht, der muß sich einige Zeit da aufhalten, um nicht nur die Stadt, welche allmälig ihre alten berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten immer mehr ablegt, um eine schlechtweg europäische Stadt zu werden („wie sie oAi sein," sagt mein Oesterreicher), kennen zu lernen, sondern auch das Land Serbien, die Zwischenstation zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei, zwischen Europa und Asien. Es lohnt in der That der Mühe. Kennen wir doch die serbischen Nationallieder schon aus unserer frühesten Jugend nach den deutschen Nachbildungen und Uebersetzungen von Goethe und Frau Therese von Jacob, welche unter dem nom de guerre Talvj geschrieben. Hat doch Leopold von Ranke einen wichtigen Abschnitt aus der Geschichte dieses Landes in seiner klassischen Weise dargestellt, jedoch, wie ich glaube, ohne jemals den Boden zwischen Belgrad, Nisch, Kruschevaz und Zwornik betreten zu haben. Hat doch Alfons de Lamartine in seiner „Reise

im Orient" diese Stätten geschildert in einem hochpoetischen Tone, freilich, wie ich glaube, ohne damit der Wirklichkeit näher zu kommen, als es nun einmal in solchen Rhapsodien üblich ist. Ich habe nicht den Muth, mich mit solchen Mustern zu messen, sondern beschränke mich darauf, dem Beispiel des alten Herodotos, des „Vaters der Geschichte," zu folgen, indem ich einfach erzähle, was ich selbst gesehen und was ich von glaubwürdigen Menschen an Ort und Stelle erfahren.

Belgrad liegt in etwa gleichem Grade mit Venedig, und zwar auf einem Bergrücken zwischen der Save (Sau) und der Donau. Die erstere kommt von Westen. Die letztere kommt von Norden, schwenkt aber bei Belgrad nach Osten, so daß Save und Donau hier auf der Karte eine horizontale, von Westen nach Osten laufende Linie bilden. Das Land Serbien nun ist ein Dreieck. Die Basis dieses Dreiecks liegt auf der soeben beschriebenen Linie, markirt durch die Orte Schabaz, Belgrad, Semandria, Njegotin, also nach Norden. Seine Spitze liegt im Süden in den Kapoaniker Bergen, nach dem Balcan-Gebirge zu. Nach Norden liegt es offen gegen die ungarische Tiefebene. Nach Süden ist es durch die Gebirge geschlossen. Daher das angenehme gemäßigte Klima. Die Grenze bildet nach Norden Oesterreich-Ungarn, — namentlich Syrmien, das Land zwischen Drave (Drau) und Save (Sau), mit der Hauptstadt Semlin, — sowie das Banat mit den Orten Palanka, Basiasch und Orschova. Nach Westen liegt Bosnien, nach Süden das bis jetzt noch türkische Altserbien, nach Osten Bulgarien und Rumänien.

Mein erster Ausflug von Belgrad ging nach dem Thale Topschider. Man fährt von dem Berge, auf welchem die Stadt liegt, hinunter nach dem rechten Ufer der Save und wendet sich dann eine Zeit lang dem Strome entlang zu

Berg. Dies ist die große Landstraße von Belgrad nach Schabaz. Dann verläßt man die Landstraße, um sich links zu wenden in ein liebliches Thal, welches sich nach der Save zu öffnet, von einem lustig murmelnden Bache durchflossen wird und uns in seinem Eingang an irgend eine wohlbekannte Partie, etwa im Frankenwalde, in der Gegend von Eisenach, oder im Taunus, erinnert.

An einem kleinen Dorfe von wenigen Häusern und einer Kirche vorüber gelangt man zu dem in einem Park von frischem saftigen Grün gelegenen Schlößchen.

Dieses fürstliche „Schloß" Dobschi-Dere, oder um es nach der hier üblichen Art zu schreiben: Topcider (sprich Topschider, ´–⏑⏑), gleicht in seinem ganzen Wesen jenen fürstlichen Jagdschlössern, welche man so häufig in den Kleinstaaten des mitteldeutschen Gebirgszugs, in den stillen Thälern und den schattigen Wäldern versteckt findet. Mein sarkastischer Reisegefährte nannte es die „Posthalterei in der Waldeinsamkeit", weil es außerordentlich bürgerlich aussieht und an seiner Fronte ein großes und buntes Schild mit einer Inschrift trägt, wie man solches an unseren alten deutschen Posthaltereien findet. Das Schild zeigt uns jedoch das serbische Wappen: ein weißes Kreuz im rothen Felde; in den vier rothen Feldern, welche das Kreuz abscheidet, in jedem den Buchstaben C, den Anfangsbuchstaben von Serbien nach hiesiger Schreibart; rechts eine Eiche, links ein Lorbeer, darüber die fürstliche Krone. Den Lorbeer haben die Serben schon verdient, wegen ihrer in den Unabhängigkeitskämpfen vielfach bewiesenen Tapferkeit. Die Eiche aber ist in dem Innern des Landes der herrschende Baum; sie bildet endlose Waldungen, worin jene Eichelmast gepflegt wird, welche die solide Grundlage des wirthschaftlichen Lebens des Landes bildet. Die Landesfarben sind: Roth Blau, Weiß. Woher das Blau kommt, konnte ich nicht

erfahren. Die männliche Bevölkerung des Landes liebt diese Farbe für ihre Kleidung; allein das ist kein Grund, sie zur Landesfarbe zu machen. Vielleicht handelt es sich um eine Nachahmung der französischen Tricolore, welche ehedem so beliebt war bei den „zukunftsbedürftigen" Völkern Europa's; mein boshafter Gefährte aber meinte: „Wie können Sie sich darüber nur den Kopf zerbrechen; diese drei Farben, wenn auch in verschiedener Zusammensetzung, führen ja alle Völker, welche nach Freiheit lechzen, ohne von derselben Gebrauch machen zu können."

Dieses Lustschlößchen Topschider hat in seinem Innern keine Merkwürdigkeiten, als die Todtenmaske des alten Fürsten Milosch und einige Reliquien desselben. Es war der Lieblingsaufenthalt dieses merkwürdigen Mannes, welcher den Stab des Sauhirten mit dem Scepter vertauschte, indem er das Schwert für die nationale Unabhängigkeit seines Landes führte, — für die Unabhängigkeit, aber nicht für die Freiheit. Die Serben hatten nur den Sultan gewechselt. Statt eines türkischen hatten sie nun einen serbischen, statt eines muhamedanischen einen christlichen, also statt eines Serail-Bewohners hatten sie nun einen „göttlichen Sauhirt". Man erzählt sich in Deutschland, ein junger Schweinehirt habe auf die Frage: „Was würdest Du thun, wenn Du König würdest?" geantwortet: „Ich würde die Schweine zu Pferde hüten." Aehnlich verfuhr Milosch Obrenowitsch. Er wußte sein früheres Gewerbe mit dem neuen Stande zu versöhnen, indem er den Schweinehandel in höchstseiner eigenen Hand monopolisirte und concentrirte. Die Sultane hatten als Eroberer behauptet, nur sie selbst seien alleiniger Eigenthümer des Landes, die Besitzer trügen ihren Grund und Boden nur zu Lehn oder Erbleihe, und der Sultan könne jeder Zeit das Lehn einziehen und „die Bauern legen", wie bekanntlich der feudale Kunstausdruck in Mecklenburg lautet.

Nach dieser türkisch-mecklenburgischen Theorie war ein Erbgang zwar möglich, aber nur zwischen Vätern und Söhnen, zwischen Vorfahren und Descendenten. Die Veräußerung unter Lebenden und der Erbgang an Seitenverwandte war ausgeschlossen. Starb der Besitzer ohne Nachkommenschaft, so erfolgte der Rückfall an die Krone des Sultans, welcher dann mit dem Lande einen seiner Günstlinge beglückte. Milosch Obrenowitsch sagte nun also: „Der Sultan, das bin jetzt ich, und deshalb genieße ich gegenwärtig die ganze Grundherrlichkeit, wie ehedem jener.“ Durch Ausbeutung dieser Grundherrlichkeit und jenes Schweinehandelsmonopols häufte er colossale Reichthümer an, welche die Grundlage seiner Macht bildeten. Nicht seine vielfachen Grausamkeiten (an solche waren die Leute gewöhnt), sondern daß er sich unter Mißbrauch der Staatsgewalt auf Kosten seiner vom Ackerbau und von der Viehzucht lebenden Unterthanen bereicherte, rief häufig blutige Aufstände hervor. Denn die biedern Serben waren der Meinung, daß sie sich nicht deshalb fünfzehn Jahre lang auf Leben und Tod mit den Türken herumgeschlagen hätten, nur um einen neuen Sultan zu bekommen, der klüger und energischer und deshalb gefährlicher war, als der alte. Nachdem Milosch Obrenowitsch im Jahre 1827 von der Skupschtina (–́⏑⏑, nicht ⏑–́⏑) zum erblichen Fürsten von Serbien gewählt worden war und der Hattischerif des Sultans Mahmud die Autonomie Serbiens unter der „Suzeraineté“ der ottomanischen Pforte anerkannt hatte, gelang es den Serben nach mehreren mißlungenen Versuchen, sich eine Art Verfassung (ustav) zu erringen, welche am 2. März 1839 promulgirt ward. Drei Monate später mußte Milosch zu Gunsten seines Sohnes Milan abdanken, und da dieser am 7. Juli 1839 starb, so succedirte ihm sein Bruder Michail, aber nur, um schon nach zwei Jahren durch den Aufstand, welcher von Wukſitsch, einem

ehrsamen Gerber aus Belgrad (wo noch gegenwärtig sein Haus steht, ein verhältnißmäßig stattliches Gebäude), die Krone einzubüßen und dem Alexander Kara-Georgewitsch (d. h. dem Sohne des schwarzen Georg) Platz zu machen. Allein Rußland, die damals allmächtige Schutzmacht, wollte von dem Sohne des schwarzen Georg nichts wissen, es behauptete, die ganze Sache sei von dem Gerber Wukſitsch künstlich gemacht. Die Sache schien zum Klappen kommen zu wollen. Rußland drohte mit Einmarsch, und die Serben rückten zu Fuß und zu Pferd, bis an die Zähne bewaffnet, in der Belgrader Citadelle ein, um den Auserwählten des Volkes zu vertheidigen. Endlich verglich man sich: Wukſitsch sollte wegen seiner „illoyalen Revolution" verbannt, gleichwohl aber dieser illoyale Act in Anbetracht der Feigheit, mit welcher der Fürst sich beeilt hatte, die Krone wegzuwerfen und nach Oesterreich (Ungarn) zu flüchten, insofern anerkannt werden, als der Thron als erledigt zu betrachten und wieder zu besetzen sei durch eine Neuwahl, bei welcher auch die Nomination des Kara-Georgewitsch nicht ausgeschlossen sein soll.

Ueber diese Proposition der Regierung stimmten die Abgeordneten des serbischen Volkes ab und zwar ebenfalls hier in Dobschi-Dereh. Beiläufig bemerkt ist dieser Name türkischen Ursprungs und heißt auf Deutsch Kanonier- (Dobschi-) Thal (Dereh). Die Türken hatten hier nämlich eine große Artilleriekaserne. Am 17. Juni 1843 versammelten sich also hier in dem lieblichen Thal mit dem kanonistischen Namen auf einer der prachtvollen, von alten Eichen und Linden eingeschlossenen Waldwiesen einige Tausend Serben, um den Vorschlag Rußlands zu debattiren. Es sah aus wie in Wallenstein's Lager. Der Serbe liebt es, mit seinen Waffen Parade zu machen; — zur Groß-Gala gehört hier auch für den allerfriedfertigsten und klein-

sten Mann ein ganzes Arsenal. Zu diesem Zweck trägt der Serbe einen breiten großen Gürtel von buntem oder rothem wollenen Tuch um die Mitte des Leibes. Derselbe ist manchmal an 12—15 Fuß lang und wird in endlosen mäandrischen Windungen um den Körper geschlungen. Darüber wird noch ein rothbrauner Ledergurt geschnallt, in welchem verschiedene Abtheilungen gemacht sind. Darin stecken dann 1) der Handschar, ein großes und breites Schlachtmesser, 2) mindestens zwei Pistolen, 3) ein messingener Ladstock, 4) ein Taschentuch, welches letztere jedoch nur ausnahmsweise vornehmen und wohlsituirten Personen eigenthümlich ist, denn die Masse erledigt die betreffenden Geschäfte ohne Beihülfe eines solchen Instrumentes. Außerdem hängen noch an dem Gürtel mehrere kleine Patrontaschen, theils mit metallenen, theils mit gestickten Verzierungen versehen, ferner ein kürzeres Messer in lederner Scheide, „Nosch" genannt, ein Feuerzeug und endlich eine Büchse mit Talg oder Fett, um die Waffen zu schmieren. Endlich kommt dazu die Dscheverdar, d. h. „la longue carabine", die lange albanesische Flinte, welche jedoch in neuerer Zeit, wo Jedermann zur Nationalgarde, Miliz oder Volkswehr (oder wie man denn sonst dieses Institut nennt, welches, an sich schon bedenklich, doppelt bedenklich ist in einem so sehr von Parteien zerklüfteten Lande) gehört, dem ordonnanzmäßigen Milizgewehr Platz macht, welches jeder tapfere Milizer, so oft es ihm beliebt, zu seinem Privatvergnügen im Lande herum spazieren trägt.

Da ich nun schon soweit in die serbische Kostüm-Kunde eingestiegen bin, so will ich dieselbe nun auch bei dieser Gelegenheit vollenden, wenigstens was das männliche Geschlecht anlangt, um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen. Das Haupt des biedern Serben schmückt ein kleiner, eng anliegender hell- oder dunkelrother Fes, mit schwarzem

Quast beim vornehmen oder reichen, ohne einen solchen beim gewöhnlichen Mann. Die leinenen Beinkleider sind (wie beim ungarischen Bauer) enorm weit und faltig. Stellt der Mann die Beine zusammen, dann kann man sie, nämlich diese Beinkleider, Gatje genannt, für einen weiblichen Unterrock halten. Gleich dem nördlichen Slaven an der Weichsel, zieht auch der südliche an der Save, der Morava und Donau, das Hemd, Koschulja, über die Hosen, Gatje. Hemd und Hosen werden gehalten durch den Gürtel. Das genügt für gewöhnlich. Viele gehen barfuß. Andere tragen niedrige hellfarbige lederne Schuhe, deren einzelne Theile an einander geschnürt sind und in welchen es sich (ich hab' es probirt) außerordentlich leicht und bequem geht; denn sie sind in Allem das Gegentheil von unseren unvernünftigen deutschen Hackenschuhen. Dazu kommt zuweilen eine knopfreiche Weste von rother oder sonst einer schreienden Farbe.

Das ist die Tracht der Bauern. Der Städter und der Vornehme treibt Luxus mit silbereingelegten Waffen und feinerer, complicirterer Kleidung, namentlich mit Weste, Rock und Ueberwurf oder Mantel. Das Hemd ist bunt verziert und gestickt und steckt in der Regel auch in den Inexpressibles. Die letzteren sind theils Pantalons, kurz und ergänzt durch weißleinene Strümpfe; theils haben sie folgende eigenthümliche, jedoch für Gebirgswanderungen außerordentlich zweckmäßige Construction. Sie sind ganz weit und faltig bis unter die Kniee, wo sie mit einem Hosenband geschlossen werden, an welchem, je nach der Zahlungsfähigkeit, ein mehr oder minder verzierter Quast oder Bommel hängt. Dann werden sie ganz eng und sind kamaschenartig offen an der äußeren Seite, wo man sie zuknöpft. Sie schließen sich dicht an das Bein an und werden zuweilen auch mit Bändern umwunden, welche das Bein noch mehr schützen und die Kamaschen mit den, jeder Bewegung des Fußes

sich anschmiegenden Schuhen verbinden. Ein leichter und doch fester Schuh, ein geschütztes Schienbein und ein offenes, bewegliches, ungenirtes Knie, — was will man besser zum Marschiren? Probatum est. Man sieht, wir könnten wohl auch von den Serben was lernen. Aber leider sind statt dessen die Serben, namentlich in Belgrad, so unvernünftig, ihre schöne und zweckmäßige Nationaltracht zu verlassen und zu unserem eben so geschmacklosen als unvernünftigen westeuropäischen Kostüme überzugehen. Sogar mit inbegriffen den Cylinder, welchen man Anno Neunundvierzig bei uns die „schwarze Angströhre" nannte. Wenn ich die Ehre hätte, in dem serbischen Parlamente zu sitzen, so würde ich einen Gesetzentwurf einbringen, welcher den Gebrauch eines solchen Cylinders mit 10 Dinar (*Δηναρα*), so heißt die neue Silbermünze, welche Serbien seit Kurzem prägt oder in Wien prägen läßt, besteuert. Doch nun genug der Abschweifung, zurück nach dem Kanonierthal „Topschider" und der Versammlung vom 17. Juni 1843. Da lagerten sie also auf der üppigen blumenreich duftenden Wiese, an die viertausend Mann, in der oben beschriebenen malerischen Tracht und starrend von Waffen. Die kleinen mageren, aber schnellen und unermüdlichen, anspruchslosen und billig zu fütternden Pferdchen waren rundum an den Bäumen angebunden. Die Serben aber hatten große Feuer entzündet, und zwar schwebte an dem einen Feuer an zusammengestellten Stangen der riesige kupferne Kessel und darin sott der duftende schweinerne Quellspeck, über den andern Feuern drehte sich der hölzerne Bratspieß, an ihm waren mittelst Durchbohrung aufgereiht Schichten verschiedenen Fleisches, nämlich ein Stück Ochsenfleisch, dann ein Stück Schweinespeck und dann ein Stück Hammelfleisch, alle mit Salz und Paprika und sonstigen Gewürzen gehörig eingerieben. Sobald das Holz sich in noch glühende, aber

nicht mehr dampfende Kohlen verwandelt hat, wird der Spieß mit den „tricoloren“ Fleischschichten darüber gebracht und gedreht; alles Weitere der ganzen Zubereitung aber kann der geneigte Leser genau beschrieben finden in der Odyssee, wo Homer erzählt, wie Achilleus den Odysses und Nestor bewirthet, welche gekommen sind, um den Schmollenden zu versöhnen. Ich weiß diese kulturgeschichtlich und kulinarisch so hoch interessanten Verse auswendig und könnte sie griechisch hierher setzen. Aber leider heißt es ja heute wieder, wie bei den mittelalterlichen Mönchen: „Graeca sunt, non leguntur!“ Ich beschränke mich daher auf die einfache Bemerkung, daß diese am Spieß gebratene Fleischschichtung, welche uns hier in Serbien der „göttliche Sauhirt“ bereitet, ganz delikat ist, und daß ich weder bei Hiller in Berlin, noch bei den Frères Provenceaux in Paris, noch in den feinsten Restaurants in Wien, jemals etwas Besseres gegessen. Auch ganze Keulen und Rückenstücke brät man am Spieße, und der Braten kann mit dem besten Produkt der englischen Küche concurriren. Kurzum, wenn unsere deutschen Touristen versichern, man bekomme hier zu Lande nichts Gutes, so wissen sie entweder nicht zu essen, oder sie verstehen nicht zu fordern und sich nach Landessitte zu richten. Ich sage immer: Das Essen ist vollkommen überall, wo die Kochsküche, der „Chef de cuisine“ und die „Table d'hôte“ nicht hinkommen mit ihrer Qual.

Nachdem also die zur Berathung der höchsten Frage des Landes im Kanonierthale versammelten Väter die Hände erhoben zum lecker bereiteten Mahle und sich zur Genüge mit Speisen gestärkt hatten (Getränke spielen keine große Rolle, der Serbe ist mäßig, während der Walache, in Ungarn, ein unverbesserlicher Schnapsbruder ist), hielten sie Berathung. Wukſitsch, der ebenso schlau und beredt war, wie sein Standesgenosse, der berühmte Gerber Kleon in Athen,

welchen Aristophanes unsterblich gemacht hat, beantragte selbst seine Verbannung.

„Serbische Männer," so sprach er, „es ist besser, daß ein Baum in dem Walde, welcher von einem mächtigen Sturm bedroht ist, bei Zeiten von selber entfernt wird, als daß er in seinem unvermeidlichen Sturze seine Brüder und Nachbarn mit umreißt."

Und wirklich, er ging in's Asyl, aber nur, weil er seiner Freunde und seiner Sache gewiß war. Rußlands Proposition, die Neuwahl, wurde angenommen. Am 27. Juni 1843 wurde Kara-Georgewitsch auf's Neue gewählt; Rußland konnte, da bei der Wahl Alles legal zugegangen, nichts gegen ihn haben, und die ottomanische Pforte ertheilte ihm das Berat, d. h. den Belehnungsbrief. Natürlich beeilte sich Kara-Georgewitsch, nachdem er auf den Thron gelangt war, seinen revolutionären Geburtshelfer Wukſitsch zurückzurufen aus seiner Verbannung. Die Leute versichern mir, Wukſitsch habe nicht lesen und schreiben können, aber er sei doch Einer der größten Serben gewesen. Andere behaupten, auch Milosch Obrenowitsch habe nicht einmal seinen Namen schreiben können.

Da nun einmal Serbien zwischen den Kara-Georgewitsch's und den Obrenowitsch's hin- und herschwankt, so wurde der Fürst Alexander am 22. Dezember 1858 durch die Skupschtina des Thrones verlustig erklärt und eine provisorische Regierung unter Elias Garachanine eingesetzt, welchen man den „serbischen Cincinnatus" nennt, weil er zuweilen theils freiwillig, theils unfreiwillig zurücktritt und dann bei Grodska seinen eigenen Kohl baut und eine Dampfmühle betreibt, eine Einrichtung, die hier noch zu den Seltenheiten gehört.

Dann aber kam wieder der alte Milosch, welchen die hohe Pforte am 12. Januar 1859 auf Grund der Wahl

der Skupschtina belieh. Seine vom 9. Februar 1860 datirende Regierung sollte jedoch nur ein halbes Jahr dauern. —

Wir schlenderten also in dem Park des Fürsten Milan herum. Derselbe ist einfach, aber geschmackvoll. Nur ein Umstand genirt den Westeuropäer, während der Eingeborne daran nichts Anstößiges findet. Die Gartenarbeit besorgen Sträflinge; und es war für uns eine unangenehme Erscheinung, mitten zwischen der guten Gesellschaft von Belgrad, welche hier promenirte, diese Unglücklichen, mit schweren Ketten beladen, sich hinschleppen zu sehen und ihre Eisen rasseln und klirren zu hören. Es wurde uns eine schattige und verborgene Laube gezeigt, in welcher der alte Milosch dem Schlagen der Nachtigallen, deren es hier außerordentlich viele giebt, zu lauschen pflegte. Er ist auf seinem Schlößchen Topschider am 26. September 1860 in hohen Jahren gestorben. Hier war sein Lieblings- und Erholungsplätzchen, wohin er sich zurückzog aus den für ihn so wechselvollen Stürmen des Lebens. In dem Schlößchen zeigt man noch die Zimmer, die er bewohnte. Sie zeichnen sich durch eine wahrhaft bäuerliche Einfachheit aus. Ueber dem Kanape, worauf er gestorben, und zwar über der Stelle, wo sein sterbendes Haupt lag, brennt eine „ewige Lampe". Von dem Park fuhren wir nach dem Hirschgarten des Fürsten. Auch dieser führt noch einen türkischen Namen: Koschut (Hindin) = Niak (Garten.) In Gesellschaft einer weißen Hirschkuh, — welche sich alsbald, nachdem wir die Umzäunung des Wildparkes hinter uns hatten, zu uns gesellte und im Vertrauen auf den Edelmuth dieser deutschen „Räuber-Nation" (so nennt uns bekanntlich Herr Palazky, der biedere Tscheche) mit uns weiter spazierte, als seien wir alte Bekannte, — besuchten wir zunächst einen schönen marmornen Brunnen, welchen der Fürst Michail hier hat anlegen lassen. Er steht mitten unter einer Gruppe

uralter knorriger Eichen, welche nicht so groß sind wie die unseren, aber lebhafter gefärbt, und hat ein prachtvolles Wasser, an dem wir uns labten. Dann stiegen wir mitten unter Eichen, Buchen, Linden, Erlen und Haselnußstauden, welche letztere so groß waren wie Bäume, bis auf den Rücken des Berges, wo sich eine prachtvolle Aussicht bot nicht nur auf das schöne Kanonierthal, sondern auch auf Belgrad, auf die Drave und die Donau und die jenseits dieser Flüsse gelegene endlose Ebene Ungarns. — Alles in glänzender Abendfärbung beleuchtet von der südlichen Sonne. Die Stadt Belgrad streckt sich mächtig dahin auf dem Rücken der Halbinsel und auf der uns sichtbaren Seite bis hinunter zur Save. Von hier aus gesehen, schätzt man ihre Bevölkerung auf wenigstens 100,000 Seelen. In Wirklichkeit sind deren nach der neuesten Volkszählung von 1866 nur 26,768 gewesen. Dies sind jedoch nur die eingeborenen serbischen Seelen. Denn außerdem zählt Belgrad noch etwa 7000—8000 Ausländer, welche unter ihren Consulaten stehen. Es gibt hier Consulate oder Generalconsulate vom Deutschen Reich, von Oesterreich-Ungarn, von England, von Frankreich, Rußland, Italien, Griechenland, Rumänien u. s. w. Das deutsche Generalconsulat zeichnet sich durch eine seltene Eigenschaft aus, es besitzt nämlich ein städtisches Grundstück. Das serbische Recht verbietet den Ausländern hier Häuser zu kaufen. Die Spitze dieses Verbots richtet sich wider die Juden, die man überhaupt in allen Donauländern mit einer Gehässigkeit behandelt, welche um so weniger gerechtfertigt ist, als man sie doch für Handel und Wandel überhaupt gar nicht entbehren kann. Es wohnen deren in Serbien gegen 2000, wovon 400 Familien auf Belgrad kommen. Im Innern des Landes sollen sie eigentlich gar nicht wohnen, wenigstens dürfen sie dort nicht in einen Gemeindeverband aufgenommen werden.

Die Skupschtina hat die Gewogenheit gehabt, ein Ausnahmegesetz zu Gunsten des Deutschen Reiches zu beschließen, durch welches letzterem erlaubt wurde, dies Grundstück zu erwerben. Das Consulargebäude tritt an Stattlichkeit hinter dem russischen zurück, dagegen ist das Innere hübsch und zweckmäßig eingerichtet. Dahinter befindet sich ein frischer, grüner, großer und wohlgepflegter Garten; das Beste daran sind aber jedenfalls die Bewohner, welche, wenn ihnen diese Zeilen je zu Gesicht kommen sollten, darin ein schwaches Zeichen der Dankbarkeit erblicken wollen für die Aufnahme und Belehrung, welche ich bei ihnen gefunden.

Hätte die serbische Skupschtina vorher die „Kreuzzeitungs"-Artikel über die „Neue Aera" König Bleichröder's des Ersten gelesen, so hätte sie gewiß den Gesetzentwurf abgelehnt. Denn sie hätte darauf das Deutsche Reich ohne Zweifel für etwas specifisch Jüdisches gehalten.

Was die einheimische Bevölkerung Belgrad's anlangt, so befinden sich darunter zwei eigenthümliche Bestandtheile, welche sich mit den andern durchaus nicht vermischen. Dies ist erstens ein Häuflein spanischer oder portugiesischer Juden, die unter sich noch die Sprache der iberischen Halbinsel reden und sich auch von den übrigen (bekanntlich überall in den Donauländern deutschredenden) Juden absondern. Man erkennt die Frauen derselben an einer eigenthümlichen Binde um den Kopf, und beinahe auch schon an ihrer außerordentlichen Häßlichkeit. Ja, in der letztern wetteifern die Töchter mit solchem Erfolg mit ihren Müttern, daß man beinahe behaupten möchte, sie seien bereits als alte Weiber zur Welt gekommen. Dies fällt um so mehr auf, als hier sonst im Durchschnitt das weibliche Geschlecht schön ist, sowohl bei Juden wie bei Christen.

Zweitens ist es ein Rest von Türken, welche, ehemals die Herren des Landes, in dem unterhalb der Citadelle,

d. h. donauabwärts gelegenen Türkenviertel (Dortjol), wo sie auch noch eine der Moscheen benutzen, um ihren Gottesdienst zu halten, als kleine Handwerker ein kümmerliches Dasein führen; da sie arm sind, machen sie von der Polygamie keinen Gebrauch. Sie sind serbische Unterthanen; türkische Unterthanen werden hier überhaupt gar nicht geduldet. Die Moscheen muß man erhalten, die Türken haben sich dies in Staatsverträgen ausdrücklich stipuliren lassen. Auch darf eine solche Dzamia (Dschamie heißt Moschee) nicht profanirt, d. h. weder zu christlichen noch auch zu profanen Zwecken verwendet werden. So sind denn die meisten derselben nur noch eine Zierde der Stadt oder eine architektonische Staffage der Landschaft. Man erzählte mir einen sehr charakteristischen Zug von dem klugen alten Milosch, welcher es vortrefflich verstand, mit den Türken umzuspringen. In Jagodina steht eine sehr schöne Dschamie; im ersten Rausch der Freiheit machten sich die Serben daran, dieselbe zu zerstören. Das Minareh war schon halb abgetragen. Da erhoben die Türken Beschwerde. Ihren Reclamationen gegenüber behauptete Milosch standhaft, das sei Alles nicht wahr, das Minareh rage noch unversehrt in die Lüfte. Der Sultan schickte eine Commission, um den Fall zu untersuchen. Die reiste aber so echt türkisch, d. h. so langsam, daß, als sie an Ort und Stelle kam, das Minareh wieder unversehrt dastand. Milosch hatte es schnell wieder aufbauen lassen. Die Commission berichtete, die Beschwerde sei eine frivole, und der Sultan sagte: „Man kann doch dem Milosch immer noch eher glauben, als allen den anderen Lügnern."

Wie muß es den armen Türken hier zu Muthe sein auf dem Grabe ihrer Macht und Herrlichkeit. Die Moscheen stehen zwar noch, aber bei der einen ist die Spitze des Thurmes fort, bei der andern wenigstens der Halbmond.

Auf der dritten hat ihn christlicher Fanatismus in einen Vollmond verwandelt. Auf der vierten ist der Halbmond aus Schwäche heruntergefallen, allein die Hand Allah's hat ihn unterwegs aufgehalten. Er ist nicht, wie die Oesterreicher hier sagen, bis zur Erde „herabgeflossen", sondern da oben an einer Fenstereinfassung hängen geblieben. Da hängt er nun schon seit Jahren, trotz seiner Schwere. Wann kommt er wohl herunter? Und wem wird er auf den Kopf fallen? Wer wird ihn sich aneignen? Ein Sinnbild der orientalischen Frage! — Eines der Minarehs lehnt sich resignirt und vertraulich an die protestantische Kirche an. Das ist mitten in der Stadt. Es ist aber schwerlich ein Sinnbild. Auch die türkischen Häuser, Muster einer comfortabeln Einrichtung, sind verschwunden, und von den türkischen Grabsteinen hat man die Turbane heruntergeschlagen.

Doch kehren wir von den Abschweifungen unserer Conversation wieder zu unserer Aussicht zurück, also zu dem am Rücken des Berges sich lang hinstreckenden Belgrad; die Spitze dieses Rückens springt weit vor in die ungarische Tiefebene. Und da die Strahlen der sinkenden Sonne die endlosen Mauern der Citadelle, den profanen Thurm, das Minareh, die Moschee, das Haus des Gouverneurs &c. in hellstem weißgelben Lichte leuchten lassen, so hebt sich das Ganze von der im tiefsten Schatten liegenden Ebene des jenseitigen Banats so hell ab, wie ein Vorgebirge in Griechenland von der dunkelblauen Fläche des Aegäischen Meeres.

Doch genug. Schöne Aussichten soll man nicht beschreiben. Man bringt das doch nicht fertig, nicht einmal mit einer Adlerfeder. Ich habe nämlich eine solche im Gebirge gefunden und sie zum Schreibwerkzeuge erniedrigt, weil mit den hiesigen Stahlfedern nicht zu schreiben ist.

Ich fürchte aber, man merkt an dem Produkt dieser Feder gar nichts von dem hohen Ursprung derselben.

Wir stiegen nun wieder hinunter nach den unteren Gründen des Hirschparks („Koschutniak") und stießen dort auf das „Grab" des Fürsten Michail, des Sohnes und Nachfolgers des 1860 gestorbenen Milosch Obrenowitsch. Der Ausdruck „Grab" ist übrigens nicht zutreffend. Denn es ist nur ein Kenotaphium. Die Leiche ruht im fürstlichen Begräbnißplatz, oder wenn man hier so sagen darf, in dem Erbbegräbniß, in der „Gruft der Väter". Hier aber ist die Stätte, wo der treffliche Fürst am 10. Juni 1868 ermordet wurde, und zwar von Werkzeugen des depossedirten Kara-Georgewitsch, welcher vermöge seiner Reichthümer im Stande ist, solche Banditen zu bezahlen und immer noch einen großen Anhang im Lande hat, namentlich in den Weinbaudistrikten an der Donau, den Kreisen Semendria, Poscharevac u. s. w.

Damals, an jenem Unglückstag, sah es hier anders aus, als jetzt, wo man einen waldfreien Platz antrifft. Es bestand damals nur ein schmaler Waldweg, welcher der Berglehne entlang führt. Auf diesem Wege kam der Fürst Michail vom Schloß Topschider her spaziert. Er führte am Arme eine Dame, welche jetzt noch hier lebt und zwar als verwittwete Frau Oberst N. Sie war damals noch ledig und eine glänzende Schönheit. Es hieß, der Fürst werde sie heirathen, obgleich seine Minister abriethen. Hinter dem Fürsten kam dessen Tante, die Großmutter des jetzigen Fürsten Milan, und der Adjutant D. Plötzlich treten die drei Mörder in den Weg. Die Dame will den Fürsten in das Dickicht ziehen. Allein der Fürst geht den Bewaffneten entschlossen entgegen. Er wußte zwar, daß er von Gefahren bedroht war, allein er verachtete dieselben. Er hatte Warnungen erhalten, aber sie in den Wind geschlagen.

Seine Minister (dies kleine Land hat deren sieben) hatten ihm eine Sicherheitswache mitgegeben, allein er hatte sie fortgeschickt.

In dem Augenblick, wo Fürst Michail den Verschworenen entgegentritt, krachen unzählige Schüsse. Der Fürst sinkt entseelt zusammen. Auch die von ihm geführte Dame trug eine Schußwunde davon, die Großmutter nicht. Die beiden Damen flüchteten durch das Dickicht bergabwärts und retteten sich unten auf einen mit Ochsen bespannten Bauernwagen, der zufällig des Wegs kam. Der Adjutant hatte auch eine Schußwunde an der Hand, in Folge deren er in Ohnmacht fiel. Andere sagen, er habe sich todt gestellt und sei in Folge dessen verschont geblieben. Gewiß ist, daß er nicht blieb, denn er dient gegenwärtig noch in der serbischen Armee. „God gav, dat he nit blav," sagt der Holländer.

Die Leiche des Fürsten Michail fand man von sechzehn Kugeln durchbohrt und außerdem durch Stiche und Schnitte mit dem Handschar so scheußlich verunstaltet, daß man Mühe hatte, ihn wiederzuerkennen.

In der Nähe zeigt man eine alte knorrige Eiche als den Sammelplatz der Verschworenen, wo sie ihre Missethat gebrütet hatten. Sie besaßen Mitschuldige in verschiedenen Kreisen. Ein Hauptmann der Citadelle hatte mit seiner Compagnie einen „Uebungsmarsch" nach Topschider gemacht, um sofort nach der That in die Stadt einzumarschiren und im Namen von Kara-Georgewitsch die Zügel zu ergreifen. Man arretirte ihn an der Spitze seiner Soldaten. Der Direktor des benachbarten Zuchthauses war im Begriff, seine Kettensträflinge loszulassen, als milden Beitrag zur Förderung der Confusion und des Aufstandes. Auch er wurde verhaftet. Die Stimmung wandte sich wider die Verschworenen. Eine sofort unter dem Vorsitz von Marinowitsch ein-

gesetzte Statthalterschaft hielt die Ordnung aufrecht und ließ den Verschworenen den Prozeß machen. Die drei Mörder und noch elf weitere Personen, auch der Hauptmann und der Strafanstalts-Direktor, im Ganzen vierzehn, wurden zum Tode verurtheilt und unter dem südöstlichen Wall der Citadelle erschossen. Hier vollzieht man alle Todesurtheile durch Pulver und Blei. Wahrscheinlich „in Ermangelung eines Freimanns“ (d. i. Henkers), wie sich Fürst Windischgrätz bei der Erschießung von Robert Blum in Wien ausgedrückt hat. Ein Henker, ein Galgen, ein Schaffot und dergleichen kostet Geld; Pulver und Blei sind billiger, und die Soldaten hat man ja ohnehin schon. Bei der Execution der Vierzehn fiel aber auch noch ein fünfzehntes Haupt, und zwar als unschuldiges Opfer. Man schoß im Kreuzfeuer und hierbei ricochetirte eine Kugel so unglücklich, daß sie einen der Offiziere, welche die Execution commandirten, mitten auf die Stirn traf und ihm den Schädel durchbohrte, so daß er sofort todt niedersank.

Einige der Verschworenen waren geständig. Sie bezeichneten Kara-Georgewitsch als Anstifter und Haupt der Verschwörung. Derselbe wurde (er hielt sich in Pest auf und die ungarische Regierung verweigerte die Auslieferung) ebenfalls in Untersuchung gezogen, und da er sich nicht stellte, am 27. Juli 1868 zu zwanzigjähriger Kettenstrafe in contumaciam verurtheilt.

An Stelle des Fürsten Michail wurde sein Großneffe Milan Obrenowitsch, der jetzt regierende Fürst, auf den Thron berufen. Er war damals erst 14 Jahre alt, wurde aber am 22. Mai 1872 für großjährig erklärt, nachdem bis dahin eine Regentschaft bestanden und man kurz vorher, am 11. Juli 1869, die jetzt bestehende Konstitution promulgirt hatte — eine Verfassung, welche, nach ausländischer Schablone gearbeitet, den hiesigen Verhältnissen wenig ent-

spricht; denn die Skupschtina ist unberechenbar und das Land ist in drei bis vier Parteien gespalten, welche nicht von Ideen und Principien, ja nicht einmal von sachlichen Interessen geleitet sind oder sich durch dergleichen Merkmale unterscheiden, sondern einzig und allein im Dienste von Personen, d. i. von Häuptlingen, stehen, welche um die Gewalt streiten. In Folge dessen kann die Regierung nicht stark und nicht gut sein.

„Dieses Land producirt sehr viel," sagte man mir, „nur nicht das, was es am nöthigsten braucht, nämlich Salz für seine Viehzucht und eine gute Regierung für die Menschen." In der That hat dieses viehreiche Land kein Salz, sondern muß es aus Oesterreich importiren, und das ist schlimm für ein Nomadenland. (Man erinnert sich, daß, laut alten Testaments, schon die Patriarchen sich um die salzhaltigen Quellen stritten. Diese waren damals das einzige Privateigenthum, im Uebrigen herrschte nomadischer Communismus.)

Als Beleg für die staatlichen Zustände Serbiens, welche uns gewisse Federn stets in rosenrother Beleuchtung vorführen, nur Folgendes:

Ein Mann aus dem Kreise Poscharevac, wenn ich nicht irre — ein Kara-Georgewitscher Agitator, wurde zu den Milizübungen einberufen. Er hielt jedoch seine Agitationsreisen für wichtiger und kam nicht. Man steckt ihn zur Strafe ein. Seine Freunde befreien ihn aus dem Gefängniß. Der Ministerrath debattirt: „Sollen wir Militär hinschicken, um ihn wieder einzustecken, oder nicht?" Gründe für, Gründe wider. Abstimmung. Stimmengleichheit. Einreichung der Entlassung seitens aller Minister. Antwort des Fürsten: „Ich habe im Augenblick keine Anderen in petto — fungirt einstweilen weiter!"

Dieser provisorische Zustand dauert nun schon ein hal-

des Jahr, und jener befreite Gefangene, welcher ein guter Agitator und schlechter Landwehrmann ist, befindet sich immer noch auf freiem Fuße, freut sich seines Daseins und benutzt dasselbe, um für einen ausländischen Kronprätendenten weiter zu wühlen. Vor Kurzem hat auch wieder eine Auflösung der Skupschtina stattgefunden.

Auf der Stätte der Ermordung des Fürsten Michail im Park Koschutniac fanden wir eine mit einem Gitter umfriedigte oblonge Stelle, in deren Mitte ein flacher Grabhügel aufgeschüttet und mit Epheu überwachsen ist. Er erinnert an die Gräber der Familie Humboldt in Tegel. Am Kopfe des Grabes hängt eine ewige Lampe. Aber es brannte kein Licht darin. „Nach hiesiger Gepflogenheit," sagte mein sarkastischer Reisegefährte, der freilich türkisch gesinnt ist und den Serben nicht wohl will, „fließt hier das für öffentliche Zwecke bestimmte Oel in der Regel in Privatlampen."

Ueber der Schreckensstätte ragt ein Kreuz, und zwar ein solches von westeuropäischer Form, während die Kreuze auf den Privatgräbern der Friedhöfe eine andere Gestalt zeigen. Man denke sich, um sich dieselbe zu vergegenwärtigen, ein lange Stange mit einem aufrecht stehenden Kreuz oben. Dann eine (kürzere) Querstange, an deren beiden Enden sich ebenfalls Kreuze befinden, jedoch horizontal oder liegend. Es ist also eine Art dreiblättriges Kreuz-Kleeblatt.

Jedes Jahr am 10. Juni findet eine Todes- und Erinnerungsfeier für den Fürsten Michail statt. Man nennt sie die „Ermordungsfeier", und es soll etwas lebhaft dabei zugehen. Ueberhaupt sind hier die Friedhöfe die Stätten des Vergnügens. Wenn der Ortsheilige seine „Slava" hat, das heißt seinen Kalendertag oder „sein Fest" (der Italiener sagt „Il santo ha oggi la sua Festa", der Heilige hält heute seinen Feiertag), so strömt die Menge auf den Kirchhof, welcher die Kirche umgibt, um auf

den Gräbern zu schmausen und zu tanzen. Beiläufig bemerkt, haben die Serben im Wesentlichen denselben Tanz, wie die Walachen, nämlich den „Kolo", einen ganz langsam anfangenden, aber immer schneller wirbelnden Rund- oder Ringeltanz. Nur hat er bei den Walachen einen andern Namen. Diese nennen ihn „Hora" (eigentlich wohl „Gora", d. i. Tanz der Bewohner der Berge?) Die Musik muß dabei mittanzen. Bei den Walachen besteht sie in einer Trommel und zwei Dudelsäcken; hier dagegen aus einer sehr langen Hirtenflöte, welche Svirala genannt wird. Anfangs hört man auch die Musik noch, später aber wird sie überdröhnt von dem Gestampfe der Männer und dem Geklirre der zahllosen Gold- und Silbermünzen auf den Blechhauben der „Damen".

Auf dem Rückweg von Topschider nach Belgrad begegneten wir dem Fürsten Milan. Er ist ein junger noch unverheiratheter Mann *), 21 Jahre alt, von mittlerer Größe und starkem Embonpoint. Seine Schädel- und Gesichtsbildung ist ächt serbisch. Seine schönen und regelmäßigen Züge tragen einen etwas melancholischen Ausdruck, welchen die starken schwarzen Augenbrauen und das dichte kurze und eng anliegende schwarze Haupthaar noch verstärken, so daß selbst das jugendlich kecke Schnurrbärtchen (welches sich, so sagte mein unehrerbietiger Türke, „Hoheit seit Kurzem anzuquälen geruht haben") daran nichts zu ändern vermag. Er hat seine Ausbildung in Paris genossen. Einige loben ihn sehr, Andere aber klagen über häufigen Wechsel der Stimmung und vergleichen ihn mit König Ludwig von Baiern. Der Fürst trug Civilkleidung, nach einfachem, englischem gentlemanlikem Zuschnitt. Er fuhr in offenem Wagen, zur Linken seinen Kriegsminister. Zwei andere Wagen mit

*) D. i. damals, Juli 1875, zwischenzeitig hat er sich mit einer jungen und reichen slavischen Dame verheirathet.

Herren in Uniform folgten. Der Wagen des Fürsten war von sechs Husaren escortirt. Man erachtet überall, wo sich der Fürst zeigt, militärische Escorte oder Sicherheitsmannschaft für nöthig, und in der That fehlt es nicht an Indizien, daß die Männer des 10. Juni noch nicht ausgestorben sind. Wie man mir erzählt, hat man schon einmal, freilich ohne Erfolg, eine Bombe nach ihm geschleudert; auch ist, als er kürzlich zum ersten Male das ihm bis dahin unbekannte Innere seines Landes bereiste, ein Triumphbogen gerade in dem Augenblick, als er darunter hindurchfuhr, zusammengebrochen. Natürlich ganz zufällig. „Wer kann für Unglück?", sagt die Opposition und zuckt pfiffig lächelnd die Schultern.

Das scheußlichste Attentat aber, welches jemals verübt wurde, ist folgendes:

Ich schicke voraus, daß mir dasselbe der Obersteuermann auf dem Donau-Eilboot „Sophie" erzählt hat, und daß mir die Geschichte von glaubhaften Personen in Belgrad bestätigt worden ist. In dem alten Neste Semendria, der ehemaligen Residenz der alten serbischen Czaren aus dem Hause Brankowitsch, bekannt durch seine, der Donau entlang gelegene alterthümliche Festung und eine noch alterthümlichere kleine Kirche, welche die Eigenthümlichkeiten der altserbischen Architektur (sehr verschieden von der byzantinischen) aufweist, — also in Semendria wollte der Fürst Milan sich an Bord der „Sophie" begeben, um donauabwärts zu fahren. Allein als er in Semendria den „dritten Ort" betritt, bricht ein Brett und er stürzt hinab in den kothgefüllten Kanal; er würde dort ohne Zweifel versunken und erstickt sein, wenn er nicht einen geladenen Revolver bei sich und zugleich Geistesgegenwart genug gehabt hätte, von demselben Gebrauch zu machen. Sechs hinter einander abgegebene Schüsse riefen Hülfe herbei und es gelang, den Fürsten aus der greulichen

Situation zu retten, zu reinigen und an Bord zu bringen. Seine beschmutzten Kleider ließ er gleichsam als ein „Exvoto" versenken in dem Orte, von dem man in der That sagen kann: „Da unten aber ist's fürchterlich." Man behauptet, das Brett, welches brach, sei angesägt gewesen. Von wem? Fecit, cui prodest.

Und nun erinnere man sich, was uns der gute Lamartine in seinem „Voyage en orient" von Serbien erzählt. Er sagt von diesem Lande:

„Wenn man diese großartigen Einsamkeiten durchschreitet, wo man während eines ganzen Tagesmarsches weit und breit nichts sieht, als die sich in gleichmäßigem Wellenschlage bewegenden Blätter der Eichen, welche die Berge und Hügel bedecken, ein wahrer Ocean von Laub, den nicht einmal ein Kirchthum oder ein Minareh zu durchdringen vermag; wenn man zuweilen hinuntersteigt in eines jener tiefen Thäler, in welchem ein Bach rauscht, und wo der Wald sich ein wenig öffnet, um einem netten Holzhäuschen oder einer Mühle Platz zu machen; — wenn man die unzähligen Heerden (von Schweinen) sieht, geführt von jungen und schönen Mädchen in eleganter Kleidung, aus den heiligen Hallen der Eichen hervortretend und Abends zur Ruhe des väterlichen Herdes zurückkehrend; — wenn man sieht, wie die Kinder aus der Schule kommen, wie der Pope auf der hölzernen Bank vor dem Hause sitzt, wie die Aeltesten in das Gemeindehaus oder in die Kirche zur Berathung gehen; — dann möchte man glauben, sich in den amerikanischen Urwäldern zu befinden in dem Augenblicke, wo eine große Nation zur Welt kommt und ein neuer Culturstaat gegründet wird."

Hier ist in der That der französische Esprit zwar nicht im Koth, wohl aber im Wasser der Phrase ertrunken.

III.

Der Schatz von Avala-Gora.

Der wißbegierige Tourist hat in Belgrad, wenn er durch Mangel an Zeit auf ein paar Tage und somit auf die nähere Umgebung beschränkt ist, um seine Kenntnisse von Serbien zu begründen oder zu erweitern, drei Touren zu machen; von diesen drei ist aber auch eine jede unerläßlich. Er muß erstens nach dem Kanonier-Thal, auf Serbisch „Topschider", um sich dort über die neuere Geschichte des Landes und der beiden wetteifernden Dynastien Kara-Georgewitsch und Obrenowitsch zu informiren. Was ich dort erfahren, habe ich dem geneigten Leser bereits erzählt. Er (d. h. der Tourist, nicht der geneigte Leser, welchem letzteren ich es viel bequemer zu machen bestrebt bin, indem ich trotz 28 Grad im Schatten am soit disant Schreibtisch sitze) muß zweitens nach der Avala-Gora, dem Avala-Berg, um von dort einen panoramischen Ueberblick über das Land Serbien zu gewinnen, namentlich gegen Norden über die Save- und Donau-Gelände und nach Süden über jenes Waldgebirge zwischen den Flüssen Kolubara und Morava, welches man die Schumadia nennt (Schuma heißt auf Serbisch Wald) und das die Grundlage der allhier landesüblichen Schweine-Zucht und -Mast bildet. Drittens aber muß er, um das benachbarte „Ausland" kennen zu lernen, entweder nach Panschowa, donauabwärts, oder nach Semlin, der Hauptstadt des Landes Syrmien, donauaufwärts, fahren. Letzteres ist der schönere Ausflug und man kann damit ein interessantes Kapitel Kriegsgeschichte verbinden.

Sowohl von Belgrad und Umgebung, als auch vom Thal Topschider und von Semlin aus ist es immer dieselbe Schlußwand, welche das, sich unseren Blicken darbietende

reizende Bild abschließt. Diese Schlußwand ist ein dunkelblauer bewaldeter Berg, welcher, auf einer außerordentlich breiten Basis ruhend, oben in zwei Gipfel ausläuft, wovon — wenigstens präsentirt sich der Berg so, wenn man ihn von Belgrad aus sieht — der eine spitz zuläuft und die Trümmer der alten Avala-Burg trägt, und der andere einen breiten waldigen Rücken bildet. Sie verhalten sich zu einander, natürlich in kleinerem Maßstab, wie der eigentliche Vesuvius zu der Somma. Der erstgenannte Gipfel ist der höhere; er hat beinahe 1200 Fuß über Meer, und da er frei liegt nach allen Seiten und sich kein höherer Berg in der Nähe befindet, so bietet er eine vollständige Rundsicht.

Um zu der Avala-Gora (Gora oder Gura heißt slavisch Berg) zu gelangen, fährt man von Belgrad auf der großen Landstraße, welche nach der Hauptstadt im Innern, nach Kragujevatz führt, südwärts. Ich will hier einschalten, daß, wenn sich Topschider zu Belgrad verhält wie Schönbrunn zu Wien, sich Kragujevatz zu Belgrad verhält wie Moskau zu St. Petersburg. Kragujevatz ist die eigentliche alte nationale Metropole des Landes, und der alte Fürst Milosch, welcher sich auf die Instinkte und Liebhabereien seiner Leute besser verstand als die Andern, wollte sie auch zur dauernden Residenz machen. Allein am Ende gab denn doch das Bedürfniß, mit der großen Verkehrsader, der Donau, mit Oesterreich und Westeuropa, mit Dampfschiffen und Eisenbahnen und mit dem benachbarten Semlin, das für viele Dinge auch heute noch Bezugsquelle, Stapelplatz und Absatzmarkt für Serbien ist, Fühlung zu behalten, den Ausschlag zu Gunsten von Belgrad. Der Landtag, die Skupschtina, tritt abwechselnd in Kragujevatz und in Belgrad zusammen, und man will beobachtet haben, daß der Ort nicht ohne Einfluß auf die Handlung ist („locus regit actum“, sagt der Pandektist). Denn in Belgrad neigt der

Landtag nach der conservativen und friedliebenden Seite; in Kragujewatz dagegen ist er in der Hand der „Omladina", der jungslavischen, großserbischen Kriegspartei.

Gegenwärtig hat Serbien noch keine Eisenbahnen, wohl aber recht gute Landstraßen, welche sowohl von Belgrad als auch von Schabaz und Semendria aus nach dem Innern des Landes führen. Augenblicklich befinden sich in Belgrad französische Ingenieure, um Bahnen nach dem Süden zu traciren, oder wie mein Hausdiener beharrlich zu sagen pflegt, zu „dressiren". Diese Strecken sollen nach Nisch führen oder vermöge einer früheren Bifurcation (Gabelung) sich einerseits nach Südost und andererseits nach Südwest wenden, um Anschluß zu erreichen an die türkischen Bahnen, von welchen die eine über Sophia und Adrianopel nach Konstantinopel, und die andere von Mitrowitza und Ueschküp nach Saloniki führt. Ein Blick auf die Karte lehrt Jeden, wie wichtig eine solche Verbindung für den Export des Landes sein würde, namentlich für Häute, Vieh, Getreide und Bergwerksproducte. Noch wichtiger aber wäre der Anschluß an das österreichische Eisenbahnsystem, welcher sich über Semlin nach Essegg (an der Donau) und über Semendria nach Basiasch (an der Donau) leicht bewerkstelligen ließe. Am wichtigsten für Oesterreich selbst, welches den für den Absatz seiner so außerordentlich mannigfaltigen Industrieerzeugnisse nach der Donau förderlichen Eisenbahnanschluß nach der Türkei zu mit einer schwer begreiflichen Indolenz behandelt hat. Auch Ungarn sollte in seinem eigenen Interesse dafür sorgen, daß seine Siebenbürger Bahnstrecken bald ihre Anschlüsse an die rumänischen Eisenbahnen fänden, und zwar sowohl durch den Rothe-Thurm-Paß bei Hermannstadt, als auch durch den Tömösch-Paß bei Kronstadt. Letzteres steht in naher Aussicht.

Wie es mit den gegenwärtig von Belgrad aus betrie-

benen Vorarbeiten für die serbischen Bahnen gehen, und ob wirklich der Bau schon im Herbst begonnen wird, kann man nicht wissen. Schlimm ist, daß die französischen Ingenieure kein Wort Serbisch und auch kein Deutsch verstehen. Nur Einer davon, ein Elsasser, spricht Deutsch. Allein das Elsasser „Ditsch" stimmt nicht mit dem österreichisch-ungarischen „Daitsch", welches hier gesprochen wird.

Nicht Französisch, nicht Englisch, nicht Italienisch, sondern ausschließlich Deutsch, allerdings ein Deutsch mit specifisch österreichischer Klangfärbung, ist hier die Kultursprache, welche von Allen, auch von den nur dürftig Gebildeten, verstanden und gesprochen wird. Allerdings liebt man auch hier den „Schwob" nicht. Deutsche Landwirthe, welche sich hier angekauft haben, klagen, daß sie von ihren kleinen agrarisch-serbischen Nachbarn durch Chicanen, Eigenthumsbeschädigungen und Diebstahl systematisch geschädigt würden. — Wenn dies wahr ist, so wäre es ein Symptom kurzsichtigster Verblendung. Denn nur, wenn von außen Intelligenz und Kapital zuströmt, kann aus diesem Lande was werden; und namentlich von dem deutschen Landwirth könnte man hier noch was lernen. Denn der einheimische Pflug z. B. (er heißt, offenbar ist das Wort von dem Deutschen entlehnt, auf Serbisch πλοῦγα), ist ein schwächliches hölzernes Gestell, das der Bauer sich selbst macht; es ist höchstens geeignet, der Erde die Haut ein wenig zu ritzen, aber nicht, ihre wahre innere Fruchtbarkeit ganz aufzuschließen, was nicht so leicht ist, namentlich in Serbien, wo man durchschnittlich recht schweren Lehmboden hat.

Ich fuhr also von Belgrad auf der Landstraße nach Süden, bog dann links ab auf einen Feldweg, und ließ, wo dieser aufhörte, meinen Wagen stehen, um allein die Avala-Gora hinaufzusteigen, was sich in einer Stunde bequem bewerkstelligt. Man kommt da oben in wirklichen

Wald, meistens jedoch nur Niederwald, aus Sträuchen und jüngerem Baumschlag bestehend, welche von Schlingpflanzen aller Art, wie Clematis, Brombeeren, allerlei Sorten wilder Reben u. s. w., mit einem bunten Netze überzogen und beinahe erstickt werden. Hier kann man es sehr häufig sehen, wie eine solche mächtige Schlingpflanze sich zuerst den Baum hinaufrankt, dann wieder heruntersenkt und schließlich, aus Furcht auf dem Boden zu schleifen, Kehrt macht und an sich selbst wieder hinaufsteigt zum Gipfel, ähnlich dem wahrheitsliebenden Freiherrn von Münchhausen, welcher sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zog. In den oberen Regionen weideten Kühe und hier hatte der Wald keinen Schaden gelitten. Aber da unten, wo die Schafe, die Ziegen und die Schweine hausen, stehen nur noch einzelne alte klobige Eichen. Das Unterholz und der Nachwuchs sind vernichtet. Die Ziege zerbeißt Alles mit ihren spitzigen Zähnen und reißt selbst die Wurzeln aus der Erde. Das Schwein aber zerwühlt überall den Boden mit seinem grunzenden Rüssel. Es wird einem ganz angst für die Zukunft dieser herrlichen Wälder, die jetzt schon eigentlich nur noch aus isolirten Eichen bestehen, unter welchen ich vergeblich ausschaute nach jenen „elegant gekleideten Damen“, von welchen uns Lamartine etwas „vorplauscht“. Dagegen erfreut sich hier das Schwein einer außerordentlichen Achtung, — etwa, wie in der Thierfabel der Löwe. Es genießt in jedem Bauernhaus „les grandes entrées“, wie man das 1750 in Versailles nannte, und bewegt sich überall mit zwangloser Freiheit. Auf meinem Gebirgspfad versperrte mir einst ein großer Borstenträger den Weg. Ich gab ihm einen Schlag mit dem Stock, damit er ein wenig ausweiche. Allein er wich nicht aus, sondern bog nur seinen langen großen Kopf nach mir um, indem er mir aus seinen beiden schmal geschlitzten schweinischen Aeuglein Blicke voll

sittlicher Entrüstung zuwarf; ich bin fest überzeugt, hätte ihm Gott die Gabe der Sprache verliehen, und namentlich die der Berliner Sprache, er würde mir mit schnoddrigem Tone zugerufen haben: „Sie sind wohl nich von hier: Sie oller dämelicher Junge!"

Als ich nach solchen „discrimina rerum" auf den spitzen Gipfel des Avalaberges gelangte, war ich erstaunt über die Seltsamkeit der Ruine, und noch mehr über die ihres Inhalts. Die zahlreichen Abbildungen derselben geben uns kein richtiges Bild. Die äußere Ringmauer ist nicht alt. Die unbehauenen Steine, die sparsame Anwendung von Speis, die Ziegeleinfassung der Schießscharten, der bereits eingetretene große Verfall, lassen uns ein Werk des 18. Jahrhunderts erkennen, das schnell errichtet und schnell zerstört ward, von dem man übrigens noch deutlich die Wälle, die Gräben und die Stelle der Zugbrücke erkennt. Innerhalb dieser Ringmauer aber liegt ein seltsames steinernes Ding von solidestem altem Mauerwerk. Der Bau ist oval und überall finden sich durchgehende runde Löcher in den Mauern, und zwar oben große, in welche dicke eichene Stämme paßten; unten kleine, sorgfältig mit Speis oder Gyps auswattirt, welche Gänge wohl als Röhren für Luft- oder Wasserheizung (türkische Bäder) gedient haben können. Ich glaube, das Alles ist türkisch und zwar aus dem 15. oder 16. Jahrhundert.

Im Innern des Rundbaues aber fand ich einen Schatzgräber; ein älterer Herr mit dickem grauen Bart und grauen vollen Haaren, röthlichem Gesicht, klugen und doch treuherzigen stahlblauen Augen beaufsichtigte, aus einer hölzernen kurzen Pfeife rauchend, zwei serbische Arbeiter, welche den Schutt im Innern des Gebäudes aufräumten, dabei aber nur sehr langsam vorwärts kamen, nicht aus Faulheit, sondern aus Mangel an Kraft. Denn der serbische Bauer

und Hirte hat zwar eine recht stattliche Figur, aber auffallend wenig körperliche Kräfte, weil er sich in der Regel nicht anstrengt und, abgesehen von ganz besonderen Gelegenheiten, wie z. B. einer „Slava" (Kirchweihe) oder einem Tabor (Volksversammlung), gewöhnlich nichts Nahrhaftes ißt, — Melonen, Kürbisse, Zwiebeln, Knoblauch, Kukurutz, etwas Brot, das ist Alles.

Ich sprach den alten Herrn in dem verwunschenen Schlosse deutsch an, aber er schien nicht geneigt, mir Auskunft zu geben. Erst nachdem wir ein Glas Negotiner (ein schwerer, dicker, dunkelrother, ja blauschwarzer Wein, der in Negotino an der östlichen Grenze des Landes wächst) miteinander getrunken, wurde er zutraulich. Er ist in Chemnitz geboren, 1847 von dort nach Amerika gegangen, wo er sich Vermögen erworben und den Krieg gegen die Secessionisten mitgefochten hat. Nach Aufzeichnungen seines Großvaters ist dieser auf einem serbischen Schlosse in der Schumadia geboren, dieses Schloß wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts von den „Langbärten", d. i. den Türken, zerstört, jedoch der Knabe, welcher in directer Linie von dem Knäs Lazar abzustammen behauptet, gerettet und nach Schabaz an der Drave geflüchtet. Da aber die Türken auch hierher kamen und alles niedermachten, so wurde er landesfremd, ging gen Norden und wurde endlich in Mitteldeutschland von Werbern des Königs von Preußen angeworben. Nach beendigten Kriegen betrieb er in Brandenburg den „Gasthof zu der Boyne." Hier hat er seine serbischen Erinnerungen niedergeschrieben, nach welchen in „seinem" Schlosse in der serbischen Schumadia ein von seinen Vorfahren dort geborgener riesiger Schatz auf ihn wartet. Ich habe selbst diese Papiere gelesen, natürlich aber nicht die daneben noch bestehende geheime Instruktion, wie der Schatz zu heben sei. Ich bemerkte dem Herrn von Lazar (welcher aus Amerika,

wo er seine Kinder in guten Glücksumständen zurückgelassen, nach Serbien gekommen, um, wie er sagte, „entweder den Schatz zu heben oder sich definitiv zu überzeugen, daß es nichts sei"), ich zweifle, daß das Schloß, wo seine Vorfahren gehaust, auf dem Avala-Gora zu suchen sei, und entwickelte ihm dafür meine Gründe. Ein paar Tage darnach besuchte mich mein deutsch-amerikanischer Landsmann in Belgrad. Er sagte mir: „Sie haben Recht, auf die Burg von Avala-Gora treffen die geheimen Wahrzeichen nicht zu, ich werde tiefer in die Schumadia eindringen müssen, um mein Schloß dort zu suchen." Was weiter aus der Sache geworden, weiß ich nicht.

Was mich anlangt, so verstehe ich mich nicht auf das Thesauriren und habe es lieber mein Leben lang mit der Moral am Schlusse von Goethe's „Schatzgräber" gehalten. Ich stieg daher auf die Ruine, der Aussicht wegen. Auch ohne zu den Serbien-Enthusiasten (eine besondere Species) zu gehören, muß man diese Aussicht bewundern. Nach Norden wird dieselbe durch die Silberbänder der Drave und der Donau eingerahmt, jenseits deren die endlose ungarische Tiefebene, gleich der hohen See himmelhoch ansteigt. Im äußersten Süden ragen die Kapaoniker Berge mit ihren mannigfachen, theils kuppen-, theils kegelförmigen, blauen und violetten Spitzen hoch in den südlichen Himmel. Zunächst vor uns haben wir im Norden die Schlucht des Klosters Ravanitza und das Thal Topschider, im Süden die große dunkelgrüne, aus Bergen und Schluchten zusammengesetzte Schumadia, das Schweine-Eldorado. Was die wirthschaftliche Beschaffenheit des Landes anlangt, so bemerke ich (auf Grund des auch bei anderen Gelegenheiten und Ausflügen Beobachteten) Folgendes: Das Land ist gering bevölkert. Die Dörfer dehnen sich über endlose Strecken aus. Die einzelnen Gehöfte liegen weit auseinander. Sie sind

zwischen Büschen und Bäumen versteckt, die Wohnhäuser meistens quadratförmig, mit einem vierseitigen spitzen Dach. An einer oder mehren Seiten befindet sich eine Gallerie oder Vorhalle, von welcher man direct in die einzelnen inneren Räume eintritt. Die Wände sind zuweilen von Holz, wie in der Schweiz, in der Regel aber nur von Lehm und Stroh. Das Dach ist selten von Ziegel, oft von Schindeln, in der Regel von Schilf oder Stroh. Ein so schweres Dach drückt zuweilen die morschen Wände auseinander. Dies kommt nicht blos in den Dörfern vor, sondern auch bei Regierungsbauten in der Residenzstadt. Das Getreide wird auf runden carrouselförmigen Tennen durch Ochsen oder Pferde gedroschen, wie solches in der Bibel zu lesen. Unter großen runden Strohdächern stehen die Tretmühlen für das Getreide. Zuweilen begegnen wir auch einem engeingefriedigten Raum, in der Mitte ein Dach, welches auf Säulen ruht. Das ist der „Pfandstall." Seine Bedeutung erläuterte mir mein Kutscher (ein Walache aus dem Temesvárer Banat, der zwölf Jahre als österreichischer Soldat in Italien gedient und dabei gut Italienisch und etwas Deutsch gelernt hat, so daß wir uns sehr gut mit einander unterhalten) mit den Worten: „Do kommen die Viecher hinein, die Ueberlauf oder sonst unnatürlichen Schaden gemacht haben; sie müssen so lang hier brummen, bis ihr Herr sie auslöst; und löst er sie nicht aus, so kann sich der Geschädigte an den schädlichen Viechern erholen." Klingt das nicht gerade so, wie wenn Einem der Professor Juris ein Pandektencolleg liest über die „noxae datio" und das „Si quadrupes contra naturam sui generis pauperiem fecerit?"

In den Bauerngehöften könnte es wohl reinlicher sein, auch steht die Landwirthschaft auf der Stufe der Kindheit. Allein ich kann nicht anders sagen, als daß alle Bauern, bei welchen ich vorsprach, eingeführt durch Nichts als meinen

Temesvárer Walachen, der den Bauern bekannt war (denn sie nannten ihn „Meister Joseph"), mich mit großer Freundlichkeit aufnahmen, mir, was sie hatten, zur Verfügung stellten und, wobei Joseph dolmetschte, über ihre ökonomischen und sonstigen Verhältnisse mit großer Bereitwilligkeit Auskunft ertheilten. Trotz ihres martialischen Aussehens und der Waffen im Gürtel scheinen mir die eigentlichen Bauern ein gutes und sogar etwas weiches Volk zu sein; und ich mußte immer darüber lachen, wenn man mir die alten verschollenen Räubergeschichten erzählte und mich warnte, nicht so allein im Lande herumzufahren.

Ich glaube, obgleich die serbische Gegenwart noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, daß diese intelligente und ehrliebende Bevölkerung eine Zukunft hat. Freilich muß sie sich etwas mehr eilen, als sie bisher es gethan hat. Sie hat, um Schritt halten zu können, zwei oder drei Jahrhunderte zu überspringen, und man wird mir zugeben, daß dies nicht leicht ist.

Jetzt ist es so: Der Bauer rodet um sein Gehöfte etwas Land an, so viel wie er braucht für sich und für sein Geflügel. Der Kukurutz wird nicht gepflanzt, sondern gesäet. Die Getreidefelder sind nicht tief genug geackert. Beides wird bei den Croaten (oder wie sie hier heißen „Chrawaten") solider betrieben. Das Vieh, Rind- und Borstenvieh und die waldfeindliche abscheuliche Ziege wird auf die Weide geschickt. Braucht der Bauer ein klein Stück Geld, so geht er in den Wald, schießt sich einige Hasen oder sammelt einen Ochsenwagen voll Holz, um es nach Belgrad zu fahren und dafür einige Doppel-Dinare (δηναρα) zu lösen. So lebt er aus der Hand in den Mund und läßt Gott einen guten Mann sein.

„Das Land ist schön und gütig wie der Himmel",

kann man mit Schiller sagen, aber die, welche es bebauen,

werden diesen Segen nicht mehr lange genießen, wenn sie nicht von ihrem Raubbau zu einem rationellen Wirthschaftssystem übergehen. Die Zeit der Nomaden und der „göttlichen Sauhirte“ ist in Europa vorüber. Es ist vielleicht schade, daß es wahr ist. Aber gewiß ist es wahr, daß es schade ist, so weiter zu wirthschaften. Ich meine es gut mit diesem gastlichen Lande und bete, wenn ich die romantischen Phantastereien von Lamartine über Serbien gelesen:

„Herr, erlöse uns von allem Uebel, und vor Allem von dem Schlimmsten aller Uebel, von der verlogenen Phrase!“

Der Geograph Boué („La Turquie d'Europe“ Tom. II, pag. 359) erzählt uns, daß man auf Avala zwei römische Inschriften gefunden. Die eine, angeblich aus der Zeit des Aurelianus herrührend, ist stark verstümmelt und nicht mehr zu lesen. Die andere ist ein Votiv-Stein, wodurch die regierenden Bürgermeister (duumviri) der Stadt Belgrad (colonia Sigidum) der Göttin Norcia (ich kenne sie nicht) ihre allergnädigsten Schirmherren, die römischen Kaiser Diocletianus und Maximianus, zu ganz besonderer Fürbitte und Gnade empfehlen. Die Inschrift datirt von 287 v. Ch.

Daraus will man denn schließen, daß der Avala der „Mons aureus“ der Römer gewesen, daß hier oben von weit und breit die erste Kolonie war, daß die Avala-Burg aus dem dritten Jahrhundert datirt und also weit älter ist als das alte Belgrad u. s. w., u. s. w. Man wird aber wohl thun, von diesen antiquarischen Phantastereien vorläufig wenig zu glauben. Wer weiß, wo die Türken die Steine hergenommen, welche sie verwandten, um ihre Hochburg zu erbauen oder zu restauriren. Sie wirthschafteten mit den Antiquitäten, wie weiland die Päpste und Barone in Rom.

Bevor ich die Burg verließ, schüttelten wir uns die Hände, der Deutsch-Amerikaner und ich. Der erstere sagte: „Der Schatz des Knäs Lazar soll viele Millionen betragen; wenn ich ihn habe, so werde ich ihn in Serbien verwenden; ich glaube dies dem Lande meiner Väter schuldig zu sein!“

Edler Sproß aus dem Stamm des Knäs Lazar! höre auf zu graben. Was soll das Land mit Deinem Schatze? Es gibt nur einen Schatz, der ihm noth thut, das ist: Ruhe, Friede, Ordnung, Fleiß, Arbeit und Intelligenz. Und diesen Schatz kann ihm Niemand geben als das Land und die Leute selber. Das Land wird ohne Zweifel gedeihen, aber erst dann, wenn es gekrönt und gesalbt ist mit dem ächten königlichen Oel, kluger und fleißiger, ausdauernder und ernster menschlicher Arbeit. Was ihm noth thut, ist der Feldwebel und der Schulmeister.

Das ist der wahre Schatz von Avala-Gora!

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst Du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit; Abends Gäste!
Saure Wochen; frohe Feste!
Sei Dein künftig Zauberwort.

IV.

Weltliche und geistliche Gütergemeinschaft in Serbien.

Als wir von dem Avalaberg wieder herunterstiegen, hatten wir die prachtvollsten Lufterscheinungen. Es ruderten

drei bis vier vereinzelte Gewitterwolken am Himmel herum, welche sich bald trennten und bald vereinigten, bald donnerten und blitzten, und dann wieder regneten, letzteres jedoch nur so viel, als nöthig war, um uns zu erfrischen und den Staub niederzuschlagen, desgleichen auch die Vegetation und die Thiere, insbesondere Rindvieh, Ziegen, Schafe und Schweine, zu erquicken. Daß die Schweine in Serbien die Hauptsache sind, kann man nicht oft genug betonen. Trotzdem aber bekommt man in dem ganzen Lande keinen ordentlichen Schinken. Ich meine, einen solchen von schleswigschem oder westfälischem Kaliber. Man macht die jungen Schweine möglichst schnell fett und schlachtet sie, bevor sie ganz ausgewachsen sind. In Belgrad ist daher junges Schweinefleisch in kleinen Brocken, welche mehr aus Fett als aus Fleisch bestehen, und pures Fett, eine Hauptnahrung. Auch die Gemüse werden so außerordentlich fett mit Schweineschmalz angerichtet, daß ein Westeuropäer sie nicht mag. Vor längerer Zeit hatte in Belgrad eine starke Einwanderung von Arbeitern aus dem Königreich Sachsen stattgefunden, allein, an magere Kost gewöhnt, konnten die Leute die fetten serbischen Gerichte nicht vertragen. Sie wußten sich in diesem, ihnen ungewöhnten Genuß nicht zu mäßigen. Die Mehrzahl starb daran, und die Uebrigen sind bis auf einen kleinen Rest wieder verschwunden. Die Einwanderer aus Deutsch-Oesterreich, dem Banat, Ungarn und Siebenbürgen sind schon mehr an das fette Essen von Haus aus gewöhnt. Der arme Serbe auf dem Lande lebt dagegen sehr einfach. Seine Nahrung beschränkt sich auf Kukurutz in den verschiedensten Formen der Zubereitung, Schafskäse, Knoblauch, Zwiebeln und dergl. In Folge dieser Nahrung und weiter in Folge des Umstandes, daß sie die schwere Arbeit nicht lieben und ihre Körperkräfte nicht ausbilden, sind viele Serben, die äußerlich ein wahres Bild von Kraft und Ge-

sundheit darbieten, innerlich recht matte Menschen. Der Hausknecht, der mir meinen Koffer auf das Eilschiff tragen sollte, brach unterwegs, obgleich man ihm nach seinem Aeußern zugetraut hätte, er wäre im Stande, den Atlas zu tragen, zweimal darunter zusammen, obgleich der Koffer nur einen halben Centner wog. Auch verlief der Bursche sich auf das Semliner „Gemüseschiff", und in Folge dessen versäumte ich das stromabwärts fahrende Eilschiff. „Nitschowo", sagt der Slave, d. h. „Was macht's?" Ich bleibe dafür noch drei Tage länger in Serbien, und es lohnt in der That der Mühe, dies seltsame Land zu studiren.

Während wir solchen Betrachtungen über „Kraft und Stoff" obliegen, haben sich die Gewitter verzogen und der Himmel glänzt in einem seltsamen Lichte, wie ich es seitdem in den unteren Donauländern noch öfter gesehen. Seine Hauptfarbe ist ein sattes Violett, das sich bis zum zartesten Lila abschwächt, und zwischen welchem hindurch weiße Wölkchen schweben, mit den mannigfachsten und feinsten Tinten angehaucht, roth, gelb, grün, rehfarbig u. s. w. Ich muß dies notiren mit dem Bemerken, daß im Uebrigen, d. h. in der Regel, der Himmel hier nicht blauer ist, als auch in Deutschland. Dagegen ist die Luft reiner, so daß man sehr weit sieht und die Entfernungen zuweilen unterschätzt.

Von der Spitze des Avalaberges, welche das alte eirunde Schloß krönt, begleiteten uns zwei Adler, welche fortwährend hoch oben über unseren Köpfen kreisten. Dann kam ein dritter hinzu, und zwischen zweien kam es zu einem heftigen Gefecht, welchem der dritte zuschaute. „Gleichsam wie der Unparteiische bei der Paukerei," sagte ich. „Dummes romantisches Zeug," brummte mein grober Reisegefährte, „es ist gar kein Er, sondern eine Sie, welche den Ausgang abwartet, um dem Stärkeren freiwillig als Siegesbeute zuzufallen." Kann sein! Inzwischen erhitzte sich der

Kampf. Die Kämpfer, welche einander unterzukriegen suchten, näherten sich immer mehr der Erde. Wir hörten zuletzt die kreischenden, heiseren Stimmen, und sahen die Federn sich sträuben. Von den letztern fiel eine sehr große und lange Schwungfeder zur Erde. Ich habe sie mir zum Schreiben zurecht geschnitten. Sind nun meine Aufzeichnungen nicht schwungvoll, so ist das Sache des Adlers. Ein Eichenwald entzog uns den Blick auf den Luftkampf zwischen — England und Rußland? Wir nahmen den Weg gen Westen und dann gen Süden; so gelangten wir in das Thal des nordwärts in die Save fließenden Baches, an welchem das Kloster Ravanitza, und weiter nach Belgrad zu, Dorf, Park und Schloß Topschider liegt. Von dem letzteren erzählte der Kutscher eine hübsche Geschichte. Der alte Fürst Milosch, später genannt Obrenowitsch I., der am 19. Juni 1839 gezwungen wurde, zu Gunsten seines Sohnes Milan (Obrenowitsch II.) abzudanken, und nachdem dieser gestorben und auch Michail (Obrenowitsch III.) vertrieben worden, und inzwischen Kara-Georgewitsch von 1842 bis 1858 regiert hatte, kam nach 17 Jahren wieder auf den Thron und fühlte zuweilen die nämlichen Restaurationsgelüste, wie der alte Kurfürst von Hessen, welcher, 1814 in sein Land zurückgekehrt, den Zopf wieder einführte und die Leute, welche zwischenzeitig Oberst geworden, zum Secondelieutenant zurückavanciren ließ, blos weil sie dies zur Zeit seiner Regierung gewesen waren. Nun gut („Hát“ sagt der Madjar), Milosch also betrachtete es als mißständig und illoyal, daß während seiner Abwesenheit die Bäume zwischen Topschider und der Landstraße gewachsen waren, also daß er, wenn er seinen Tschibuk rauchte und seinen „Käff“ hielt (so nennt man die türkische Siesta, während deren man raucht und mit offenen Augen schläft), nicht mehr sehen konnte, wer sich auf der Landstraße bewegte, seien es

gefährliche Attentäter, oder friedliche Borstenträger, oder sein herrliches Kriegsheer. Er befahl, die Bäume umzuhauen. Der Gartendirector, die Minister, der Bruder Jephrem (dies ist der Großvater des jetzigen Fürsten Milan, *Μήλαν*, welcher sich Obrenowitsch IV. nennt), der Neffe, der Großneffe, die sonst so einflußreichen Damen, — Alle machten die dringlichsten Gegenvorstellungen. Es half nichts. „Umhauen," sagte der Alte, „hätten nicht meine Abwesenheit benutzen sollen, heimlich und meuchlings so hoch zu wachsen." Da kamen die „Aeltesten" der benachbarten Bauerngehöfte. „Fürst," sagten sie, „Du wirst die Bäume nicht umhauen." Der Fürst ergrimmte. Nicht aber über das „vertrauliche Du", welches selbst gegenüber dem Fürsten üblich ist in diesem idyllischen Lande.

„Was gehen Euch Bauern die Bäume an? Ich werde sie umhauen."

„Fürst," sagten die Bauern, „Du wirst es nicht thun. Die Bäume sind unser. Sie gehören zu unsern Gehöften. Wir lassen Deine Bäume stehen — laß Du die unsrigen stehen."

Der alte Milosch stutzte, er ließ die Sache untersuchen. Die Angabe der Bauern erwies sich als Wahrheit; die Bäume aber stehen noch heute und gereichen der Landschaft zur Zierde. Dies beweist, daß in Serbien ein „Stareschina" mehr vermag, als ein Minister. Der Stareschina ist nämlich der „Aelteste" eines Bauernverbandes, welcher ein größeres Bauerngehöfte und Bauerngut in gemeinsamer Besitzung und Bebauung hat und etwas größer ist als die natürliche Familie (in unserm Sinne), dagegen kleiner als die römische gens oder der schottische Klan. Der Stareschina ist der Chef der Colonie. Er wird gewählt von der letzteren, muß aber nicht grade der älteste an Jahren sein. In der Regel regiert er zeitlebens. Allein er kann auch ab=

gesetzt und durch einen Andern ersetzt werden. Das Grundeigenthum ist der Gesammtfamilie oder der Colonie gemeinsam; es wird communistisch bewirthschaftet und verwaltet. Sondereigenthum (peculium) der Einzelfamilie und des Individuums ist nur in sehr beschränktem Maße gestattet, und zwar nur an fahrender Habe; dafür (aber auch nur dafür) gibt es auch persönliches Erbrecht, d. h. Intestaterbrecht; Testamente sind unbekannt. Wir haben hier also eine recht interessante Zwischenstufe zwischen dem westeuropäischen individuellen Eigenthum und persönlichen Erbrecht auf der einen, und dem russischen Communalcommunismus, bei welchem alles Grundeigenthum sich im Besitze des „Mir" (der Gemeinde) befindet und unter die einzelnen „Seelen" periodisch verloost wird, auf der andern Seite. Dieselbe „Haus-Communion" (so nennt man es auf deutsch, obgleich der Ausdruck nicht vollkommen zutrifft) muß früher auch bei den Czechen bestanden haben. Denn in dem altböhmischen „Libusin sud" heißt es:

„Jeder Vater herrscht in seinem Hause,
Männer ackern, Weiber machen Kleider.
Aber stirbt des Hauses Haupt, verwalten
Alle Kinder insgesammt die Habe,
Bis sie aus dem Kreise ihrer Sippschaft,
Wieder sich ein neues Haupt erkiesen."

Diese Verse aus dem alten Böhmen passen noch vollständig auf das heutige Serbien und auf die „Hauscommunion" mit dem „Stareschina" an der Spitze. In Böhmen hat dieser Communismus der Gesammtfamilie schon längst aufgehört, weil die Czechen von dem Nomadenthum bereits lange zum Ackerbau übergegangen sind und in der Landwirthschaft in der That sehr Erhebliches leisten. Der Serbe dagegen steht mit dem einen Fuß festgenagelt auf dem Standpunkt des Hirten. C'est „le pied, qui ne

marche pas". Mit dem andern, mit dem „pied, qui remue", macht er bis jetzt unsicher tastende Bewegungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Grund und Boden aus dem Collectiveigenthum der Colonie übergegangen sein wird in individuellen, erb- und theilbaren Besitz der Einzelnen, daß dann die Anrodung wachsen, das Weideland abnehmen, der Kornacker besser geackert, das Kukurutzfeld besser bepflanzt, der Weinberg sorgfältiger gepflegt und der Wein besser behandelt werden wird, als gegenwärtig, wo Keiner Ursache hat, mehr, als für seinen unmittelbarsten und directen Bedarf, zu arbeiten, und sich von der Gesammtheit, die auch für seine Hinterbliebenen sorgen muß, tragen läßt. Das Individuum hat sich noch nicht differenzirt, noch nicht losgeschält von der Gesammtheit. Es ruht noch in deren mütterlichem Schooße und hat gleichsam noch nicht das Licht der Welt erblickt.

Indessen ist in Serbien das Institut der Hauscommunion bereits von der Kritik angefressen. Es wird von einer der zahlreichen politischen Parteien auf das Lebhafteste bekämpft und von den andern nur läßig vertheidigt. Die Gesetzgebung scheint auch nicht mehr recht zu wissen, was sie mit dem Institut anfangen soll. In dem einen Gesetz wird es als noch vollkommen zu Recht bestehend anerkannt, in dem andern wird es ignorirt und in dem dritten wird ihm sogar direct derogirt. Viele prophezeien ihm den Untergang. Andere vertheidigen es sogar mit schwärmerischem Enthusiasmus, indem sie die „biederen, unverdorbenen und idyllischen Serben" auf das Eindringlichste davor warnen, sich auf jene schiefe Ebene zu begeben, worauf sich „der von Individualismus und Industrialismus zerfressene und corrumpirte Westen Europas" befinde, um unrettbar seinem Verderben entgegen zu rollen.

Auch streitet man lebhaft darüber, ob sich das Individuum bei der Communion oder bei der Einzelwirthschaft besser und glücklicher befinde. Damit kommt man denn wieder auf die alte Frage: „Was ist Glück?" Eine Frage, die man mindestens mit derselben Berechtigung aufwerfen kann, wie der Landpfleger Pontius Pilatus fragte: „Was ist Wahrheit?"

Wenn man das Glück darin findet, daß der Mensch in den Tag hineinlebt; daß er sein Gestern vergißt und an das Morgen nicht denkt, um nur das Heute genießen zu können; daß man auf die Gefahr hin, ohne eigenes Verschulden mit der Gesammtheit unterzugehen, auf seine individuelle Freiheit verzichtet, um die Verantwortlichkeit los zu werden und sie auf die Gesammtheit abzuwälzen: — dann muß man die Communion beibehalten; dann macht sie glücklich.

Findet man dagegen das Glück in der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit, in der möglichst hohen Ausbildung aller ethischen, körperlichen und geistigen Kräfte des Einzelnen und in der Ausdehnung der menschlichen Herrschaft über die Kräfte der Natur, — dann muß man sie abschaffen.

Will Serbien ein rein bukolischer Staat bleiben, will es der naturalistischen Viehzucht den Vorzug geben vor intensivem Ackerbau, will es darauf verzichten, in die Reihe der Culturstaaten einzutreten, dann soll es seinen Communismus behalten. Statt diesen abzuschaffen, soll es sich dann aber auch fragen: Wozu habe ich eigentlich meine sieben Minister und das sonstige Heer von Beamten? Wozu habe ich ein stehendes Heer von 4,000 Mann und fünf große Miliz-Divisionen? Wozu habe ich Steuern und Zölle? Wozu ein Budget von 14,000,000 Francs (oder Dinar)? Wozu eine Civilliste von einer halben Million und eine

Volksvertretung (Skupschtina), welche mich auch jährlich meine 164,000 Dinars kostet? Wozu achtzehn Collegialgerichte erster Instanz, einen Appell- und einen Cassationshof? Wozu achtzehn Gymnasien und Progymnasien, wozu eine Akademie mit drei Fakultäten, wozu eine Militärschule, ein Münzkabinet, ein Museum der Alterthümer und eine große Bibliothek?

Dann schaffe man auch das Alles ab, rufe den alten Türken wieder und widme sich wieder seinem communistisch-idyllischen Stillleben, in welchem man höchstens einmal durch ein bischen Kopfabschneiden gestört wird, oder (wie am 6. Juni 1862) durch ein gehöriges Bombardement aus der türkischen Citadelle, welches die halbe Stadt Belgrad zerstörte und seinen Grund und Anlaß nur darin hatte, daß zwischen einigen türkischen Soldaten aus der Festung und einigen serbischen Jungen aus der Stadt eine kleine Meinungsverschiedenheit entstanden war über die Priorität des Bezuges von Wasser aus öffentlichen Brunnen.

Serbien hat, ein Herkules am Scheidewege, die Wahl zwischen Cultur und Barbarei, zwischen Europa und Asien. Möge seine Wahl eine glückliche sein und möge es, wenn die Wahl für die Cultur (und unter der Cultur ist in erster Linie auch die Cultur des Bodens zu verstehen) entscheidet, ihm auch die Willenskraft und die Entschlossenheit beschieden sein, diesen schwierigen Weg beharrlich zu verfolgen.

Was aber die schönfärberischen Schilderungen von dem gegenwärtigen idyllischen Zustande anlangt, so will ich, abgesehen davon, daß der Fürst des Landes keine Minute vor Attentaten der Kara-Georgewitschianer sicher ist und immer bewaffnet gehen muß, nur bemerken, daß man sowohl auf der Citadelle in Belgrad als auch in der Strafanstalt bei Topschider eine Anzahl Gefangener in schweren Ketten sieht (man schätzt sie auf einige Tausend) und daß kürzlich der

Sohn des Metropoliten als Räuber erschossen worden ist. Der „Metropolit" ist der serbische Papst. Der Serbe sagt nämlich mit Stolz, seine Kirche sei selbstköpfig oder eigenhäuptig, *αὐτοκέφαλα*, d. h. sie habe kein Haupt außerhalb ihres Landes.

Die Wahl ist also: Vorwärts ohne Communio oder Rückwärts mit Communio. Tertium non datur.

Auf ziemlich wegloser Fläche fuhren wir durch Eichenwälder, deren im Abendwinde wehende Zweige uns Kühlung zufächelten, oder uns, wenn wir uns nicht zeitig bückten, in das Gesicht schlugen, durch Terraineinschnitte, welche mit bunten Disteln, hohen gelben „Königskerzen" und baumartigen Haselnußstauden garnirt waren, nach dem Kloster Ravanitza, wo die Mönche, genannt „Kaluger", unter ihrem Abt, genannt „*ἡγούμενος*" oder *ἀρχιμανδρίτα*, d. i. Hegumen oder Archimandrit (mein grober Gefährte sagte beharrlich „Archimandrill") ebenso in Gütergemeinschaft hausen, wie die Bauerncolonie unter ihrem Stareschina, und gleich jenen die Schweinezucht als das Hauptgeschäft treiben in jenen endlosen Waldungen, welche das Kloster umgeben und dessen Eigenthum sind.

Man darf bei einem serbischen oder rumänischen Kloster nicht an unsere westeuropäischen denken. Hier an der untern Donau ist (oder war) das christliche Kloster vor Allem eine Festung gegen die Türken und sonstigen wilden Völkerschaften. Die „streitende Kirche" führte hier nicht blos das geistliche, sondern vor Allem auch das weltliche Schwert. Es ist das auch nicht etwa eine specifisch serbische, oder specifisch rumänische, oder eine specifisch griechisch-orientalische Sitte, vielmehr sehen wir etwas Aehnliches sogar in den protestantischen und deutschen Dörfern der „Sachsen" in Siebenbürgen. In jedem dieser Dörfer finden wir die evangelische Kirche und das Pfarrhaus auf

einem Hügel mit einem dreifachen Walle umgeben; in diesem Wall hat jeder Vollmärker oder jede Bauernfamilie ihre Schatzkammer, worin die Kostbarkeiten, sowie auch die Saatfrüchte verwahrt werden. Die Gewölbe sind heilig und unverletzlich; man weiß nicht, daß hier jemals das unter dem Gesammtschutz stehende Privateigenthum angetastet wurde. Im Falle der Gefahr wirft sich die Gemeinde in diese feste Burg ihres Gottes. Sie hat dieselbe schon oft wider Madjaren und Szekler, Kumanen und Türken vertheidigt.

Denselben Schutz, wie dort die Festung der Kirchengemeinde den Deutschen, gewährte hier das Kloster den Rumänen und Serben. Mit Wall, Graben und Thürmen umgeben, diente es der Bevölkerung als Zufluchtsstätte für sich und ihr Vieh. Auch bei der serbischen Revolution gegen die Türken spielen die serbischen Klöster eine Hauptrolle. Der Archimandrit oder der Hegumenos stellte sich an die Spitze der Mönche und Bauern, das griechische Kreuz in der Linken und den serbischen Säbel in der Rechten, Handschar und Pistolen im Gürtel. Der Unabhängigkeitskampf war hier zugleich ein Religionskampf. Der Streit zwischen den Serben und den Türken beruht nicht blos auf internationaler Abneigung, sondern auch, und noch weit mehr, auf Erfüllung kirchlicher Pflichten. Deshalb ist der wechselseitige Haß ein so intensiver. Gegenwärtig zittert ganz Serbien vor Aufregung gegen die Türken wegen der Vorgänge in der Herzegowina. Man fragte mich überall, ob nicht die Großmächte zu Gunsten der „Christen" interveniren würden, insbesondere auch der mächtige Kaiser von Deutschland?

Ich antwortete: Nein. Das geht uns nichts an. Die Deutschen sind eine friedfertige Nation und mengen sich nicht in fremde Händel.

Aber, hieß es, man hat ja doch früher den Griechen geholfen!

Nun, vielleicht hätte man das auch besser bleiben lassen!

Da hatte ich es mit den Leuten verdorben. Man zweifelte ernstlich, ob ich ein „Christ“ sei.

Es ist merkwürdig. Man liebt Deutschland durchaus nicht, aber überall verlangt man von ihm, es soll interveniren, oder wenigstens mit Intervention drohen. Hier namentlich gegen die Türken.

Das Kloster Ravanitza liegt an dem bereits öfter erwähnten Bach Ravana in einer prachtvollen stillen Waldeinsamkeit. Von der ehemaligen Befestigung sind nur noch einzelne Reste von Mauern und Thürmen zu sehen, und ein unterirdischer Gang, der die letzte Rettung bot, wenn das Kloster nicht mehr zu halten war, während der Belagerung aber für die Zufuhr von Nahrungsmitteln diente.

Das Kloster bildet einen runden Hofraum. In der Mitte steht die Kirche. Sie hat eine Centralkuppel und vier Eckkuppeln. Sie trägt eine Inschrift, welche besagt, daß die Kirche im 14. Jahrhundert von dem Knäs Lazar erbaut und 1445 durch die Türken zerstört, 1721 aber durch den Abt Stephan wiederhergestellt wurde „mit der Hülfe Gottes und mit der gnädigsten Erlaubniß Kaisers Karl des Sechsten“. Damals gehörte das Land zu Oesterreich, und es ist sehr charakteristisch, daß es nur mit Erlaubniß des Kaisers unserm Herrgott gestattet war, den frommen Kalugern zu helfen.

Auch das Wort „Kaluger“ ist griechischen Ursprungs. Es kommt her von „Καλὸς γήρων“, d. h. schöner Greis oder guter Vater. Die Klostergebäude schließen die Kirche von allen Seiten ein, hier die Zellen der Kaluger, dort die Wohn- und Wirthschaftsräume für die Laienbrüder und die Dienerschaft. Die jetzigen Gebäude sind theils von dem alten Milosch und theils von Kara-Georgewitsch aufgeführt.

Das Kloster ist sehr reich; sechs Dörfer sind ihm tribut=pflichtig. Sein Grundeigenthum erstreckt sich meilenweit; dasselbe wird aber durchaus nicht besser bewirthschaftet, als das der serbischen Bauern. Diese Kalugermönche sind schwarz gekleidet und tragen um die Hüfte einen schwarzen Gürtel und auf dem Kopfe einen hohen schwarzen Kalpak mit weit ausladendem Simse. Das Haupt ruht auf einer langen schwarzen Mähne. Auf die Brust fällt der lange schwarze Bart. Auf den Rücken und die Schultern fällt das lange schwarze Haupthaar. Als wir das Kloster verließen, kam uns der Abt, der Hegumen, entgegengeritten. Es war schon dämmerig. Er saß auf einem hochbeinigen stattlichen Rosse, während sonst die serbischen Pferde so klein sind, daß sie mein Grobian „mit Hufeisen beschlagene Katzen“ nennt. Indessen war hier ein starkes Pferd nöthig. Denn dieser geistliche Würdenträger gleicht dem Abte von St. Gallen, von welchem Gottfr. Bürger sang:

„Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.“

Sein schwarzes Gewand und sein schneeweißer Bart wehten im Abendwind, und mit der Reitpeitsche fuchtelte er in der Luft herum, als wäre es ein Säbel. Ob er auch einen Handschar im Gürtel hatte, konnte ich nicht sehen.

Als er vorbei war, brummte mein Reisegefährte in den Bart: „Da reitet nun der Kerl hin, der Herr ist über Land und Leute. Er ist so unwissend, wie seine Bauern, und versteht ebenso wenig wie diese, aus diesem schönen Lande etwas zu machen. Gegen wen wird er reiten? Gegen die Türken oder gegen Milan, genannt Fürst Obreno=witsch IV.? Wer kann das wissen? Je mehr ich mir den ganzen Schwindel ansehe, desto mehr bin ich für die Türken.“

Ich schwieg. Denn ich wußte, mein pessimistischer Freund wollte mich durch seine Paradoxen nur zum Widerspruch reizen. Deshalb that ich ihm nicht den Gefallen. Aber in der That, sie reizt zum Nachdenken, die Frage über die Zukunft dieses Landes, welches eine und ein viertel Million Einwohner hat, während es für fünf Millionen Platz hat, und zwar so, daß die eine Million schlecht lebt, während die fünf gut leben würden. Der jetzige Zustand scheint mir keine definitive Lösung der Frage zu bieten. Eine schwache und rathlose Regierung, — eine constitutionelle Freiheit, von der man absolut keinen vernünftigen Gebrauch zu machen versteht, — eine Dynastie, deren Lasten auf den Schultern eines jungen Herrn ruhen, der mit seiner „französischen Bildung" hier zu Lande nichts zu machen weiß und, von Attentaten umlagert, auf allerlei seltsame Ideen verfällt, — was soll das werden? Wird sich etwa ein von der Türkei unabhängiger Förderativstaat aus den Fragmenten an der untern Donau zusammenkrystallisiren? Aber wer soll die Hegemonie übernehmen? Rußland hat Westeuropa gegen sich und ist zu stark in Asien engagirt. Oesterreich hat zu viel mit sich selber zu schaffen, es hat erst zu spät begriffen, daß die Donau nicht bergauf nach Frankfurt am Main, sondern bergab nach dem Schwarzen Meere fließt. Kann nur der Einheitsstaat helfen und wird etwa ein neuer Kaiser Trajanus erstehen, der diesen Ländern die Blüthe zurückgibt, die sie anderthalb Jahrhunderte lang (von 107 bis 250 nach Chr. Geb.) besaßen, zu jener Zeit, wo die ganze Donau bis Sulina nur einen Herrn hatte?

Quien sabe! (wer weiß!) sagt der Spanier.

V.

Belgrad und Semlin.

So sehr ich Serbien alles Gute wünsche, so kann ich doch nicht sagen, daß sich das Land in einem befriedigenden und befriedigten Zustande befindet (soweit mein kurzer Aufenthalt mich überhaupt befähigen sollte, eine Meinung darüber auszusprechen). Vor Allem muß ich, und ich hoffe, man wird darin keine politische Ketzerei erblicken, ohne alle Umschweife sagen, daß die constitutionelle Verfassung mit Ministerverantwortlichkeit, welche die politische Gewalt in die Hände einiger redseligen Bauern und Sauhirten legt, oder zu wiederholten Auflösungen zwingt, die immerhin ihr Bedenkliches haben, wenngleich die Verfassung dieselben mit ausdrücklichen Worten gestattet — daß eine solche Verfassung unter Umständen sehr nachtheilig wirken kann. Wäre das Land Bestandtheil eines größeren Ganzen, dessen Centralgewalt nöthigenfalls moderirend und regulirend einwirken und den nöthigen Rückhalt bieten könnte, so wäre die Sache weniger gefährlich — etwa so wenig wie es angesichts des deutschen Reichs eine schwarze Mehrheit in Baiern sein würde. So aber, wie die Dinge nun einmal hier stehen, bilden sich zahllose politische Fractionen ohne ein politisches Princip; Fractionen, welche einen Krieg Aller gegen Alle installiren. Dazu kommt dann noch, daß im benachbarten Auslande (Ungarn) ein Prätendent sitzt, der Sohn des vor Kurzem verstorbenen Alexander Petrowitsch, gewöhnlich Kara-Georgewitsch II. genannt, daß dieser Prätendent im Lande eine starke Partei hat, und daß man sich nicht scheut, den gegenwärtigen Dynasten überall mit Meuchelmord zu bedrohen, obgleich das abscheuliche Attentat v. 10. Juni 1868 der Partei Kara-Georgewitsch nichts genutzt hat, und ein

Herrscher, welcher durch einen Meuchelmord, verübt an seinem Vorgänger, auf den Thron gelangt, wissen sollte, daß ihm ein ähnliches Schicksal droht.

Die Volksvertretung wird Skupschtina genannt. Sie bildet nur eine Versammlung, setzt sich aber aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammen. Zwei Drittel werden von dem Volk erwählt und ein Drittel wird von der Regierung deputirt. Wähler ist jeder Serbe, welcher Steuern zahlt und 21 Jahre alt ist; wählbar ist Jeder, welcher jährlich acht Thaler Steuern bezahlt und dreißig Jahre und mehr zählt. Die Beamten und auch die Advokaten sind eo ipso ausgeschlossen von der Wählbarkeit in die Skupschtina, aber sie können von dem Fürsten in dieselbe delegirt werden. In Rumänien, wo man eine ähnliche Verfassung, jedoch mit zwei Kammern, hat, schwärmt man für die serbische, wenigstens in den conservativen Kreisen.

„Wenn bei uns," so sagt man, „doch auch die Regierung ein Drittel delegiren könnte, vor Allem aber, wenn nur die Advokaten ausgeschlossen wären von der Wählbarkeit, kurz, wenn wir diese serbischen Restrictionen hätten, dann ginge es besser bei uns in Rumänien!"

Ich glaube es kaum. Es geht hier wie dort nicht gut mit der constitutionellen Verfassung an sich, und hier wie dort liegt es daran, daß dieselbe den thatsächlichen Verhältnissen des Landes wenig entspricht. Man denke sich nur einmal den Fall, der „alte Fritz" hätte, anstatt den Feldwebel und den Schulmeister arbeiten zu lassen, 1762 eine constitutionelle Verfassung auf breitester demokratischer Basis in Preußen eingeführt! Ideologische Bauern können so gut schädlich werden, wie tautologische Advokaten, vor Allem aber bedürfte es einer Stärkung der Staatsgewalt und einer gesicherten Executive, deren Gang gegenwärtig durchkreuzt wird durch parlamentarischen Nepotismus.

Ein großer Fehler war es, daß man den jungen Fürsten Milan veranlaßt hat, dem Sultan seine Aufwartung zu machen, und daß, als er zurückkam von Konstantinopel, man überall verkündigte, er habe dort große Concessionen zu Gunsten Serbiens erwirkt. Darüber gerieth das ganze Land in einen wahren Freudenrausch, welcher sich acht Tage lang in den maßlosesten Festlichkeiten kundgab, um dann einem Katzenjammer Platz zu machen, der nicht ohne Gefahr ist.

Namentlich hatte man unmittelbar nach der Rückkehr versichert, der Sultan habe in der „Zwornikfrage" nachgegeben. Das Dorf Zwornik, oder richtiger gesagt „Mali-Zwornik" (Klein-Zwornik), am Flusse Drina, an der bosnischen Grenze gelegen, ist zwischen den Serben und den Türken streitig. Die ersteren behaupten, es gehöre ihnen von Rechtswegen, und die letzteren haben es faktisch im Besitz. Man erzählt nun, Fürst Milan habe den Sultan um Herausgabe von Zwornik gebeten, unter Beifügung aller Gründe, welche die Ansprüche Serbiens unterstützen. Darauf habe der Sultan in dem herablassendsten Tone des Schirmherrn erwidert:

„Mein Bruder, von alle dem, was Du mir da erzählst, weiß ich nichts. Wenn Du aber glaubst, dem sei so, so bleibt es Dir nicht nur unbenommen, sondern vielmehr anheimgestellt, Dich an die Gerichte meines Landes zu wenden mit denjenigen Klagen, Bitten und Beschwerden, mit welchen Du auszureichen gedenkst. Die Gerichte werden nach Pflicht und Gewissen entscheiden, und Allah wird der gerechten Sache den Sieg geben. Sprechen wir daher nicht mehr davon!"

Man hat von dieser Anweisung an die türkische Justiz, wahrscheinlich aus guten Gründen, von serbischer Seite keinen Gebrauch gemacht, sich vielmehr überzeugt, daß „die Reise nach Konstantinopel" eine verfehlte war. Schlimm

ist es nur, daß man diesen Mißgriff — wie mir scheint, mit Unrecht, — auf Rechnung des jungen Fürsten setzt. Man hört sagen:

„Das also sind die Früchte der viel besungenen Reise! Gar nichts ausgerichtet und nur dem türkischen Hochmuth neue Nahrung zugeführt, indem man eine Handlung vornahm, welche als die Huldigung eines Vasallen gedeutet werden konnte und mußte! Und dafür das viele Geld ausgegeben, um zum Kinderspotte der dummen Türken zu werden?"

Das sind Redensarten, die man überall vernimmt. Die Aufregung wird noch vermehrt durch die Vorgänge in der Herzegowina. Man hält es natürlich mit den stammverwandten Christen, ohne zu fragen, wer Recht und wer Unrecht hat. Darauf kommt es auch hier zu Lande gar nicht an. Es ist ein Kampf zwischen Christen und Muhamedanern, zwischen Slaven und Türken; und da hat der Türke natürlich immer Unrecht und der Slave immer Recht, nach hiesiger Meinung. Doch genug. Politisch Lied ein garstig Lied. Plaudern wir lieber noch ein wenig von Land und Leuten.

Was Speis und Trank anlangt, so ist Belgrad complett österreichisch-ungarisch. Serbien producirt zwar selbst einen Wein, der sich an Feuer und Kraft mit jedem andern messen kann. Allein er ist auf das sträflichste vernachlässigt. Wäre der Bezirk Negotin, der diesen edlen Stoff hervorbringt, in den Händen deutscher Weinbauer, sie würden dem „Negotiner" einen Ruf verschaffen, der mit Aßmannshausen und Johannisberg wetteifert und weit über die Grenzen Europa's hinausgeht. Aber jetzt merkt man dem Wein, der so dick ist, daß man ihn kauen muß, eine dunkelblaue Farbe hat und nach dem Fasse schmeckt, deutlich an, daß es an dem richtigen Bau der Weinberge, an guter Aus-

lese, an sorgfältigem Keltern, an guten Kellern und an rationeller Behandlung des Weines — kurz, daß es an nicht weniger, als an Allem fehlt. Gleichwohl möchte ich nicht wünschen, daß der Fürst von Serbien sich einen „Weingelehrten“, einen sogenannten „Oenologen“ verschriebe. Der brächte vielleicht allerlei Apothekerkünste und am Ende gar die Reblaus mit, die man — so sagte man mir in Wien — in Kloster-Neuburg sieben Jahre lang mit Experimenten gehegt hat, bis sie denjenigen über den Kopf wuchs, welche mit ihr zu spielen glaubten. Die alte Geschichte vom Zauberlehrling.

Gegenwärtig also noch trinkt man in Belgrad ungarischen Wein, namentlich Fünf-Kirchener, Villánier, Magyaráder und Szegszárder, und man ißt österreichische Gemüse und Leckereien, welche das Semliner Lokalboot alle zwei Stunden Drave-aufwärts bringt. Wer es nicht lassen kann, raucht auch österreichische Cigarren, welche hier zwar furchtbar theuer, aber immer noch die besten sind. Jedes dieser Donauländer, Oesterreich-Ungarn, Serbien, Rumänien und die Türkei, hat nämlich sein besonderes Tabaksmonopol. Einige, wie Rumänien, haben es gegen sofortige baare Zahlung an eine Privatgesellschaft zur Ausbeutung verkauft und das Publikum muß die Ausbeutungskosten bezahlen. Jeder Staat behauptet trotzalledem, *seine* Cigarren seien die besten. Ich aber finde jede neue Cigarre in einem jeden neuen Landesgebiete, das ich beschreite, etwas schlechter, als die alte, und da auch das ewige Declariren und Verzollen sehr langweilig ist, so habe ich einen Staatsstreich gemacht und das Rauchen ganz abgeschafft. Ich befinde mich recht wohl dabei. Endlich, obgleich in der Nähe recht gutes Mineralwasser ist, so trinkt man in Belgrad doch nur Wasser von Rohitsch (sprich Roitsch), einem Steiermärker Curort. In Rumänien dagegen trinkt man das

vortreffliche Mineralwasser aus Bórszeg in Siebenbürgen. Es hat nur einen Fehler: In Folge des hohen Zolls ist es sehr theuer. Es kostet 2½ Frcs. die Flasche.

Auch deutsches Bier macht man gegenwärtig in Belgrad; auf der Brauerei, welche eine Viertelstunde südlich von der Stadt liegt, saßen wir in einer nach deutscher Art gezogenen Gartenlaube am letzten meiner serbischen Tage zusammen, die Herren vom deutschen Consulat, sowie der Prediger der evangelischen Gemeinde und dessen Gemahlin, alles Deutsche und insbesondere Preußen. Das zarte, schöne nordische Gesicht der Frau Pfarrer (sie ist aus Danzig, und die Nichte eines meiner Freunde) stach merkwürdig ab von dieser ebenso dunkel, als lebhaft gefärbten serbischen Umgebung. Die evangelische Gemeinde zählt 400 Seelen, theils österreichischer und schweizer, theils deutscher Abkunft, und hält sich in dieser griechischen Diaspora recht wacker, was sie nicht zum wenigsten ihrem Prediger verdankt. Hier könnte man wahrhaftig seine Studien und Vergleiche machen zwischen dem deutschen Prediger und dem orientalisch-orthodoxen Popen, wenn es überhaupt gestattet wäre, so himmelweit verschiedene Dinge mit einander zu vergleichen. Das Pfarrhaus steht bei einer baufälligen Moschee, welche die „Dschamie der Tollkühnen" genannt wird, weil die Kaserne, die daneben stand, die der „Tollkühnen" hieß. Es lag nämlich zu türkischen Zeiten eine Truppengattung darin, welche wegen ihres tollen Drauflosgehens so genannt wird. Diese Brauerei ist der einzige Ort in ganz Serbien (das sagten mir die Serben mit einem Ausdrucke des Erstaunens und Abscheues), wo Tag und Nacht hindurch ununterbrochen gearbeitet wird, natürlich von deutschen Arbeitern. Die letzteren hörten wir bei ihrer Arbeit singen. Sie sangen mit klangvollen und geschulten Stimmen hier an der äußersten südöstlichen Grenze deutscher Cultur „Heil

Dir im Siegeskranz" und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Das that außerordentlich wohl für ein deutsches Herz. Auch freuten wir uns, daß wir nicht mehr die Frage hören mußten: „Was ist des Deutschen Vaterland?"; diese Frage gilt als beantwortet auch in Serbien. Am Ende aber konnten meine lieben Landsleute nicht leugnen, daß sie doch zuweilen ein wenig an Heimweh litten, und so stießen wir denn an: „Auf fröhliches Wiedersehen auf deutschem Boden!"

Vor meiner Abreise machte ich einen Ausflug nach Semlin, das noch vor Kurzem die Dampfschiffstation für Belgrad war. Jetzt fährt alle zwei Stunden ein kleiner Dampfer von Belgrad nach Semlin und umgekehrt. Wir fuhren die Save hinunter und die Donau hinauf, und hatten die schönsten Rückblicke. Semlin selbst aber ist ein altes schmutziges Nest. Ich schätze es auf etwa 9000 Einwohner (meist serbischen Stammes), und weiß kaum, ob ich es eine Stadt oder ein Dorf nennen soll. Es besitzt nämlich nur eine einzige, breite, mit städtischen Häusern besetzte Straße, welche in der Mitte eine tiefe Rinne hat, nach südöstlicher Sitte. Alles Uebrige sind elende Hütten. Dies hinderte jedoch nicht, daß wir in dem „**КАФН ЕВРОПА**" oder *καφη εβροπα*, d. h. Café E u r o p a, einen vortrefflichen türkischen, also n i c h t e u r o p ä i s c h e n, Kaffee bekamen. Man findet hier in Semlin eine schöne neue Synagoge und sehr viele Juden, welche in Oesterreich-Ungarn emancipirt sind, während man ihnen in Rumänien und Serbien nicht nur die bürgerlichen und politischen Rechte, sondern auch die einfachsten wirthschaftlichen Befugnisse entzieht. Was Rumänien anlangt, so wird auch (wenigstens ist dies meine juristische Ansicht, die ich mir auf Grund der Urkunden gebildet habe) der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn nicht viel daran ändern. Vielmehr werden auch in Zukunft

in Rumänien die Juden landwirthschaftliches Eigenthum, oder um es genauer auszudrücken, Grund und Boden, mit alleiniger Ausnahme der städtischen Grundstücke (praedia urbana), nicht erwerben dürfen. Meines Erachtens werden die rumänischen Gerichte die Verträge so auslegen, und die Regierung wird dem schwerlich entgegentreten, wäre es auch nur, um besser Herr zu werden über die Agitation, welche seitens der radicalen Opposition wegen der angeblichen Aufhebung jener Restrictionen in das Werk gesetzt worden ist und einen nicht unbeträchtlichen Umfang, namentlich in der Moldau, gewonnen hat. Dies nur beiläufig. Einstweilen ist es nur eine subjective Meinung, oder, wenn man lieber will, eine Prophezeiung; allein ich fürchte, sie wird sich bewahrheiten.

Das Dampfschiff landet in Semlin an einem schattigen Ufer, und von da führt eine schöne Allee in das Innere der Stadt. Wir stiegen alsbald das Plateau, welches das Donauufer und das Inundationsgebiet der Save um etwa 100 Fuß überragt, hinauf, um das Schloß des ungarischen Helden Hunyadi zu besuchen, der 1456 hier gestorben. Wir fanden es nicht, sondern an seiner Stelle eine sehr ausgedehnte Festungsmauer, welche späteren Datums, aus dem 17. oder 18. Jahrhundert ist, aber offenbar auf der (weit in die Donau vorspringenden) Stelle von Hunyadi's Schloß steht. Der Berg darunter ist mit elenden Lehmhütten, gedeckt mit hölzernen Schindeln, bebaut und heißt der „Zigeunerberg". Es gibt nämlich auch hier seßhafte Zigeuner, welche mit Schmiede-, Maurer-, Anstreicherarbeit, sowie als Diener, Kegeljungen, Kutscher, Pferdeknechte und Musikanten ihr Brot ganz ehrlich verdienen, und ich hörte hier die Behauptung, daß diese seßhaften Zigeuner und die schweifenden von ganz verschiedenem Stamme sind und keine Gemeinschaft unter einander pflegen, was ich aber nicht glaube.

Die armen kleinen Zigeunerhäuschen scheuen gar nicht die Gemeinschaft mit dem stolzen Schlosse des ungarischen Helden. Sie lehnen so lahm sich an die Berglehne an, als seien sie müde vom Heraufsteigen und wollten sich ein wenig verschnaufen, und aus den großen hölzernen Rauchfängen, welche das Dach beinahe niederdrücken, wirbelt kein Dampf; denn der arme Zigeuner kocht im Sommer nicht, sondern nährt sich von den rohen Früchten des Feldes.

Von diesem Hunyadi's-Platz hat man ein prachtvolle Aussicht auf die Donau, die Save, auf Stadt und Festung Belgrad und auf die schönen blauen serbischen Berge, auf die Avala-Gora, die Schumadia und die Ausläufer des Balcan. Längs des linken Ufers der Save und von Belgrad an auch längs des linken Ufers der Donau stehen überall die österreichischen Wacht- und Zollhäuschen, welche man, wenn ich richtig hörte, „Tscherdaken" nennt. Sie sind ein Ueberbleibsel der Militärgrenze, welche jetzt „civilisirt" und der ungarisch-kroatischen bürgerlichen Administration einverleibt ist. Diese Militärgrenze, innerhalb deren jeder Mann Soldat und sogar jede Frau und jedes Kind unter Umständen zu gewissen quasi-militärischen Dienstleistungen verpflichtet war, wogegen sie Sold und andere Gegenleistungen des Staates erhielten, diente ursprünglich zur Abwehr der Türken und sonstigen wilden Völkerschaften. Als diese Gefahr beseitigt war, konnte man sich gleichwohl nicht entschließen, das Institut abzuschaffen. Denn große Herren entlassen Bediente und Soldateska nur, wenn sie müssen. Man kam daher auf die Idee, die Beibehaltung dieser eigenthümlichen und für den Staat kostspieligen Organisation sei nothwendig zum Schutz gegen die Pest und die Cholera und zur Unterdrückung des Schmuggels, welcher letztere sehr lohnend war, so lange die Türkei, Walachei, Moldau, Serbien ꝛc. kein Tabaksmonopol hatten. Seit

aber die letztgenannten Länder mit Oesterreich in Vertheuerung des officiellen Tabaks wetteifern, lohnt der Schmuggel nicht mehr die Mühe, Gefahr und Kosten; und auch hinsichtlich der Epidemien ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Cholera der Grenzsperre und der Quarantäne spottet. So hat man sich denn also entschlossen, die Grenzbewachung aufzuheben.

Die Wachthäuser aber stehen hier noch, und zwar tief unten in dem Ueberschwemmungsgebiete der Flüsse. Sie ruhen auf gewölbten Pfeilern, etwa der Berliner Gerichtslaube vergleichbar, welche jetzt im Babelsberger Park steht. Da unten mag dann das wilde Wasser sein Spiel treiben, während dessen sitzt der Zöllnersoldat mit Weib und Kind da oben im trockenen und sichern Stübchen. Jetzt sind seitens der ungarischen Regierung diese „Tscherdaken" alle meistbietend öffentlich verkauft worden. Die Mehrzahl wird abgerissen werden. Vielleicht auch kommt ein sinnreicher Berliner auf die Idee, sich eine zu erwerben und eine orientale Villa daraus zu machen, so ein bischen Ueberschwemmung vergeht ja wieder.

Die Türken haben den Oesterreichern die Militärgrenze nachgeahmt. Sie haben heute noch ihre activen Wachthäuser in kurzen Zwischenräumen, von Widdin ab bis zur Mündung der Donau. An jedem derselben findet man einen bewaffneten Türken, und zwar allemal an der jeweiligen Schattenseite, wo er Schildwache (nicht steht, sondern) sitzt. Was das alles heute noch für einen Zweck haben soll, weiß ich nicht. Auch andere Leute, welche ich fragte, wußten es nicht.

„Ja, sehen Sie, der Türke ist nun einmal so. Er ist ein Gewohnheitsmensch und behält lieber etwas Altes, das schlecht ist, bei, als daß er etwas Neues, das gut ist, einführt. Er liebt's halt, unsere abgelegten Kleider zu tragen," sagte mir ein Oesterreicher.

Auch die Russen haben die Militärgrenze nachgeahmt. Die Rumänen, welche auf die Russen im Durchschnitt nicht gut zu sprechen sind, obgleich die Russen während ihrer Occupation der Fürstenthümer allerlei nützliche Anlagen gemacht haben, wovon man noch heute Gebrauch macht, die Rumänen also behaupten, die Russen hätten Pest, Schmuggel, Militärgrenze u. s. w. nur als Vorwand mißbraucht, um die Donaumündung zu schließen. Das ist jetzt glücklicher Weise vorbei. Die Sulina ist fahrbar, auch für größere Schiffe.

Vom Zigeunerberg in Semlin schweiften wir über das Plateau nach Süden, nach der Save zu, um den Platz zu suchen, von welchem das schöne Lied von „Prinz Eugen dem edeln Ritter" singt: „Bei Semlin schlug er das Lager." Wir waren so glücklich, die Stelle zu finden. Und da kein Guide, kein Itinéraire, kein Murray und kein Bädeker dieser größten historisch-topographischen Merkwürdigkeit, die namentlich für deutsche Offiziere, welche den Orient bereisen oder Donau-abwärts fahren, gewiß Interesse hat, auch nur mit einem Worte zu gedenken der Mühe werth erachtet, so will ich unsern Weg beschreiben. Wir gingen also ungefähr eine halbe Stunde südwärts, vorbei an einem sehr schönen und reinlichen Bauerngehöfte „Mariendorf", dessen Eigenthümer Deutsche sind, dann, als der Weg nach Westen abschwenkte, streiften wir durch Kukurutzfelder senkrecht auf die Save zu. Hier steht an dem Rande des nach der Save steil abfallenden Plateau's ein trigonometrisches Signal. Wenn man direct auf dasselbe losgeht, so kommt man zunächst in das Lager und dann in die große Schanze des Prinzen Eugen. Die letztere liegt dicht am Rande des Plateau's, hat eine quadratische Gestalt und an den vier Ecken große runde Erhöhungen für Geschütze. Sie wird von dem Lager umgeben, dessen Erdwälle und Gräben über-

all noch deutlich erkennbar sind. Es ist so groß, daß es im Stande erscheint, seine 20,000 Mann zu fassen. Von der Schanze aus kann man das ganze Werk des Prinzen Eugen vollständig übersehen, denn sie ist höher als das Lager; da unten in dem Inundationsgebiet sieht man deutlich den Damm, mit welchem es Prinz Eugen durchschnitten hat. Dann folgte die Brücke, von der das Lied singt:

„Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man konnt' hinüber rucken,
Mit d'r Armee wohl für die Stadt."

Indessen ist das Lied gerade hier falsch. Der Prinz rückte nicht vor, sondern hinter die Stadt. Um dies deutlich zu machen, muß ich den Anblick beschreiben, welchen das jenseitige Ufer der Save, von dem Signal aus gesehen, bietet. Da unten liegt also die Wasserfestung Belgrad's an der Donau, dann kommt die Citadelle auf dem Kopfe und dann die Stadt auf dem Rücken des Berges. Die Stadt bedeckt jetzt den ganzen Rücken und ist unbefestigt. Zu Eugen's Zeiten aber war sie stark befestigt und ging nur von der Citadelle bis zum ersten Drittel des Berges. Die jetzige Neustadt existirte noch nicht. Der „Konak" des Fürsten, jetzt mitten in der Stadt gelegen, lag, als ihn der Fürst Milosch (Obrenowitsch I.) erbaute, eine geraume Strecke vor der Stadt, auf einer kleinen Bodenanschwellung, so daß der mit Recht etwas mißtrauische alte Knäs Milosch nach allen Seiten Umschau halten konnte, ob sich etwas Verdächtiges seinem wohlbewachten Konak nahe. Auch dort der „alte Konak", welchen jetzt der Prinz Alexander, der Neffe des Fürsten, bewohnt, und da drüben das große gelbe Haus im grünen Park, das französische Consulat, liegen außerhalb des Gebietes der alten Stadt. Innerhalb desselben dagegen liegt die serbische Kirche, welche zwei ge-

schmacklose, in Kupfer vergoldete Thürme mit Spitzen im Jesuiten-Styl (auch Zwiebelstyl genannt) hat, und das derselben gegenüberstehende Haus des Metropoliten.

Der Damm nun, welchen Prinz Eugen von Savoyen auf dem jenseitigen Ufer der Save aufwerfen ließ und der, von der Save bis zur Donau gehend, die Halbinsel, auf welcher „Stadt und Festung Belgrad" (richtiger Beligrad) liegt, vollständig abschließt, oder vielmehr der Erdwall und der Graben, sind noch heute am südlichen Ende der jetzigen Stadt deutlich zu erkennen.

So hielt also Eugen die Stadt von den beiden Flüssen aus durch seine Flottille und von dem Land aus durch seine Einschließungswerke und sein Lager vollständig blockirt, und nachdem er eine türkische Armee, welche heranrückte, um zu entsetzen, geschlagen, nahm er endlich die belagerte Stätte. Man kann von dem Semliner Berg aus recht deutlich erkennen, welche Ausdauer und welches Genie dieses riesige Werk erforderte. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich hier nur aufschreibe, was ich mit eigenen Augen gesehen. Mir fehlen hier die nöthigen literarischen Hülfsmittel, um das Gesehene historisch zu ergänzen. Meine Absicht ist nur darauf gerichtet, auf den interessanten Punkt aufmerksam zu machen, das Weitere Andern überlassend.

Unsern Rückweg nahmen wir Save-aufwärts, indem wir mit einem Kahn auf der obern Save zuerst auf den in derselben gelegenen Inseln, einer kleineren und einer größeren, landeten und dann auf das rechte (Belgrader) Ufer übersetzten. Die Inseln sind mit Bäumen, mit Weiden, Pappeln, Ulmen, Akazien, Essigbäumen und Eichen dicht bewachsen; die Zwischenräume werden von Disteln, Blumen, Huflattich, Wegekraut, Gesträuch und Schlingpflanzen ausgefüllt; nur wo die Ziegen mit ihren bissigen Zähnen hingelangt sind, ist Alles kahl abgeweidet. Hin und wieder

sind die Bäume am Ufer von der Save derart unterwühlt, daß sie gleichsam wie Rhizopoden in der Luft stehen. Wir sammelten abgelegte Schlangenhäute und fingen Frösche verschiedener Arten, alle größer und farbenprächtiger als die unsrigen. Dann fanden wir die „Kameelsdistel", eine kleine Distel mit frischem Grün und an jedem Zweige drei hölzernen gelben starren Stacheln, an welchen man sich bei ungeschicktem Zugriff erheblich verletzen kann. Diese Distel wächst überall, wo das Kameel jemals gegangen. Der fliegende Same bleibt in den Haaren des Thieres hängen und fällt später bei heftiger Bewegung des Thieres zu Boden. Also auch hier sind vormals Kameele gegangen. Die jetzige Insel gehörte damals noch zum rechten Ufer der Save, von welchem sie erst später abgeschwemmt worden. Der Prinz Eugen und die Kameelsdistel gaben uns Anlaß zu großen culturhistorischen Perspectiven, mit welchen ich aber den geneigten Leser verschonen will, sintemal es seinem Geschmacke besser entsprechen wird, sich dieselben selber zu machen.

Wir fuhren nun die Save abwärts nach Belgrad. Wir kamen an dem Badehause des Fürsten Milan vorüber. Er war gerade im Bade. Auf der Straße stand sein Wagen mit den vier Schimmeln, daneben die Pferde seiner Leibgarde. Die Adjutanten und Leibgardisten (in Husarenuniform) standen auf dem Bade-Ponton und winkten unseren Ruderern hastig, sie möchten sich beeilen, aus dem Bereiche des Bades zu kommen.

Ueberall Mißtrauen und Furcht. Bestürzt fragte ich mich: Sehe ich denn aus wie ein Attentäter?

Die Ruderer aber lachten und meinten, das sei hier so Landesbrauch, der Fürst und seine Leute amüsirten sich im Bade damit, Dynamitpatronen in das Wasser zu werfen, um damit die Fische zu tödten; knallen und losgehen müsse es hier nun einmal an allen Ecken und Enden. — — —

Abends waren wir in einem Biergarten an der Save. Wir hatten Unglück. Es war nämlich eine Bande Wiener Bänkelsänger da. Richtiger: Zotensänger. Scheußliche Personen, die noch etwas scheußlichere Lieder sangen, und zwar — dies war das Schlimmste — so zu sagen „auf Deutsch“, oder wenigstens im Lerchenfelder Dialekt. Das Publikum war zahlreich und verstand offenbar diese Sprache und auch diese Sachen. Der größere Theil der Anwesenden waren freilich Ungarn und Oesterreicher, welche hier eine starke Colonie bilden. Der Garten war mit einem Pallisadenzaun umgeben, und jenseits dieses Pallisadenzauns hatte sich die serbische Jugend gesammelt, halbwüchsige Jungen mit tüchtigen Kehlen. Sie repräsentirten die Kritik, und zwar eine durchaus nicht „wohlmeinende“. Sie begrüßten die Prima Donna assoluto-zotissima mit Johlen, Schreien, Krähen und Hundegebell, und ihre schönsten Triller und Jodler begleiteten sie mit Katzengeheul. Kurz, das extramurane Concert da draußen war in seiner Art noch vollständiger als das zotige drinnen; und obgleich die Kellner wiederholt Angriffe auf dieses „Nest der Zaunkönige“ machten, indem sie Wasser nach ihm ausgossen oder allerlei Projectile schleuderten, so half doch Alles nichts; wie die Perser im Fliehen noch ihre Pfeile nach dem Feinde abschossen, so johlten diese Zaunkönige im Zurückweichen nur noch stärker und kehrten dann wieder, um wie die Hunde zu bellen.

Galt ihre Opposition dem „Schwobisch“ (d. i. Deutsch), oder den Zoten? Ich weiß es nicht. Aber es that mir angesichts der serbischen Jugend doch ein wenig leid, daß das Deutsche hier zotig und die Zoten hier deutsch waren.

VI.

Serbische Finanzen.

Ueber die Finanzen des Fürstenthums Serbien vernimmt man die widersprechendsten Urtheile:

— „Das Land hat brillante Finanzen und keinen Pfennig Schulden. Trotzdem hat es vortreffliche Unterrichtsanstalten und kann eine Armee von mehr als hunderttausend Mann auf die Beine stellen. Es ist unter allen von der Türkei halb oder ganz abgesplitterten Ländern bei weitem das existenzfähigste,“ sagt der Eine.

— Der Andere entgegnet: „Allerdings hat es keine Schulden, aber bloß deshalb, weil ihm kein Mensch einen Kreuzer borgt. Mit den „höhern“ Unterrichtsanstalten steht es auf sehr schwachen Füßen. Das stehende Heer zählt nur dreitausend Mann, und die hunderttausend, von welchen man außerdem noch spricht, sind Milizen und Landwehr, welche gegenüber einer geschulten Armee nicht in Betracht kommen. Es ist nichts als ein bewaffneter Haufe, welchem die Waffentechnik und die Disciplin fehlt. Das Budget hält sich zur Noth im Gleichgewicht, aber das Land kann mehr, als gegenwärtig, finanziell nicht aufbringen, ohne sich wirthschaftlich zu ruiniren.“

Was mich anlangt, so glaube ich, die Wahrheit liegt in der Mitte. Serbien hat ein merkwürdiges Steuer-System, welches in Zusammenhang steht mit der eigenthümlichen Agrarverfassung, die ich oben, im zweiten Kapitel des vierten Abschnittes, zu schildern versucht habe. Für den seßhaften Theil der Bevölkerung, welcher sich beinahe ausschließlich mit Viehzucht und Landwirthschaft beschäftigt, besteht eine Kopfsteuer, welche gemeindeweise umgelegt wird. Es ist, um es für den deutschen Reichsbürger kurz

und verständlich auszudrücken, eine communale Matrikularumlage. Jede Gemeinde muß jährlich so viel Mal 28 Francs 80 Centimes aufbringen, als sie Bürger, d. h. erwachsene männliche Personen, in ihrer Matrikel stehen hat. Wie sie die Steuer unter sich umlegt und distribuirt, das ist ihre Sache. Die Gemeindevorsteher und Familien-Oberhäupter (Staresina) machen das unter einander ab. Sie haften nur dafür, daß sie dem Staat das auf die Gemeinde erfallende Gesammtquantum abliefern.

Diese Steuer ist eine sehr einfache und entspricht den primitiven Verhältnissen des Landes. Man kann sie nicht erhöhen, ohne das Land in die äußerste Verwirrung zu stürzen. Auch ist es klar, daß man nur in Friedenszeiten auf sie rechnen kann, nicht aber in einem Kriege, welcher hunderttausend Mann, d. h. beinahe ein Zehntel der Gesammtbevölkerung, unter die Waffen ruft.

Diese Steuer kann nur steigen bei einer Vermehrung der Bevölkerung, welche Vermehrung jedoch gleichzeitig auch wieder die Staatsausgaben steigert.

Neben dieser Besteuerung der seßhaften Bevölkerung, welche sich leicht und bequem vollzieht, weil die Gemeinde dafür haftet, hat man eine dem Betrag nach weit geringere, in verschiedene Klassen abgestufte Abgabe für die flottirende Bevölkerung, insbesondere für die Zigeuner. Diese Steuer ist schwer einzuheben.

Da nun aber diese althergebrachten und primitiven Steuern zur Bestreitung der Bedürfnisse bei weitem nicht ausreichen, so hat man, in Nachahmung schlechter westeuropäischer Beispiele, sich an eine steuersuchende Plusmacherei begeben, welche mit den realen Zuständen des Landes schlecht harmonirt. Man hat hohe Verbrauchssteuern und Regalsteuern (namentlich für Bergprodukte und für Tabak) eingeführt. Man hat die Prozeß- und die Exekutionskosten,

letztere nennt man „Trommelgebühren", weil die Versteigerung durch einen Trommelwirbel eingeleitet wird, desgleichen die Geldstrafen zu einer Haupteinnahme-Quelle erhoben, und man fängt jetzt an, mit dem Schutzzoll zu kokettiren, welcher für das Land der „göttlichen Sauhirte" paßt, wie die Faust auf das Auge.

Während ich im Orient weilte, erhob sich über den Stand der serbischen Finanzen ein Streit zwischen dem ungarischen Universitätsprofessor Szábo und dem serbischen Schriftsteller Bogoljub Jowanowitsch. Ich bin demselben mit Aufmerksamkeit gefolgt und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der letztere in den thatsächlichen Aufstellungen recht hat. Wenigstens stimmen dieselben überein mit den neuesten Vorlagen, welche der serbische Finanzminister der Skupschtina gemacht hat. Etwas Anderes ist es mit dem eigenen Urtheil des Herrn Jowanowitsch. Ich gebe hier seine Darlegung der serbischen Finanzen wieder, indem ich an denjenigen Stellen, wo ich mit seinen Meinungen nicht übereinstimme, mir erlaube, mein abweichendes Votum in Klammern [ ] beizufügen.

Also Herr Jowanowitsch schreibt: „Im Jahre 1873 betrugen die serbischen

Staatseinnahmen . .	13,170,033.96	Frcs.
die Ausgaben	13,853,457.66	„
mithin stellt ein Deficit von	683,423.70	„

sich heraus.

Dieses Deficit ist aber nur eine Ausnahme von der Regel und darf nur als die Frucht der modernen Finanzpolitik betrachtet werden.

Eine der hauptsächlichsten Quellen der Staatseinnahmen sind die direkten Steuern. Das serbische Besteuerungssystem wurde im Jahre 1864 durch ein Gesetz regulirt, nach welchem ein jedes verheirathetes männliches Individuum

28,80 Frcs. jährlich an Steuern beitragen muß. Den Gemeinden ist es überlassen, daß sie von den Gemeindemitgliedern nach deren Vermögens-Verhältnissen die Steuer eintreiben und an die Finanzbehörden abliefern. Im ersten Halbjahre des Verwaltungsjahres 1873—74 waren in Serbien 261,450 steuerpflichtige Personen und von diesen wurden 3,764,880 Francs direkte Steuer gezahlt.

Die direkten Steuereinnahmen sind im steten Wachsen begriffen; so betrugen dieselben:

im Jahre 1869	. . .	7,071,033.6	Frcs.
„ „ 1870	. . .	7,244,683.2	„
„ „ 1871	. . .	7,343,395.2	„
„ „ 1872	. . .	7,385,313.6	„
„ „ 1873	. . .	7,521,249.6	„

Der Unterschied zwischen den Jahren 1869 und 73 beträgt 450,216.00 Francs, d. h. im Ganzen 6.35 Proc., oder jährlich 1.58. Dieser jährliche Zuwachs ist demnach noch etwas größer, als der jährliche Zuwachs der Bevölkerung.

Im ersten Semester des Verwaltungsjahres 1873—74 waren in Serbien 261,450 steuerpflichtige Personen, es kommen daher bei einer Bevölkerung von etwa 1,400,000 Seelen auf je 100 Einwohner 18,67 Steuerzahlende. [Wenig!] Das Eintreiben dieser Normalsteuer ist mit keinen Schwierigkeiten verbunden. Jedermann weiß, daß er zur bestimmten Zeit die Abgaben zahlen muß, und deshalb auch versorgt sich jeder Einzelne bei Zeiten mit dem nöthigen Gelde. Keine Exekutionen sind hier nöthig, und Serbiens Nachbarn, die Magyaren nämlich, könnten sich an Serbien ein gutes Beispiel nehmen.

Eine zweite Kategorie der Steuerzahlenden bildet die dienende Klasse, welche ohne Vermögen und verheirathet ist. Diese Steuer hat vier Klassen, wird ganzjährlich und nicht

halbjährlich entrichtet. Sie beträgt im Maximum 9.60 Frcs. und im Minimum 2.40 Frcs. Die Einnahmen von dieser Steuer variiren sehr; so betrugen sie:

im Jahre 1869	. . .	47,468.4 Frcs.
„ „ 1870	. . .	47,886.8 „
„ „ 1871	. . .	39,959.6 „
„ „ 1872	. . . .	35,594.4 „
„ „ 1873	. . .	37,582.0 „

Diese Veränderlichkeit der Einnahmen ist in der großen Unthätigkeit der dienenden Klasse begründet. Diese Individuen sind sozusagen vogelfrei, sie verändern ihren Aufenthalt im Laufe eines Jahres unzähligemal, und die Polizei kann sich ihrer nur selten bemächtigen und die Steuer eintreiben.

In die dritte Kategorie der direkte Steuer Zahlenden fallen die Zigeuner, doch von diesen nur jene, die keine festen Wohnsitze haben und von Ort zu Ort herumziehen. Die Zigeunersteuer wird harac genannt [— dies ist dieselbe Kopfsteuer, welche die Türken von der Rajah heben; sie gilt jetzt als Abgabe für die Befreiung vom Dienste in der türkischen Armee und wird ebenfalls Scharadsch genannt —] und zerfällt in drei Klassen; die erste Klasse zahlt 11.60, die zweite 5.80 und die dritte 4 Francs jährlich. Die serbische Regierung ist eifrig bestrebt, die Zigeuner ansäßig zu machen, und hoffentlich wird es nicht lange dauern und Serbien wird keine herumziehenden Zigeuner haben. Wenigstens spricht dafür die stete Abnahme des harac; es wurden von diesem erhoben:

im Jahre 1869	. . . .	9,690.40 Frcs.
„ „ 1870	. . . .	13,335.20 „
„ „ 1871	. . . .	10,006.40 „
„ „ 1872	. . . .	4,691.60 „
„ „ 1873	. . . .	5,750.00 „

Unter den indirekten Steuern nehmen die Zölle den ersten Platz ein, und das kommt daher, weil Serbien einen lebhaften Handel treibt. Wir werden weiter auf den Handel zu sprechen kommen, und bemerken hier nur noch, daß die Zolleinnahmen einen bei weitem höheren Ertrag geben würden, wenn einer Erhöhung der Zölle für einige Artikel die bestehenden Handelsverträge nicht gegenüberständen. Doch auch in dieser Hinsicht ist die serbische Regierung eifrig bemüht, einen soliden Weg anzubahnen zur Regelung der Handelsverhältnisse mit seinen Nachbarstaaten. Den größten Antheil an den Zolleinnahmen haben die Einfuhrzölle; diese dürfen drei Procent vom Werthe der eingeführten Waare nicht übersteigen. Dieser Umstand trägt hauptsächlich die Schuld daran, daß in Serbien keine Fabrikindustrie besteht und bestehen kann. Die serbischen Fabrikanten würden unmöglich eine Konkurrenz mit den ausländischen Fabrikaten aushalten, dazu sind nun die Schutzzölle nöthig, und die Einführung derselben ist eine Art Lebensfrage für Serbien, und wir hoffen, daß sie der jetzige Finanzminister, Herr Mijatowic, befriedigend lösen wird. [Auch hier klammert man sich an den Strohhalm der Schutzzölle! Meiner Meinung kann bei dem Wirthschafts- und Kulturzustand des Landes kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß, wenn man die Eingangszölle von drei Prozent ad valorem etwa auf sechs Prozent erhöhte, dieselben wahrscheinlich nicht mehr halb so viel eintragen würden, als bisher. Sie würden dann nicht Finanz- und nicht einmal Protektiv-, sondern Prohibitivzölle werden, — abgesehen davon, daß die Zöllner des Landes in ihrer Valoren-Schätzung ohne irgend einen festen Maßstab sein und dadurch vom Import abschrecken würden. Wie aber Schutzzölle eine Industrie aus der Erde stampfen sollen in einem Lande, wo es an allen natürlichen Voraussetzungen zu einer solchen fehlt, ist schwer zu be-

greifen. Wo sollen das Kapital und die Intelligenz, der Unternehmungsgeist und die Arbeiter herkommen? Natürlich aber ist es doch, daß Serbien, wenn es sich gegen die übrige Welt abschließt, sich seinerseits auch gefallen lassen muß, daß sich die Welt gegen Serbien abschließt. Wo will aber dann Serbien mit seinem Reichthum an Naturprodukten hin? Und will es etwa alle Erzeugnisse einer durch Schutzzoll emporgezauberten Industrie selbst consumiren? Dazu reicht denn doch der kleine serbische Markt, der sich auf eine ziemlich bedürfnißlose und nicht sehr vermögende Bevölkerung von 1,325,000 Seelen beschränkt, schwerlich aus.] Die Summe der sämmtlichen Zolleinnahmen betrug:

im Jahre	1869 . .	2,250,663.60	Frcs.
„ „	1870 . .	2,132,927.20	„
„ „	1871 . .	2,037,502.80	„
„ „	1872 . .	2,242,336.40	„
„ „	1873 . .	1,903,930.00	„

Das jähe Herabsinken der Zolleinnahmen im Jahre 1873 wurde durch die bekannte Krisis hervorgerufen, denn sowohl die Ein- als auch die Ausfuhr geriethen damals in's Stocken, und die Folgen dieser Stockung wurden auch in das nachfolgende Jahr 1874 übertragen.

Im Jahre 1869 wurde in Serbien eine Art Verzehrungssteuer eingeführt, und zwar wurden dieser Besteuerung unterworfen: Kaffee, Zucker, feine Getränke, Spiritus, Rum, Spielkarten, Cigarrettenpapiere und Parfümerieseifen. Diese Besteuerung war eine ziemlich hohe und führte, ausgenommen bei Kaffee und Zucker, zu einer Einfuhr-Abnahme der erwähnten Artikel; dieselbe aber ward zugleich ein Sporn zur Errichtung einiger Fabriken, namentlich in Belgrad. So bestehen nun eine große Spiritusbrennerei, feine Spirituosen werden fabricirt, Spielkarten, Cigarrettenpapiere und riechende Seifen in großen Quantitäten gefertigt. Freilich

sind dadurch der Staatskasse die Einnahmen etwas verkürzt, da die neuaufgeführten Artikel der Besteuerung nur bei der Einfuhr unterworfen sind. Nebenbei führte diese neue Steuer auch zu einer Ausbreitung des Schmuggelhandels und werden demselben nur strenge gesetzliche Maßregeln Abbruch thun können. [Bei der Beschaffenheit Serbiens wird es nur dann gelingen, dem Schmuggel zu steuern, wenn man eine Art von Cholera- oder Rinderpest-Cordon von Zollwächtern an der ganzen Grenze aufstellt. Da aber das kleine Land eine große Grenze hat, welche großen Theils aus Gebirgen und Flüssen besteht, die den Schmuggel erleichtern, so fehlt es an den finanziellen Mitteln zur Durchführung einer so heroischen Maßregel, welche gleichsam das ganze Land in eine „Militär-Grenze" nach vormals österreichischem Zuschnitte verwandeln würde. Unter diesen Umständen hat die Regierung zu wählen zwischen mäßigen Finanzzöllen, welche den wirthschaftlichen Austausch mit den Nachbarländern, bei dem Serbien nur gewinnen kann, erleichtern und dem Staat auf die Dauer eine allmälig steigende gute Zolleinnahme sichern, — oder aber maßlosen Schutzzöllen, welche viel Schmuggel erzeugen und der Staatskasse wenig Geld einbringen. Man sollte denken, unter solchen Umständen wäre die Wahl keine schwere.]

In diese Steuerkategorie fallen auch die Regalsteuern auf die Einfuhr des Salzes und des Tabaks. Serbien hat keine Salzlager und muß deshalb das ganze Quantum des zu verbrauchenden Salzes vom Auslande beziehen. Das meiste Salz kommt aus Oesterreich, Ungarn und aus der Walachei; allein von 1866—70 wurden im Durchschnitt 20,171,650 Kilogramm Salz eingeführt, davon wird etwa der achte Theil wieder ausgeführt und der Rest im Lande selbst verbraucht. Die Regierung erhebt auf die Einfuhr des Salzes eine Art Regalsteuer, welche im Jahre 1873

322,089.6 Francs der Staatskasse einbrachte. [Nichts ist verderblicher, als die hohe Belastung des Salzes für ein Land, dessen Hauptproduktionszweig die Viehzucht ist, welche bekanntlich auf einen starken Salzverbrauch angewiesen ist.]

Um den Tabakbau zu heben, hat man vor einigen Jahren die Einfuhr desselben mit einer Regalsteuer belastet und die Einfuhr von Tabak hat sich seitdem sehr verringert. Der Tabakbau hat sich merklich gehoben, und zwar am meisten im Alexinatzer Kreise. Im Durchschnitt wurden von 1866—1870 jährlich für 146,638 Francs Tabak ausgeführt. Die Regalsteuer auf den eingeführten Tabak betrug im Jahre 1873 97,768 Francs, und dies ist ein Beweis, daß die Einfuhr von Tabak immer noch stärker ist, als die Ausfuhr. Eine dritte Art der Regalbesteuerung hat Serbien auf den Bergbau eingeführt. Diese Steuer brachte im Jahre 1873 nur 4869 Francs ein, und zwar nur deshalb so wenig, weil in diesem Zweige sehr wenig gearbeitet wird. Es fehlt in Serbien an Unternehmungsgeist. [Glaubt man denn diesen Unternehmungsgeist durch Schutzzölle von zwanzig Prozent ad valorem aufzumuntern, welche dem Bergbau Alles vertheuern, was er bedarf, um zu existiren, und was ihm das serbische Inland nicht liefert?]

Eine ansehnliche Quote der Staatseinnahmen bilden die gerichtlichen Taxen; dieselben haben der Staatskasse eingetragen:

im Jahre 1869	. . .	414,951.60 Frcs.
„ „ 1873	. . .	515,968.80 „

Im Durchschnitt stiegen die Einnahmen mit 25,000 Frcs. jährlich, und das ist ein trauriger Beweis, daß das Prozessiren mehr und mehr überhand nimmt. Statt der in andern Staaten eingeführten Stempelgebühren hat Serbien eine andere Art von Einnahmen, die sogenannten Kanzleigebühren, welche im Jahre 1873 162,061.60 Francs ein-

getragen haben. Bei den Subhastationen und exekutiven Verkäufen wird ein gewisses Prozent von der erzielten Verkaufssumme als Abgabe gefordert unter dem Namen Trommelgebühren (dobosarya). Auch diese Einnahmen sind von 34,440.40 Francs im Jahre 1869 auf 40,516 Francs im Jahre 1873 gestiegen. Für das Recht der Wälderbenützung wurden im Jahre 1873 11,712 Francs eingenommen.

In Serbien besteht eine Staatsanstalt, die Uprava fondova, welche eine Art Boden-Creditanstalt vorstellen könnte, da die Staats- und Privatgelder, welche sie verwaltet, nur auf Immobilien ausgeliehen werden. Von den Einnahmen dieser Anstalt flossen im Jahre 1873 130,133.2 Francs in die Staatskasse. Im Jahre 1873 betrugen weiter die Einkünfte aus den Staatsgütern 178,595.20 Frcs., der Staatsdruckerei 180,953.60 Frcs., einer Musterökonomie und den Staatsgestüten 15,369.60 Frcs. Die Einnahmen der Posten und Telegraphen sind im steten Steigen begriffen. So betrugen die Einkünfte der Posten:

im Jahre 1869 . . . 114,704.0 Francs,
„ „ 1873 . . . 130,797.60 „

die der Telegraphen

im Jahre 1869 . . . 403,449.60 „
„ „ 1873 . . . 147,215.60 „

was auf ein Vorschreiten des Verkehrs mit Recht schließen läßt. Von Summen, welche verschiedenen Behörden bewilligt, aber nicht ganz verausgabt wurden, flossen im Jahre 1873 in die Staatskasse zurück 74,399.20 Francs. Einen nennenswerthen Beitrag zu den Staatseinkünften geben die Strafen; sie betrugen im Jahre 1873 71,436.80 Frcs.

Die nicht spezifizirten außerordentlichen Einnahmen gaben im Jahre 1873 584,450.40 Francs. Diese Einnahmen umfassen hauptsächlich jene Summen, welche von

der obersten Controlbehörde in den Staatsrechnungen als fehlerhaft eingetragen, besonders und nachträglich behoben werden, dann die Einnahmen der Pupillenfonds. Fassen wir die Summen der gesammten Einnahmen in's Auge und vergleichen die einzelnen Jahre unter einander, so erhalten wir die folgende Uebersicht:

Es wurden eingenommen

im Jahre	1869 . .	13,950,904.88	Francs
„ „	1870 . .	13,627,849.56	„
„ „	1871 . .	13,122,117.16	„
„ „	1872 . .	13,859,983.80	„
„ „	1873 . .	13,170,033.96	„

Dagegen betrugen die Ausgaben

im Jahre	1869 . .	11,938,839.20	Francs
„ „	1870 . .	13,990,638.44	„
„ „	1871 . .	13,366,156.48	„
„ „	1872 . .	13,004,968.28	„
„ „	1873 . .	13,853,457.66	„

Im Laufe der letzten fünf Jahre wurden daher im Ganzen

eingenommen . . .	67,730,889.36	Francs
ausgegeben	66,154,060.06	„
Es wurden also . .	1,576,829.30	„

mehr eingenommen.

Serbien hat keine Staatsschulden, vielmehr ist für alles ein Reservefond, welcher aus den Mehreinnahmen angewachsen ist. Die Höhe dieses Reservefonds betrug

im Jahre	1868 . .	10,041,631.74	Francs
„ „	1869 . .	10,065,305.09	„
„ „	1870 . .	9,479,854.59	„
„ „	1871 . .	8,721,101.60	„
„ „	1872 . .	9,356,593.77	„
„ „	1873 . .	8,619,851.81	„

Die Summe des Kapitals hat sich im Laufe von 1868 bis 1873 um 1,421,779.93 Francs vermindert und dies einige Landtagsabgeordnete bewogen, in der Nationalversammlung den Antrag zu stellen, die Staatsfinanzengebahrung einer strengen Controle zu unterwerfen. Ueber diesen Antrag wurde kein Beschluß gefaßt.

Auf die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung vertheilen sich die Ausgaben wie folgt:

	Francs.	Procent.
Allgemeine Ausgaben*) .	2,119,216.25	15.23
das Kriegsministerium .	4,417,167.38	31.88
„ Ministerium d. Innern	2,483,043.13	17.92
„ Unterrichtsministerium	1,475,469.52	10.65
„ Justizministerium .	1,395,539.64	10.07
„ Finanzministerium . .	742,453.76	5.36
„ Ministerium für öffentl. Bauten	598,596.17	4.32
„ Ministerium d. Aeußern	386,266.05	2.86
Zusammen . .	11,617,751.90	98.29
Außerordentliche nachträgliche Ausgaben . . .	235,704.96	1.71
Im Ganzen .	13,853,456.86	100.00

Für die Erleichterung des Verkehrs wird sehr viel gethan, dies beweisen am besten die Ausgaben für die Erhaltung des Post- und Telegraphenwesens. Im Jahre 1873 betrugen die

	Ausgaben.	Einnahmen.		Ausgaben.
der Posten .	269,977.72	120,797.60	+	140,180.12.
der Telegraph.	137,344.65	147,215.60	—	9,870.95.
Zusammen	398,322.37	268,013.20	+	130,309.17.

*) Darunter die Civilliste des Fürsten, Tribut der Pforte, die Nationalversammlung, der Staatsrath.

Im Anfang des Jahres 1875 hatte Serbien 51 Post- und 37 Telegraphen-Stationen. Serbien ist auch der Berner Postconvention beigetreten, und dadurch ist der Postverkehr mit dem Auslande ungemein erleichtert.

Auch zur Erleichterung des Handels wird viel gethan, nur wäre zu wünschen, daß recht bald der neue Zolltarif in's Leben träte, und mit dem Bau der Eisenbahn begonnen werde, da der Verkehr auf den Straßen ein sehr kostspieliger ist.

[Seltsame Widersprüche! Man will sich durch einen Schutzzoll-Tarif mit Werthzöllen absperren und gleichzeitig doch durch Post, Telegraph und Eisenbahnen den Verkehr mit dem Auslande erleichtern.]

Die Industrie hebt sich augenscheinlich, besonders Belgrad hat einige große Etablissements aufzuweisen. Sehr eifrig wird am Bergbaue gearbeitet. Der Staat hat in dem Flecken Krupanj (Kreis Podrinje) im Jahre 1871 ein großes Unternehmen in's Leben gerufen. Seit Jahren wird in jener Gegend von der Bevölkerung Blei gewonnen, es geschieht aber auf eine sehr primitive Art, so daß große Quantitäten des Metalls bei der Gewinnung verloren gehen. Durch diesen Umstand bewogen und um der einheimischen Industrie unter die Arme zu greifen, entschloß sich die Regierung zum Baue ganzer Bleischmelzöfen, in denen die den Landleuten abgekauften Erze geschmolzen werden, wodurch einerseits mehr Metall gewonnen wird, andrerseits der Bevölkerung die Möglichkeit zur größeren Ausbeute der Erzlager geboten sein soll. Eine größere Anzahl von geschulten Bergleuten soll die Bevölkerung im rationellen Grubenbau unterweisen.

Zu erwähnen ist noch das große Kupferbergwerk zu Majdanpek, welches von der Regierung bereits im Jahre 1868 an eine englische Gesellschaft abgetreten wurde.

Im Laufe der drei letzten Jahre 1871—1873 wurden 7,484,203 Kilogramm Erze gehoben und daraus 365,730.5 Kilogramm Kupfer im Werthe von 744,259.46 Frcs. gewonnen. Die ganze Masse des gewonnenen Kupfers wurde theils nach Wien, theils nach London ausgeführt.

[Glaubt man auch in Zukunft noch exportiren zu können, wenn man den Import durch Schutzzölle unmöglich macht?]

Dieses großartige Bergwerk, welches die serbische Regierung im Jahre 1849 mit einem Kostenaufwande von über fünf Millionen Francs errichtete, wird bei umsichtiger Verwaltung der englischen Gesellschaft einen großen Nutzen bringen. Das zweite große Bergwerk zu Kucajna, wo gold- und silberhaltige Blei- und Zinnerze gewonnen werden, ist ein alter Bau; hier wurde schon zu Zeiten der serbischen Könige Gold gewonnen; doch erst 1862 begannen hier die Arbeiten von neuem, und zwar unter dem erfahrenen Berg-Ingenieur Felix Hoffmann, dem die serbische Regierung das Werk auf 50 Jahre zur Benützung überließ. Es wurde einige Jahre an der Entwässerung der Schächte gearbeitet und dabei aus den alten Schlacken Zinn gewonnen; doch aus finanziellen Rücksichten sah sich Herr Hoffmann veranlaßt, das Bergwerk im Einverständnisse mit der Regierung an eine Gesellschaft englischer Kapitalisten abzutreten, welche dasselbe im Oktober 1873 übernahm und an 300 Arbeiter darin beschäftigt. Ein drittes Bergwerk befindet sich in Wragocanitza, wo ganze Kupfererzlager sind, und in Struganik, wo ein weites Lager vortrefflicher Lithographiesteine ist. Es wurde im Jahre 1865 concessionirt, ging aber in der neuesten Zeit auch in die Hände einer englischen Gesellschaft über, welche den Bau ernsthaft in Angriff nehmen will.

Serbien hat überreiche Steinkohlenlager; in erster Linie

mag das große Bergwerk zu Lenje genannt werden. Es wurde schon vor Jahren die Kohle für den Bedarf der Kragujewatzer Werkstätten gewonnen, der Bau aber später eingestellt, da sich die Kosten für den Transport der Kohle sehr hoch stellten. Da aber diese Steinkohlenlager für den in Aussicht genommenen Eisenbahnbetrieb von unermeßlicher Wichtigkeit sind, so wurden die Lager von dem schon genannten Berg-Ingenieur Hoffmann, der unterdessen in serbischen Staatsdienst getreten, untersucht und Vorarbeiten unternommen, welche als Anfang des späteren großen Betriebes zu betrachten sind. Nach der Untersuchung des Herrn Hoffmann hat das Kohlenbecken 30 Kilometer Länge und 12 Kilometer Breite, und nach seiner ungefähren Schätzung beträgt das Quantum der hier lagernden Kohle 27 Milliarden metrische Centner!

Ein anderes großes Kohlenbergwerk befindet sich im Dorfe Kostolatz, südöstlich von Belgrad, hart an der Donau. Es ist ein Privatunternehmen des Herrn Wseterka, der hier für seine in Belgrad bestehende Dampfmühle und Spiritusfabrik das Brennmaterial gewinnt. Die Concession wurde ihm am 20. September 1873 ertheilt, und im Laufe des vergangenen Jahres wurden 752,500 Kilogramme Kohlen gehoben. Es sind hier 32 Arbeiter beschäftigt.

Die Regierung läßt eifrigst nach Salz suchen, und zu diesem Zwecke bereiste ein preußischer Salinen-Ingenieur im Juni 1874 einige Kreise Serbiens und bezeichnete im Kreise Rudnik und Cacak einige Stellen, wo Bohrungen auf Salz vorgenommen werden sollen. Glückt es, Salzlager zu finden, dann wird Serbien eine natürliche Reichthumsquelle mehr haben, denn schon jetzt wird eine ansehnliche Quantität des eingeführten Salzes in die nachbarlichen Gebiete wieder ausgeführt.

Der Haupterwerbzweig des serbischen Volkes ist der

Landbau. Um denselben zu heben, wurde im Jahre 1869 eine landwirthschaftliche Gesellschaft gegründet, welche sich mit der Einführung praktischer Geräthschaften beschäftigt, gute Sämereien vertheilt, Ausstellungen arrangirt. Die Gesellschaft genießt von der Regierung eine Unterstützung von jährlich 12,000 Francs, gibt ein landwirthschaftliches Journal „Tezak“ (der Landwirth) heraus und sorgt für die Ausgabe und Verbreitung gemeinnützlicher, populär geschriebener landwirthschaftlicher Werke unter der Landbevölkerung. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen im Jahre 1873 70,365.60 Frcs., die Ausgaben 17,740.80 Frcs.

Einen nicht minder großen Nutzen wird dem Landbau die im Jahre 1872 zu Pozarevatz eröffnete landwirthschaftliche Schule gewähren. Sie hat nur drei Kurse. Im Jahre 1873—1874 waren an der Anstalt neben dem Direktor noch fünf Lehrkräfte thätig. Im ersten Kurse waren 22, im zweiten 30 Zöglinge, welche den kostenfreien Unterhalt seitens der Regierung während der ganzen Schulzeit genießen. Jeder Zögling, der in die Anstalt aufgenommen werden will, muß wenigstens die vierte Gymnasialklasse absolvirt haben. Die Anstalt ist nach dem Muster der besten ähnlichen Anstalten im Auslande eingerichtet, hat vortreffliche Sammlungen der neuesten Geräthschaften und Maschinen, sowie auch reiche naturhistorische Kabinete.

Von Getreidearten wird am meisten Mais gebaut, dann Weizen, Gerste, Hafer und Roggen. In Serbien werden nicht jährliche Aufnahmen der bebauten Oberfläche gepflogen. Im Jahre 1867 wurde eine offizielle Aufnahme der bebauten Oberfläche vorgenommen. In Serbien wird das Ackerland nach Tagwerken = dan oranja, das Wiesenland nach Sensen = kosa, und die Weingärten nach Hacken = motika gerechnet. Wir haben die Landmaße

in Hectares umgewandelt, und bemerken, daß ein dan oranja = 0,365, eine kosa = 0,218, und eine motika = 0,058 Hectares ist. Demnach waren im Jahre 1867 in Serbien angebaut mit

	im Ganzen Hectares	Procent
Mais . . .	162,724.30	33.26
Weizen . . .	90,861.64	18.54
Gerste . . .	21,430.98	4.37
Hafer . . .	18,475.20	3.77
Rocken . . .	11,121.55	2.27
Spelz . . .	8,689.55	1.77
Heidekorn . .	738.03	0.15
Hirse . . .	249.30	0.05
Alle Getreidearten	314,290.55	64.12
Kartoffeln . .	4,685.87	0.95
Handelsgewächse	8,522.75	1.74
Weingärten .	23,820.00	4.86
Wiesenland .	138,823.71	28.33
Im Ganzen	490,142.88	100.00

Wie hoch sich die eingeheimsten Getreidemengen belaufen, ist bis heute nicht genau festgestellt worden. Nach einer ungefähren Berechnung analog der bebauten Fläche beträgt das jährliche Quantum der Ernte an

Weizen	99,620,160	Kilogramme,
Roggen	9,030,687	"
Gerste	17,704,654	"
Mais	176,633,663	"
Spelz	6,666,038	"
Hafer	12,833,116	"
Hirse	151,549	"
Haidekorn . . .	382,634	"
Zusammen	323,022,501	Kilogramme.

Von diesen Getreidemengen wird nur der wenigste Theil ausgeführt und das übrige im Lande selbst consumirt.

Serbien hat einen bedeutenden Viehstand; man muß jedoch tief bedauern, daß nicht öfter Viehzählungen vorgenommen werden, denn seit der letzten im Jahre 1866 durchgeführten Zählung ist keine weitere vorgenommen worden. Damals hatte Serbien

	Stücke im Ganzen	Stücke auf 1000 Einwohner
Pferde	122,985	101
Hornvieh . . .	771,425	609
Schafe	2,677,310	2,203
Schweine . . .	1,291,164	1,061
Ziegen	451,249	370
Zusammen	5,284,133	4,344

im Gesammtwerthe von 86,715,013 Frcs. oder auf den Kopf der Bevölkerung 71 Francs. Es wäre demnach der Wohlstand der Bevölkerung ein höchst zufriedenstellender. Einem aufmerksamen Beobachter konnte es im Laufe der letzten Jahre nicht entgangen sein, daß sich ein bedeutender Rückschritt im Wohlstande bemerkbar macht. Dieses in Zahlen auszudücken, ist keine Möglichkeit vorhanden, indessen bemerken wir nur so viel, daß die Fondsverwaltung (Uprava fondova), die wir schon früher zu erwähnen Gelegenheit hatten, im Jahre 1872 11,415 Schuldner hatte, denen im Ganzen 19,748,951.60 Frcs. geliehen wurden; im Durchschnitt kommen auf einen Schuldner 1,730.10 Francs und auf einen Einwohner etwa 16 Francs.

Diese mißliche Entscheidung findet in dem Umstande seine Erklärung, daß die letzten Jahre Mißtrauen brachten.

Nicht unerwähnt können wir eine wohlthätige Einrichtung lassen, welche Serbien in seinen Gemeindemagazinen

(obstinskikos) besitzt. In denselben wird nämlich für den Fall einer Hungersnoth ein gewisses Quantum Getreide eingebracht, und zwar muß dazu jede steuerpflichtige Person ihren Theil beitragen. Das Einschütten des Getreides in diese Magazine wird gleich nach vollbrachter Ernte bewerkstelligt, das alte Getreide, inwieweit es nicht schon früher an arme Leute ausgeliehen oder verschenkt wurde, aber verkauft und das Geld in der Gemeindekasse niedergelegt. Mit Ende des Jahres 1873 waren in sämmtlichen Gemeindemagazinen 5,159,693 Kilogramme Getreide, 40,066,102 Kilogramme waren geliehen und in baaren Fonds 614,409.20 Francs vorhanden.

In Serbien bestehen 1069 Gemeinden; dieselben hatten im Jahre 1872 für ihre Verwaltung 2c.

Ausgaben	1,641,933.20	Frcs.,
Einnahmen . . .	1,752,457.20	„

Das baare Gemeindevermögen belief sich am Ende des erwähnten Jahres auf 4,251,202 Frcs., eine nicht unansehnliche Summe, welche einen nicht zu verschmähenden Beitrag zu den Kriegskosten geben wird. [Rein communistisch!]

Am Ende wollen wir hier noch die Quantitäten der im Jahre 1873 ausgeführten Artikel namhaft machen. Von Getreidearten wurden ausgeführt:

Weizen	7,628,965	Kilogramme
Gerste	1,789,117	„
Hafer	1,296,399	„
Mais	226,897	„
Roggen	74,545	„
zusammen	11,015,923	Kilogramme
gegen	5,096,803	im Vorjahre.

Von den verschiedenen Vieharten wurden 1873 ausgeführt:

Hornvieh	45,430	Stück
Schweine	296,703	„
Schafe	43,430	„
Lämmer	12,081	„
Ziegen	12,935	„
zusammen	410,579	Stück
gegen	588,826	im Vorjahre.

Weiter sind im Jahre 1873 ausgeführt worden:

Schafhäute	342,372	Stück
Lammfelle	337,382	„
Ziegenfelle	45,808	„
Kitzchenfelle	10,449	„
im Ganzen	735,911	Stück
gegen	1,606,395	im Vorjahre.

Serbien besitzt wahre Zwetschgenwälder, deshalb ist die Ausfuhr dieses gedörrten Obstes enorm; auch der aus diesem Obste hergestellte Branntwein (Sliwowitza) wird stark, besonders nach Bosnien, ausgeführt. Im Jahre 1873 führte Serbien 5,652,724 (gegen 2,951,263 im Jahre 1872) Kilogramme gedörrte Zwetschgen und 2,934,717 (gegen 2,707,676 im Jahre 1872) Kilogramme Branntwein aus. Die Weinausfuhr ist unbedeutend, und zwar hauptsächlich wegen des zu hohen Einfuhrzolles, welchen Oesterreich-Ungarn beheben.

[Wenn Serbien, statt sich selbst auf Schutzzölle zu werfen, in das System der westeuropäischen Handelsverträge eintritt, könnte es auf dem Wege des Vertrags eine Ermäßigung dieses Zolles herbeiführen. Jedenfalls aber wäre es klüger, hinsichtlich des Wein-Exports sein Augenmerk auf weinarme Länder zu richten, anstatt auf Oesterreich-Ungarn, das selbst oft nicht weiß, wo es mit seiner Wein-Abundanz hinaus soll.]

Groß war im Jahre 1873 die Ausfuhr der Faßdauben (1,288,914 Stück), dagegen die der Knoppern sehr schwach (nur 334,913 Kilogramme) gegen die ausgeführte Menge der Vorjahre.

Es wurde ausgeführt:

Schafwolle . .	312,703	Kilogramme
Talg	123,434	„
Honig	67,542	„
Wachs	10,847	„

Es bleibt immerhin bemerkenswerth, daß die Bienenzucht so wenig in Serbien kultivirt wird und immer mehr zurückgeht. Im Jahre 1859 hat man bei der Zählung 166,737 Bienenkörbe vorgefunden und 1866 wurden deren nur 106,452 gezählt, mithin eine Abnahme von 36.15 Procenten."

Soweit Herr Jowanowitsch. Man sieht, das Land Serbien ist finanziell vollkommen existenzfähig, während z. B. Griechenland einen schweren Kampf um das finanzielle Dasein kämpft, — ein Kampf, dessen Gelingen zweifelhaft wird in dem Augenblick, wo bei den Großmächten der bisherige gute Wille anfängt zu fehlen.

Serbien ist durchaus nicht auf den guten Willen des Auslandes angewiesen. Es hat seinen finanziellen Schwerpunkt in sich selber. Sein Budget steht so ziemlich im Gleichgewicht und es hat finanzielle Bedrängnisse nicht zu fürchten. Nur gehören dazu zwei Voraussetzungen:

Erstens, daß es den Rathschlägen der Plusmacher und der Schutzzöllner kein Gehör schenkt, sondern festhält an einer gesunden Finanz- und Handelspolitik, welche die volkswirthschaftliche Entwickelung des Landes nicht hindert.

Zweitens, daß es nicht auf Abenteuer ausgeht und sich nicht etwa Vergrößerungshalber in einen Krieg stürzt. Denn dieser wäre der Anfang vom Ende.

Für ein Kriegsanlehen wird Serbien in ganz Europa keine Darleiher finden; und ein Zwangsanleihen im eigenen Land wäre schwerlich ergiebig.

Wohl aber würde es Kredit finden für produktive Zwecke, z. B. für den Bau von Eisenbahnen, welche die ungarischen und die türkischen Bahnen verbinden und die hier noch klaffende Lücke ausfüllen.

Zweites Intermezzo.

Von Belgrad bis Ruschtschuk-Dschurdschewo.

Es kostete mich einige Anstrengung, mich von dem Serbenländchen zu trennen. Morgens um 6 Uhr begab ich mich auf die Save an Bord der „Hildegard“. Der Schwierigkeiten der Schifffahrt wegen mußten wir uns aber in Drenkowa von ihr trennen und ein kleines Dampfschiff besteigen, auf welchem wir bis Thurm-Severino blieben. Hier kamen wir wieder auf einen großen Dampfer, den „Franz Joseph“, der uns hinuntertrug bis Ruschtschuk-Dschurdschewo, wo wir am zweiten Tage Nachmittags um 4½ Uhr ankamen, um uns nach Bukarescht zu begeben.

Zunächst muß ich eine Eigenthümlichkeit der Dampfer, sowohl der Donau- als der Lloyd-Dampfer, erwähnen, welche jeden Reisenden, der guten Appetit und Wißbegierde mit einander vereinigt, in einen schweren Konflikt der Pflichten verwickelt. Ich weiß es nicht, ob es auf Vorbedacht oder auf Zufall beruht, aber die Mahlzeit findet in der Regel auf der landschaftlich schönsten Strecke der Fahrt statt. Dies ist auf dem Rhein so, und auf der Donau auch. Diesmal begann unser Diner unmittelbar vor dem Felsen Baba-Kay, wo die romantische Partie der Donau anfängt. Später, als ich mit dem Lloyd-Dampfer von Varna nach

Constantinopel fuhr, nahm das glänzende Gabelfrühstück, das man uns vorsetzte, seinen Anfang in dem Augenblicke wo wir in den Bosporus einfuhren. Da das Essen auf diesen Schiffen in der Regel gut und in den Fahrpreisen der ersten Klasse mitinbegriffen ist, auch die See- und Flußluft zehrt, so hat man einige Neigung, an dem Essen theilzunehmen. Auf der andern Seite aber steht das Verlangen, zu sehn, zu beobachten und die Schönheiten zu genießen; und Schiller sagt:

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vereinter Strahl."

Was mich anbelangt, so wählte ich auf der Donau das Sinnenglück, d. i. das Essen, auf dem Bosporus aber den Seelenfrieden, d. i. die schöne Natur.

Der Grund, warum ich mich auf der Donau, und grade an einer so prachtvollen Strecke wie die von Golumbatsch bis zum eisernen Thor, für das Essen entschied, war ein zweifacher. Erstens stieg ein Gewitter herauf, das die Aussicht zu stören drohte; zweitens hatte ich die Fahrt von Basiasch bis Orschova schon im September 1873 gemacht und alle Einzelheiten standen mir noch lebhaft im Gedächtniß. Ich werde sie daher auch nach diesen meinen früheren Eindrücken beschreiben, halte es aber für nöthig, dies ausdrücklich zu bemerken, damit man nicht glaube, ich zaubere der Welt Potemkin'sche Landschaften vor, während ich an der Table d'hote Anker geworfen.

Auf der ganzen Strecke von Belgrad bis nach Basiasch, wo die Passagiere einsteigen, welche von Pest mit der Eisenbahn kommen, ist das serbische (rechte) Ufer bergig und malerisch, geschmückt mit Wald und Weinbergen, das ungarische (linke) Ufer niedrig und sumpfig, ohne irgend

welche Staffage, als hin und wieder eine Tscherdak, d. h. ein Wachthaus für die Zöllner und Soldaten der Militärgrenze, welche letztere sich ehedem von Peterwardein bis zur türkisch-rumänischen Grenze erstreckte. Dieses Zwischenland nahm die ansehnliche Fläche von mehr als 800 Quadratmeilen ein und hatte eine militärisch-communistische Verfassung. Die Krone betrachtele sich als den Obereigenthümer des gesammten Grundeigenthums und gab dasselbe in einzelnen Loosen an die Bevölkerung aus, in der Art, daß der Hausvater (Hospodar) an der Spitze der in einer Art Gütergemeinschaft lebenden Familie stand und für jeden Sohn, welcher eine separate Oeconomie gründete, ein neues Loos ausgegeben wurde. Es war dies eine Art Mittelding zwischen der Gütergemeinschaft, welche noch in Serbien herrscht, und jenem communalen Communismus, welchen wir in Bezug auf das Grundeigenthum und die Flurgemeinschaft in einem großen Theile des heutigen Rußland finden, und den uns der Freiherr von Haxthausen eben so anschaulich als optimistisch beschrieben hat. Sämmtliche Bewohner der Militärgrenze standen im Dienste der Krone. Sie hatten früher die Einfälle der Türken abzuwehren und später gegen das Einschleppen der Pest und den Schmuggel zu wachen. Diese Zwecke sind heute weggefallen. Man hat daher den Militärverband, welcher früher jeden männlichen Einwohner der Grenze vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahr umfaßte, aufgehoben und, wie man sagt, „die Bevölkerung ihrem bürgerlichen Berufe zurückgegeben". Das lautet nun zwar recht schön, aber es gefällt den Leuten sehr schlecht. Denn sie wissen nichts Rechtes mit sich anzufangen und haben, abgesehen von einer höchst primitiven Landwirthschaft, vom bürgerlichen Erwerbe keinen Begriff. Denn sie waren gewöhnt der Krone zu dienen und sich von der Krone unterhalten zu lassen. Man hat ihnen zwar das

Nöthigste an Grundeigenthum belassen, allein das Uebrige ist zu Gunsten des außerordentlich geldbedürftigen ungarischen Fiskus verkauft worden, und zwar, da man zu rasch damit vorging, in verhältnißmäßig ungünstigen Zeiten, und da das Angebot die Nachfrage weit überstieg, zu wahren Schleuderpreisen. Da der Grenzer zu arm ist, um etwas zu kaufen, so sind das Grundeigenthum und die fiskalischen Gebäude meistens fremden Speculanten zugefallen, die natürlich auf die eingeborene Bevölkerung nicht diejenige Rücksicht nehmen, welche ihr die Krone zu gewähren gewohnt war. So ist denn die Lage dieser Leute, welche früher schon keine glänzende war, eine recht schlechte geworden. Man hat sie wirthschaftlich selbstständig gemacht, ohne ihnen die nöthige Unterlage dafür zu geben, und ohne sie eine Schule durchmachen zu lassen, welche erforderlich war, um sie zur Selbstständigkeit zu befähigen. Man hört von ihnen die nämlichen Klagen, wie sie vor Zeiten in Deutschland erschallten, als man die Leibeigenschaft abschaffte, und die Leute nicht wußten, was sie mit ihrer „Freiheit" machen sollten, sie vielmehr recht gerne für das erste beste Linsengericht verhandelt hätten, wenn nur Jemand dagegen wäre, der geneigt war, ein solches Geschäft mit ihnen abzuschließen.

„Der Teufel hole die Freiheit! Hätte ich nur meine zwölf Gulden wieder!" sagte mir ein alter Grenzer, und er erläuterte mir dies dahin, daß früher jeder dienstfähige Mann jährlich zwölf Gulden Münz erhalten, was für ihn und seine sieben Söhne schon einen schönen Brocken Geld ausgemacht habe. Mit der Zeit wird sich ja das Alles ausheilen. Aber der jetzige Uebergangszustand ist außerordentlich hart für die Leute. Auch die Städte oder richtiger gesagt: die größeren Ortschaften klagen sehr, daß sie keine Officiere mehr haben, welche ihr Geld da verzehren.

Auf dem linken Ufer liegt die Militärgrenzstadt

Pantschowa. Hier mündet von Norden kommend die Temesch, um der Donau, welche von Belgrad bis hierher westwärts geflossen, wieder eine südliche Richtung zu geben, grade so wie wir dies bei der Einmündung der Theiß gesehen haben. Auch die Temesch, der Hauptfluß des ungarischen Banates, ist außerordentlich wasserreich. Unmittelbar nach ihrer Einmündung ist die Donau etwa 4—5000 Fuß breit. Auf der rechten Seite des Stromes war bis hieher immer noch ein heller Streifen zu erkennen, welcher das Wasser der Save markirte. Die durchsichtigen, klaren und grünlichen Fluthen dieses Flusses meiden es so lange wie möglich, sich mit dem dicken, trüben, gelben Wasser der Donau zu mischen. Erst hier, wo von der anderen Seite die Temesch einwirkt, vermögen sie dem unwillkommenen Connubium nicht mehr zu widerstehen.

Während wir auf dem linken Ufer nur noch Schilf und Rohr erblicken, aus welchem von Zeit zu Zeit das Dach einer einsamen Tscherdake hervorsieht, die wahrscheinlich auch schon dem Untergang geweiht ist, begleiten uns auf dem rechten serbischen Ufer Wälder von vielhundertjährigen Eichen, welche hier zu Lande in eine unauflösliche Ideenassociation mit den Schweinen stehen. Ein Mitreisender erzählte mir, in dieser Gegend grüßten einander die schweinezüchtenden Serben mit den Worten „Gute Eicheln!", was so viel wie „Guten Tag!" bedeute. Ich habe diesen Gruß bei den Ausflügen, welche ich von Belgrad aus unternahm, nirgends vernommen und erlaube mir daher an der Richtigkeit der Behauptung zu zweifeln, und zwar um so mehr, als mein Gewährsmann ein Rumäne war, und diese die Serben nicht lieben. Abwechselnd mit den Eichenwäldern finden wir Weinberge auf dem serbischen Ufer, deren Produkt ohne Zweifel ein gutes sein würde, wenn man bei dem Weinbau, dem Keltern und der Keller-

behandlung nur den geringsten Grad von Sorgfalt anwenden wollte. Es scheint aber einmal ein unabänderliches Gesetz zu sein: „Je gütiger die Natur, desto fauler der Mensch.“

Von den Ortschaften auf dem serbischen Ufer: Grotska, Semendria (auf Serbisch: Smédérévo) und Passarowitz (auf Serbisch: Pojarewatz) habe ich schon gesprochen. Zwischen Smédérévo und Pojarewatz mündet die Morava in die Donau. Die Eisenbahn, welche in Zukunft einmal die türkischen Eisenbahnen mit den österreichischen verbinden und den Ueber-Land-Verkehr zwischen Mittel-Europa und dem Orient herstellen wird, ist der ganzen Lage der Sache nach auf das Thal der Morava angewiesen. Dieser Fluß entsteht bei Maskare aus dem Zusammenströmen der serbischen und der bulgarischen Morawa. Folgt man der letzteren, so gelangt man bei Nisch auf das türkische Gebiet und dann weiter auf die Eisenbahn Bellowa, Philippopel, Adrianopel, Constantinopel. Folgt man der ersteren und geht dann an dem Nebenflusse Ibar hinauf, so kommt man nach Mitrowitza in Süd-Bosnien, dem jetzigen Endpunkt der türkischen Bahn, welche von Saloniki über Köprili und Ueschküp hieher führt. Von Mitrowitza aus überwindet man mit Leichtigkeit die Wasserscheide zwischen Donau und Aegeischem Meer, zwischen Morawa und Wardar; und so wird dann die Donau, welche aus dem Herzen von Mittel-Europa kommt, in directe Verbindung gebracht mit dem Hafen von Saloniki (Thessalonika), welcher schon einmal eine große Rolle gespielt hat und sie, menschlicher Berechnung nach, in einer nicht allzu entfernten Zukunft wieder spielen wird. Weniger wahrscheinlich ist die Fortsetzung der Eisenbahn von Prischtina-Mitrowitza durch ganz Bosnien und Croatien hindurch bis nach Agram. Zwar ist weiter gen Norden schon ein kleines isolirtes Stück gebaut, nämlich von Banja-Luka

nach Novi, aber dieses Zugpflaster hat nichts geholfen. Die Strecke ist zu lang, zu schwierig und zu kostspielig. Sie wird nur gebaut werden, wenn sich entweder die politischen Constellationen ändern, also z. B. Oesterreich gezwungen würde, Bosnien und die Herzegowina zu annectiren, oder wenn ohne eine solche Veränderung Oesterreich finanzielle Opfer brächte, um diesen Eisenbahnbau zu fördern. Letzteres ist nicht wahrscheinlich. Bloße Verträge aber helfen nichts, wenn der Mitcontrahent nicht solvent ist. Denn, wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, — und auch der Kaiser von Oesterreich.

Die alte Festung Semendria, welche, an der Jessava, einem der verschiedenen Mündungsarme der Morawa gelegen, sich weit in das Flußgebiet der Donau vorschiebt, macht mit ihren doppelten zinnengekrönten Mauern und ihren zweiundzwanzig Thürmen, verschiedener Höhe, einen ebenso malerischen als imposanten Eindruck. Von Pojarewatz, das etwas landeinwärts liegt, sieht man nur die Thürme. Hier wurde nach dem großen Belgrader Siege des Prinzen Eugen von Savoyen der „Passarowitzer Friede“ geschlossen, durch welchen Oesterreich die kleine Walachei, das Temeschvárer Banat und einen Theil von Serbien (Belgrad mit inbegriffen) erhielt.

Unterhalb Semendria theilt sich die Donau wieder in zwei Arme, welche eine große Insel und unzählige kleine umspannen. Diese Inseln sind die Zufluchtsstätte zahlloser Wasser-, Sumpf- und sonstiger Vögel, welche hier die Nacht zubringen, um jeden Morgen ihre Ausfälle auf beide Ufer zu machen, wo sie die Getreidefelder und die Weinberge plündern.

Nachdem man noch auf dem serbischen Ufer Rama passirt hat, — eine alte serbische Festung, welche auf den

Substructionen eines römischen Castrum errichtet sein soll, — erreicht man Basiasch, die Passagier- und Kohlenstation der Dampfschiffe. Man hält hier etwa eine halbe Stunde, und da Basiasch sonst ein trostloses Nest ist, in welchem der Bahnhof, die Lagerhäuser und Schuppen die Hauptrolle spielen, so thut man am besten, während der Haltezeit den Hügel rechts vom Bahnhofe zu besteigen, welcher uns nicht nur einen kühlen Schluck Pilsner Bier, sondern auch eine schöne Aussicht auf das serbische Ufer und Donau-abwärts bietet. Die Donau bildet hier einen tiefen weiten Kessel, in dessen Mitte eine malerische Insel, Nowageia, liegt. Als ich im Jahre 1873 diese Stelle passirte, hauste hier ein Sturm, welcher das Dampfboot zwang, noch länger als gewöhnlich vor Anker zu liegen. Einige Meilen weiter unten bildet nämlich die Donau einen ganz ähnlichen Kessel wie bei Basiasch. Zwischen diesen beiden Kesseln befindet sich eine enge Rinne, eine Gebirgsspalte, welche kaum genug Platz hat für die gewaltigen Wassermassen der Donau. Diese beiden Kessel brüten Unwetter aus; der obere schickt sie dem unteren zu und umgekehrt. Dadurch, daß sie die dazwischen liegende enge Schlucht passiren müssen und dort die Fluthen zu fassen bekommen, gewinnen sie eine dämonische Gewalt. Tobt der Sturm stromaufwärts, so führt er den Namen Koschowa; stromabwärts gehend heißt derselbe Gonniak. Ich habe das vorige Mal eine Koschowa erlebt. Es war das erste Mal, daß ich das Wasser den Berg hinauffließen sah. Aus der schwarzen Schlucht unterhalb Basiasch brüllte der Sturm, sauste der Wind und rollten die Wogen herauf mit einer Heftigkeit, die ihres Gleichen suchte. Glücklicher Weise waren Kähne oder Schiffe, die man überhaupt oberhalb des eisernen Thores beinahe nie zu Gesicht bekommt, nicht auf dem Flusse. Und so lief denn der Sturm, der sich auf

die Zeit einer Stunde beschränkte, abgesehen von einer partiellen Ueberschwemmung, im Uebrigen ohne Schaden ab.

* * *

Diesmal, 1875, war Alles heiter und glatt. Während das Schiff bis dahin ziemlich leer war, lieferte die von Pest kommende Eisenbahn, welche hier noch des Anschlusses an die rumänische Strecke ermangelt, ein zahlreiches Contingent von Passagieren, mit welchen ich die Reise bis Dschurdschewo zurücklegte. Für mich der Interessanteste unter meinen Reisegefährten war ein deutscher Gelehrter aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Er wohnt dermalen in Bukarescht und gab mir manche dankenswerthe Belehrung über die Zustände der Donauländer. Es ist bekannt, mit welch' rührender Anhänglichkeit die Siebenbürger Sachsen festhalten an ihrem deutschen Vaterlande, aus welchem sie im zwölften Jahrhundert auswanderten, um hier im äußersten Südosten die Hochburg der transsylvanischen Alpen gegen die anstürmenden Türken und Kumanen zu vertheidigen und die ungarische Krone zu retten (Kronstadt im Siebenbürger Burzenlande führt heute noch den Wahlspruch: „ad retinendam coronam"). Die Ungarn garantirten ihnen dagegen den Besitz des Landes, des sogen. „Königsboden", ihrer Nationalität, ihrer Kirche und ihrer alt-germanischen, corporativen Verfassung, — ein Versprechen, das leider nicht immer gehalten worden ist. Um so standhafter klammern sich aber die Sachsen an Deutschland, wo sie überall den wärmsten Sympathien begegnen. Ihre Jugend sucht bei uns Unterricht, und die meisten Prediger des Sachsenlandes, die sich nicht nur um die evangelische Kirche, sondern auch um die Volksschule die größten Verdienste erwerben, haben ihre theologischen und sonstigen Studien auf deutschen Universitäten gemacht.

Mein Siebenbürger Reisegefährte hatte eine sehr gute Meinung von der Bildungsfähigkeit und dem Bildungstrieb der rumänischen Race.

„Aber“, sagte er, „es fehlt an Schulen, an Volks-, an Fortbildungs-, an Gewerbe-Schulen. Rumänien hat zwei Universitäten, in Bukarescht und in Jassi, ein Conservatorium für Musik, zwei Schulen für Kunst (écoles des beaux-arts), eine Handelsschule und eine Schule für Medicin und Pharmacie. Es hat 3 Realschulen, 15 Gymnasien, 6 Lyzeen, 8 Seminarien, eine mazedo-rumänische Schule (école macédo-roumaine) — nämlich für die türkischen Rumänen, — eine höhere Töchterschule. Im Ganzen also 43 höhere Lehranstalten. Angeblich hat es auch 2,141 Volksschulen auf dem Land und 132 in den Städten. Die städtischen Schulen bestehen größtentheils auch in der Wirklichkeit; die ländlichen nicht. Man versichert, in den letzteren werde der Unterricht umsonst ertheilt. Das ist wahr, d. h. man unterrichtet nicht nur gratis, d. i. unentgeltlich, sondern auch frustra, d. h. vergeblich. Es fehlt an Lehrern, welche etwas gelernt haben. Die Lehrerstellen sind theils gar nicht besetzt und theils mit ungenügenden Kräften. Um ein Volk zu unterrichten, welches zwar in hohem Grade bildungsfähig ist, aber der Voraussetzungen, welche der primäre Unterricht anderwärts vorfindet, gänzlich ermangelt, und bei welchem die Schulkinder im Haus und in der Familie keinen Rückhalt und keine Förderung finden, sondern das Gegentheil, — da bedarf es Lehrer von größter Hingebung und Befähigung. Daran aber fehlt es; und deshalb leisten die rumänischen Volksschulen nichts, vorausgesetzt, daß sie überhaupt existiren. Es wäre nöthig, daß man erst einmal zehn Jahre lang alljährlich hundert Schulamts-Candidaten hinausschickte, um sie etwa auf deutschen Lehrer-Seminarien ausbilden zu

lassen. Dann wäre ein Anfang gemacht, eine Grundlage gelegt, auf welcher man fortbauen und die vielverschriene Wiedergeburt der rumänischen Nation zu einer Wahrheit machen könnte. Jetzt aber ist das im Auslande so viel besprochene rumänische Volksschulwesen eine Spiegelfechterei. Die Masse des Volkes lernt nichts bei dem jetzigen Zustand, und fast will es scheinen, es ist auch nicht die Absicht der Priester und der höheren Klassen, sie etwas lernen zu lassen. Die höheren Unterrichtsanstalten sind zahlreich besucht. Aber Alle, welche dieselbe besuchen, reflectiren auf Anstellung im öffentlichen Dienste. Je größer die Anzahl der Gymnasiasten und der Studenten, desto größer wird die Stellenjägerei, und die letztere findet dann auch noch in unserem eigenthümlichen Parlantarismus einen fruchtbaren Boden. Daß die Gutsbesitzer, die Kaufleute, die Fabrikanten die Universitäten und die höheren Lehranstalten besuchen, ohne die Absicht, Dienste zu nehmen, — wie dies ja jetzt in West=Europa und auch in Deutschland so häufig ist, — das kommt in Rumänien nicht vor. Die zahlreichen höheren Schulen haben nur einen Erfolg, — nämlich den, den Andrang zum Staatsdienst zu steigern. Man sucht nicht mehr Menschen für Stellen, sondern Stellen für Menschen. Das Land ist nicht reich genug, um alle diese Beamten zu ernähren. Die jetzige Regierung ist eine relativ gute; aber ob sie stark genug ist, ihre Aufgabe zu erfüllen, das steht sehr in Frage."

Den Gegensatz zu dieser Auffassung bildete ein zweiter Reisegefährte, ebenfalls in Rumänien wohnhaft, aber von Geburt ein heißblütiger Serbe, Omladiner, Annectirer, Türkenverspeiser. Von Schulen wollte er nichts wissen, wohl aber von einer sofortigen und directen Betheiligung an dem damals erst aufglimmenden Aufstand in Bosnien und der Herzegowina. Die gegenwärtige Regierung in

Rumänien verschrie er als reactionär und „judenfreundlich“. Nach seinen weiteren Aeußerungen zu schließen, war „Juden“ nur ein Euphemismus. Er meinte die Deutschen und enthielt sich dieses Wortes aus Rücksicht auf mich. Er schwärmte für den Fürsten Cusa, ihm allein habe Rumänien die Aufhebung der Klöster und alle übrigen Fortschritte zu danken. Nur zuletzt sei Cusa schwermüthig und regierungsüberdrüssig geworden. Er habe sich mit dem Gedanken der Abdankung getragen, und er würde von selbst gegangen sein, wenn man ihn nicht fortgejagt hätte. Auch habe er so gut verstanden „mit den Pfaffen umzuspringen“. „Als Cusa die Klostergüter säcularisirt hatte,“ so erzählte mein Serbo-Rumäne, „erschien der Erzbischof von Bukarescht*) bei ihm, um ihm im Auftrage des Allerhöchsten eine Strafpredigt zu halten. Cusa ließ ihn ruhig ausreden und antwortete dann: „Ehrwürdiger und heiliger Vater, solltest Du etwa ein gut Gebet wissen für Wiederherstellung der Manneskraft, dann bete dasselbe, denn wir Beide hätten es nöthig; weißt Du aber keines, dann schweige, mein heiliger Vater.“ Ich zweifelte an der Richtigkeit dieser Anecdote, allein sie wurde mir später in Bukarescht bestätigt, und zwar von Anhängern Cusa's, deren es in Rumänien noch ziemlich viele gibt.

Unter den Passagieren des ersten Platzes verdient noch eine seltsame Gruppe Erwähnung. Es war eine ältere Dame mit zwei jungen Mädchen und einem Priester in mittleren Jahren. Der Steward des Dampfschiffes, von welchem man in der That sagen konnte: „Zwar Alles weiß

*) Dieser Erzbischof nennt sich „Metropolitan für Rumänien und Ungarn“. Ungarn erkennt aber seine Metropolitanschaft nicht an, sondern hat seinen eigenen griechischen Ober-Bischof, der bei Hermannstadt residirt. Es verhält sich also mit diesem griechischen „Metropolitan“ wie mit unserem katholischen „Primas von Polen“.

er nicht, doch viel ist ihm bewußt", behauptete, es seien die Frau, die Töchter und der Hauskaplan des persischen Gesandten in Constantinopel, und sie kämen zurück von einem längeren Aufenthalte in Paris, den sie zum Zwecke ihrer weiteren Ausbildung verwandt hätten. Die alte Dame und die beiden jungen erinnerten an jene typischen Ninive-Gesichter, welche uns durch Layard bekannt geworden. Die Mutter war in orientalischer Weise sehr farbenreich gekleidet. Die Töchter dagegen trugen einfache und geschmackvolle Kleider von perlgrauer Seide und von dem neuesten Pariser Schnitt. Auffallend waren an ihnen nur die wahrhaft unerhört großen und hohen — oder soll ich sagen: dicken? — Füße, welche, in Pariser Stiefeletten mit thurmhohen Absätzen eingeklemmt, das öffentliche Mitleid für sich in Anspruch zu nehmen schienen. Der stattliche Haus- und Familien-Caplan trug einen hohen, oben breit ausladenden Calpak von violetter Farbe und wallende lange Priestergewänder, Oberflügel schwarz, Unterflügel roth. Es ist seltsam, daß bei allen Nationen der Erde es gerade die Himmlischen, die Priester sind, welche es am meisten lieben, sich durch außergewöhnliche Mützen und Kleider und sonstigen irdischen Tand auszuzeichnen. Die Familie nahm an dem gemeinsamen Essen Theil, die Damen auch an der Unterhaltung, welche im allgemeinen deutsch, mit ihnen aber ausnahmsweise französisch geführt wurde. Sie schwärmten für Paris und die Franzosen. Der Hauscaplan dagegen nahm an der Unterhaltung keinen Antheil, mochte ihm nun der Mangel an Sprachkenntnissen oder der Ueberfluß an geistlicher Würde ein solches verbieten. Desto stärker betheiligte er sich beim Essen, jedoch machte ihm der Gebrauch der Gabel einige Schwierigkeiten, und während die Rechte mittelst dieses Instrumentes die Zufuhr hinter den Zaun der Zähne besorgte, secundirte ihr dabei die unbewaffnete

Linke heimlich-verstohlen in rein naturalistischer Weise. Allein sein Gott segnete, was er genoß, denn er war kräftig und wohlgenährt wie ein Büffel.

Auf dem Vorderdeck dagegen sah es recht proletarisch aus. Mit jeder Station gab es einen Wechsel der Scenen, und jemehr wir Donau-abwärts kamen, desto orientalischer wurde der Charakter der buntigen Sippschaft. Da waren Bulgaren im Kreise um eine große runde Schüssel gelagert, neben sich hatten sie Wasserkrüge mit geschweiften Henkeln, buntfarbig glasirt, stehen. Zwei Türken kauerten weit getrennt von den Uebrigen bei einander. Der Eine trug einen grünen Turban und war offenbar der Herr; der Andere hatte nur einen schmierigen Lappen um den Kopf gewunden und steckte im Uebrigen in einer einheitlichen grauen Enveloppe, unter welcher hin und wieder aus Lücken und Löchern heraus ein sehniger nackter Körper zum Vorschein kam; der Mann hatte einen Spieß von mittlerer Länge in der Hand, der an beiden Seiten scharf zugespitzt war; er sah aus, wie der „göttliche Sauhirt". Den mit dem grünen Turban, der eifrig aus einem langen Tschibuk rauchte, bat ich um Feuer für meine Cigarrette. Er willfahrte meiner Bitte mit würdevoller Langsamkeit, aber doch auch mit vornehmer Liebenswürdigkeit. Ich lernte hier zum ersten Mal die türkische Begrüßung kennen und erwiderte sie so gut es ging. Der schönste Mann an Bord aber war ein junger Tscherkesse aus einem türkischen Dorfe an der unteren Donau. Er steckte in dem hellgrauen Tscherkessengewand mit den Taschen für Patronen auf beiden Seiten der Brust und trug die gewöhnliche hohe schwarze Mütze. Seine Muskeln und Sehnen waren die eines Löwen und seine hellblauen Augen blitzten wie die eines Adlers. Seine Taille übertraf an Schlankheit die des elegantesten Berliner Gardelieutenants. Meine Versuche, mit ihm zu sprechen,

mißlangen. Wir konnten kein gemeinschaftliches Idiom finden; und unsere beiderseitigen Muttersprachen waren einander wildfremde Damen. Um jedoch wenigstens etwas für ihn zu thun, bot ich ihm eine Cigarrette an. Er acceptirte sie, weigerte sich aber beharrlich, sie anzustecken, bevor ich die meinige in Brand gesetzt hatte. Als ich in Tschurdschewo ausstieg, grüßte er mich noch einmal in verbindlichster Weise. Er hatte die Sitten eines „finished gentleman".

Die Türken trugen theils den Fez, theils den Turban, und zwar meistens einen weißen. Ihre Gewänder waren weit, und die Vornehmeren trugen trotz der heißen und trockenen Jahreszeit Ueberschuhe, — eine Sitte, deren Grund mir erst auf türkischem Boden ein tanzender Derwisch explicirte, wie ich dies später erzählen werde.

Die Bulgaren hatten dagegen sehr enge Gewänder, meistens aus braunem Wollstoffe gemacht. Sie trugen Alle enganliegende Gamaschen, aber nicht Alle Schuhe, sondern großentheils nur Schlappen. Auf dem Kopf hatten sie den rothen Fez und um den Leib eine große rothe Binde aus Wolle.

Der Rumäne trägt das Hemd über die Hosen, die Brust steckt in einem Koller aus Schafleder, die Wolle nach Innen. Das Hervorstechendste an ihm ist die große schwarze Schaffellmütze.

Gemeinsam war es allen diesen Völkerschaften von der unteren Donau, wie sie sich nach und nach auf unserem Dampfer einstellten, daß sie Alle den Kopf bedeckt trugen und diese Kopfbedeckung unter keinerlei Umständen ablegten, während wir Westeuropäer es selbst unter freiem Himmel lieben, den Kopf zu entblößen und einen kühlenden Windstoß durch die Haare (si quae sint) fahren zu lassen. Wir halten es mit dem Testamente des niederländischen Doktors, welches lautet:

„Boven kalt, unten warm und in der Mitte open,
Dann laat den Doktor lopen."

Die Orientalen sind entschieden anderer Meinung, wenigstens was den Kopf anlangt.

Von Widdin und Rahova ab lieferte das rechte Ufer auch türkische Frauen. Ich habe diesen interessanten Geschöpfen jedoch ein ausführliches Kapitel im zweiten Bande gewidmet und verweise auf dieses, und zwar um so mehr, da mich hier die Vorliebe für meine Reisegefährten ohnedies schon verleitet hat, weit vorzugreifen und namentlich von Basiasch abzuschweifen, wohin ich nunmehr wieder zurückkehre, um die Fahrt durch das eiserne Thor zu beschreiben.

* * *

Wir steuern von Basiasch durch den Kessel nach der Schlucht, in welche sich die Donau hineindrängt. Mitten aus den Fluthen ragt ein kolossaler mit steilen Wänden aufsteigender kegelförmiger Fels, und auf dem rechten Ufer sieht man ein großes Schloß oder eine Festung, die im Wasser beginnt und bis zum Scheitel des Berges hinaufreicht. Der Fluß, vor Kurzem noch fünftausend Fuß breit, schrumpft hier auf fünfhundert zusammen. Die Kalkwände treten immer näher zusammen. Sie werden immer steiler und schwärzer, und nur in ihren Verklüftungen oder auf ihrem Scheitel grüßen uns hin und wieder grüne Büsche und Bäume.

Jener Fels im Strombette, — er ist weit größer und imposanter als der Mythenstein im Vierwaldstädter-See — wird gewöhnlich der Papagei genannt, und selbst in dem sonst sehr empfehlenswerthen „Itinéraire de l'Orient" von Doktor Isambert (2me edit., Paris, Hachette & Comp., 1873) ist zu lesen von einem „rocher pointu appelé le Perroquet". Diese Bezeichnung beruht jedoch auf einem

sprachlichen Mißverständnisse. Dieser Felskegel, an welchem die schäumenden Wellen sich brechen, heißt nämlich nicht Papagei, sondern Baba-Kay. Kay heißt auf Walachisch: Reue. Baba aber ist ein slavisches Wort, jedoch auch bei den Walachen gebräuchlich; es bedeutet Großmutter, Mütterchen, oder auch schechtweg: Altes Weib. Baba-Kay ist also „die Reue der Alten". Die Walachen und die Raitzen, letztere sind illyrische Slaven — welche Völkerschaften sich hier kümmerlich als Fischer ernähren —, erzählen: Einer ihrer Kollegen, welcher hier gehaust, habe ein schrecklich böses Weib gehabt, und da er sich ihrer gar nicht mehr anders habe erwehren können, so habe er sie unter dem Vorwande, sie solle ihm beim Fischfang helfen, auf diesen Felsen ausgesetzt und sei von dannen gefahren; da sitze sie denn noch, wenn sie sich nicht etwa zwischenzeitig in die Donau gestürzt habe. Ich habe schon jenen von Osten kommenden und den Strom bergaufwärts treibenden Sturm, von den Walachen genannt „Koschowa", erwähnt. Die Schiffer schreiben denselben dieser Baba zu. Hört man sie auf dem Felsenriffe heulen, dann kommt der Koschowa. Das Ganze ist eine einfache, wetterdeutende Fischersage, wie es deren überall auf Strömen und Meeren gibt. Natürlich konnten sich aber unsere Sagenfabrikanten bei diesem natürlichen Sachverhalt nicht beruhigen. Wie um die Lurley am Rhein, haben sie auch um die Baba-Kay an der Donau ihren langen Faden gesponnen. Allein das Volk der Serben und Raitzen weiß nichts von allen diesen hochromantischen Dingen. Ich will daher auch nicht meine Zeit verschwenden, sie nachzuerzählen.

Die alte Burg, welche auf dem rechten Ufer aus den Fluthen der Donau hinauf an der steilen Wand bis auf die Spitze des Bergs klettert, heißt Golumbatsch. Der Name soll von Columba, die Taube, herkommen; und dies

erſcheint wahrſcheinlich, weil der türkiſche Ausdruck Göger-Dſchinlik heißt, d. i. Taubenſchlag. An dieſe Tauben und an die Kaiſerin Helena, welche hier gefangen geſeſſen haben ſoll, knüpft man auch eine Maſſe „Volksſagen“ an, von welchen das Volk nichts weiß, und die man nachleſen mag in den Büchern, welchen dieſe Geſchichten ihre Entſtehung verdanken. Die Eingeborenen erzählen nur, daß im vorigen Jahrhundert ein berühmter Räuberhauptmann Namens Vorntſchau ſich in dieſem Schloſſe feſtgeſetzt, von da aus die Gegend unſicher gemacht und ſich bis zu ſeinem Tode hier behauptet habe gegen die bewaffnete Macht und gegen deren vergebliche Verſuche, die feſte Burg zu erſtürmen.

In der That beherrſcht die Burg ſelbſt noch in ihrem jetzigen Verfall die ganze Gegend. Sie beſteht aus einem großen Complexe von Thürmen, Donjons, Wällen, Mauern und verdeckten Gängen, die mit einander in Verbindung geſetzt ſind. Neun Thürme ragen beſonders hervor. Davon ſtehen drei in der Donau auf Felſen, welche nur bei ſehr niedrigem Waſſerſtande zum Vorſchein kommen; drei ſtehen an dem ſteilen Abhang des Berges und drei auf deſſen oberſter Höhe, auf welcher ſich auch noch Befeſtigungen gegen die Landſeite befinden. Dazu kommt, daß die Donau hier ſehr ſchmal und auch die gegenüberliegende Seite durch eine beinahe ſenkrechte Kalkwand geſchloſſen iſt. Die Gelehrten behaupten, daß die Subſtructionen altrömiſch ſind und aus der Zeit des Kaiſers Trajan ſtammen, auf welchen hier überhaupt jede ältere Spur der Kultur und des Krieges zurückweiſt. Später haben hier die Byzantiner gehauſt; und die große Kaiſerin Maria Thereſia ſoll die Feſtungswerke zum letzten Male erneuert haben. Wir ſehen dann, während wir in dieſer Schlucht zwiſchen den ſteilen altersgrauen Kalkſteinfelſen vorwärts nach Oſt-Süd-Oſt

fahren, eine große Höhle auf dem linken Ufer vor uns, welche man die Mückenhöhle nennt. Sie ist eine der zahlreichen Höhlen, welche sich hier in den durchklüfteten Bergriffen gebildet haben. Die Eingebornen erzählen, der heilige Georg habe, nachdem er zu Gottes Preis, den Menschen zum Heil und dem Teufel zum Trotze, hier den Drachen erschlagen, dessen Haupt, damit sich Niemand vor demselben entsetze, in diese Höhle geworfen. Aus der verwesenden Zunge des Ungeheuers aber bildeten sich nun alljährlich die verheerenden Schwärme jener kleinen Fliege, welche so giftig sei, daß alles Vieh auf den Weiden, welches denselben nicht entrinnen könne, an ihren Stichen sterben müsse. Denn in den Stichen stecke der giftige Geifer des Drachen. Vor langen Jahren habe hier einmal ein weiser König geherrscht, und dieser habe beschlossen, den Leiden von Vieh und Menschen ein Ende zu setzen. Er habe zu einer Zeit, wo keine der giftigen Fliegen mehr auswärts gewesen, die Höhle zumauern lassen, und so sei es geblieben bis zum nächsten Sommer, und seien keine Fliegen mehr zu spüren gewesen; eines Tags aber habe es furchtbar gekracht, die Mauer sei auseinander geborsten, endlose Schwärme von Fliegen seien wieder aus der Höhle gebrochen und hätten die ganze Umgegend bis nach Orschowa hinunter überschwemmt, giftiger und zahlreicher als jemals. Seitdem habe man keinen Versuch mehr gemacht, sondern eingesehen, daß nur die Vorsehung helfen könne.

Soweit die Sage. Man weiß*), daß, wie bei uns in Deutschland Sanct Georg der Nachfolger unseres altgermanischen Wuotan geworden, so derselbe im Süden und im

*) Siehe Arthur und Albert Schott, Walachische Märchen, (Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1845) und mein Skizzenbuch (Stuttgart, Auerbach, 1875) Band II. Reisestudien, das Kapitel „Karlsbader Kulturstudien".

Südosten an die Stelle von Apollo dem Drachentödter getreten. Der Drache bedeutet in der antiken, wie in der christlichen Mythologie den Winter, die Unterwelt, den bösen Feind, von welchem Alles stammt, wodurch die Menschheit gequält wird. Apollo, und nunmehr Sanct Georg, bedeutet den Sommer, die Sonne, die dem Menschen freundliche Naturgewalt. Der Sommer hat den Winter niedergeworfen, die Reste des letzteren, Schnee und Eis, lagern noch in der Höhle; schmelzen sie aber unter den Strahlen der Sonne, so erzeugen sie mephitische Dünste und Ungeziefer, über welches selbst der Sonnengott nicht im Stand ist, Herr zu werden.

Natürlich entstehen diese Fliegen nicht in der Höhle. Sie kommen wohl aus dieser Höhle so gut, wie auch aus andern (denn hier fehlt es nicht an solchen); allein sie kommen nur deshalb heraus, weil sie vorher hineingekrochen sind, wahrscheinlich um Schutz vor dem Wetter oder dem Winter zu suchen. Professor Dr. Karl Koch, der berühmte Orientreisende und Naturforscher, behauptet, die Golumbatsch-Fliege gehöre zu jenen stechenden Kriech-Mücken, Simulium reptans, welche auch in dem übrigen Europa vorkommen. Ich selbst habe glücklicherweise keine nähere Bekanntschaft mit denselben gemacht. Die Deutsch-Oesterreicher nennen sie Gelsen.

Im weiteren Verfolg der Schlucht, in welcher sich die Wellen an den Fesennasen brechen, sieht man auf dem linken Ufer die Straße eingehauen, welche Ungarn seinem großen Patrioten Stephan Szechenyi verdankt. Man kann in Ungarn nicht reisen, ohne seiner zu gedenken. Bei Gradischtje sehen wir die Ueberreste eines Römer-Castells, wie sie häufig sind auf der Strecke von hier bis zu den beiden Brückenköpfen, welche die Stellen der Trajansbrücke bezeichnen. Dann folgt das Dorf Golumbatsch, hin-

ter welchem sich das Strombette wieder erweitert. Die Abhänge sind nicht mehr so steil und wieder mit Laubholz bewachsen. Hin und wieder öffnet sich rechts oder links ein Thal, in welchem man Häuser und Ställe und Vieh auf fruchtbaren Triften wahrnimmt. So geht es bis Drencowa, wo man auf das kleine Dampfboot übersteigt, das bestimmt ist, uns durch das eiserne Thor durchzuführen. Früher ging das Dampfschiff nicht weiter. Passagiere und Gepäck wurden hier in Ruderschiffe geladen und so bis nach Orschowa gefahren, wo sie der von dort Donau-abwärts gehende Dampfer aufnahm, — eine Art zu reisen, welche zwar etwas langsam und unbequem war, aber dafür den Vortheil gewährte, die Naturschönheiten besser studiren zu können. Von Drencowa, das seine Entstehung dem Dampfschifffahrtsverkehr und dessen lokaler Unterbrechung verdankt, bis Milanowatsch lauft der Strom in südöstlicher, von Milanowatsch bis Orschowa in nordöstlicher Richtung.

Gleich hinter Drencowa erreichen wir das eiserne Thor, oder genauer ausgedrückt: das obere eiserne Thor; hier nehmen schon die Riffe, welche den Strom durchsetzen, die Wirbel und die Stromschnellen ihren Anfang, während die Ufer etwa denselben Charakter haben, wie auf der Strecke bei Burg und Dorf Golumbatsch, die ich oben beschrieben. Riesige und steile Felsen, wovon der eine Buffalo (der Büffel), ein anderer Treschkowatsch und ein dritter Tachtalia heißt, treten dem Strome hindernd entgegen, so daß er schäumend dawiderrennt und ein gewöhnlicher Kahn wohl in Gefahr kommt, an dem Felsen zerschmettert zu werden. Die Felsen sind mannigfaltiger an Gestalt und Farbe, als weiter oben; der Kalk ist mit Porphyr und Grauwacke durchsetzt und nimmt allerlei phantastische Formen an. Von den zwei Kämmen, welche quer durch den Fluß setzen, heißt der eine der Islasch,

der andere der Greben. Von Zeit zu Zeit scheint der Strom in einen stillen See, in einen tiefen Kessel zu münden; schließlich findet sich aber doch immer wieder ein Ausweg aus dem Kessel in eine neue Rinne. Ein solcher Kessel, in welchen man eintritt, unmittelbar nachdem man den Greben-Kamm hinter sich hat, ist der, worin die Insel Purez liegt, mit einem kleinen Dorf und einem schönen Wald, der das Auge doppelt erfreut in dieser Wildniß. Diese Insel ist streitig zwischen den Türken und Serben, und in Folge dessen genießen ihre Bewohner das Glück, von keiner dieser hohen Obrigkeiten regiert oder molestirt zu werden, — ein Glück, das sie dankbar zu schätzen wissen. Gleich danach kommt auf dem serbischen Ufer Milanowatsch. Der alte Fürst Milosch Obrenowitsch hat es gegründet und nach seinem Sohn Milan getauft, aber er hat weder an diesem Sohn noch an diesem Dorf viel Vergnügen erlebt.

Hinter Milanowatsch tritt auf der serbischen Seite der Donau ein kolossaler Waldberg entgegen, welcher ihr den Weg gänzlich zu sperren scheint. Er heißt die Kraina, d. i. auf Serbisch die Grenze. Allein an der steilen weißen Wand, welche das Becken schließt, öffnet sich doch endlich wieder eine enge Schlucht, in welche sich die Donau hinabstürzt, um uns in den Engpaß Kaschan zu führen. Kaschan ist der Name eines türkischen Kochgeschirrs. Die Kaschan-Schlucht ist schöner, wilder und romantischer, als das eiserne Thor unterhalb Drencowa. Links fällt aus einer Höhle ein lustig plätschernder klarer Bach, rechts sehen wir in den Felsen allerlei Spuren menschlicher Thätigkeit. Ein schmaler Weg ist eingehauen, welcher sich zuweilen in Gallerien und Stollen verliert, um später wieder zum Vorschein zu kommen. Ungefähr sechs Fuß über dem gegenwärtigen Wasserspiegel ist eine horizontale Reihe viereckiger

Löcher in regelmäßigen Zwischenräumen in den Felsen gehauen. Es wird behauptet, sie seien ein Werk der Römer, welche in diese Löcher Balken einstießen, dieselben befestigten und, sie mit Laufdiehlen belegend, einen Nothweg herstellten.

In der Schlucht Kaschan ist der Fluß oft nur 300—400 Fuß breit, aber über 150 Fuß tief. Die Donau, gewohnt ihre mächtigen Gewässer auf Flächen von mehreren tausend Fuß Breite majestätisch dahin zu wälzen, tobt wie toll in diesem engen Gefängniß. Sie wirft ihre Wasser mit lautem Schall wider die Felsen, und diese geben denselben in ihren Echo's wieder. Es ist ein Rauschen, Brausen und Zischen, das bei meiner letzten Durchfahrt noch unheimlicher wurde durch eines jener kurzen, aber heftigen Gewitter, das Donau-aufwärts uns entgegen kam und hier über uns hinzog. Die Blitze schlugen in die Felsen und der Donner vervierfachte sein Brüllen in der engen Schlucht; die Wogen strömten uns entgegen, und das Schiff senkte sich zuweilen mit seinem Schnabel, so daß man aufpassen mußte, um auf den Beinen zu bleiben. Zuletzt war die Luft ganz gelb und der Regen peitschte vorwärts in horizontaler Richtung mit einer Heftigkeit, daß sich alle Passagiere in den Bauch des Schiffes verkrochen. Ich allein blieb oben, eingewickelt in die wasserdichte wollene Halina, welche ich auf der Strecke zwischen Wien und Preßburg von dem Patriarchen der Sephardim Anfangs geliehen und später (ich vergaß dies zu sagen) für ein billiges Stück Geld gekauft hatte.

Kaum war das Gewitter über uns weggebraust und der „unbewölkte Zeus" hatte wieder begonnen zu lächeln, so nahm auch die eben noch so wilde Schlucht wieder einen freundlichen Charakter an. Die senkrechten Felsen bilden hier nur das unterste Stockwerk, weiter oben zeigen sie ein-

zelne Risse, Terrassen und Empor-Bühnen, auf welchen sich überall eine reiche und mannigfaltige Vegetation ansiedelt; und die Scheitel der Berge, welche nahe am Ufer bis zu 1500 Fuß emporsteigen, sind mit Laub- und Nadelholz-waldungen gekrönt. Die Abhänge sind mit Haselstauden, Hartriegel, Weiß- und Hain-Buchen bewachsen und mit einer alpinen Flora geschmückt, unter welcher namentlich die schöne Alpenglocken-Blume hervortritt. Die Felsen, namentlich die auf dem rechten Ufer, sind mit Epheu überzogen; und die Bäume und Büsche sind, ähnlich wie ich dies bei der Avala Gora in Serbien beschrieben, mit allerlei Schlingpflanzen, wie mit Guirlanden, umwunden und unter einander verbunden. Unter den letzteren sind namentlich die wilde Rebe und die Waldrebe zu bemerken. Prof. Karl Koch hat hier die Waldrebe untersucht, deren Blüthe mit der der deutschen Weinrebe vollkommen übereinstimmend, die übrigen Bestandtheile aber der amerikanischen Rebe (Vitis Labruska L.) ähnlich gefunden. Er ist überzeugt, daß „diese verwilderte Weinrebe die Mutterpflanze aller unserer kultivirten Weinsorten ist“ *).

Unterhalb Plavisowitza erweitert sich die Schlucht zu einem Kessel, welchen hohe Waldberge in einem ernsthaften und schweigenden Zauberrunde umstehen. Wo das Bette wieder enger wird, sieht man links in dem Felsabhang des Berges Schukuru die Höhle des Veterani. Sie wird gebildet durch zwei senkrechte Felsen, die durch querliegende Steinmassen oben geschlossen sind. Das Gebirge besteht aus grauschwarzem Uebergangskalk. Im Jahre 1692 hat sich hier der österreichische General Veterani an der Spitze eines Bataillons drei Monate lang

*) K. Koch, Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, (Weimar 1846) Band I. S. 76.

gegen die ganze türkische Armee gehalten; erst als ihm der Proviant ausging, mußte er kapituliren. Im Jahre 1728 hatte sich hier der Major Stein ebenfalls so lange, bis die Nahrungsmittel aufgezehrt waren, behauptet.

Bei Dubowa ist der Fluß am schmalsten, er hat nur 300 Fuß Breite. Hier findet man auf dem rechten Ufer, dem linksseitigen Dorfe Ográdina gegenüber, die Trajans-Tafel in dem Felsen. Man kann zwei geflügelte Genien erkennen und in deren Mitte den römischen Adler. Die Inschrift vermochte ich aber im Vorüberfahren nicht zu entziffern. Sie soll lauten: „IMP. CÆS. D. NERVÆ. FILIUS. NERVA. TRAJANUS. GERM. PONT. MAXIMUS." Sie erinnert an den ersten Feldzug Trajan's gegen die Dacier. Ich werde darüber weiter unten noch sprechen.

Das linke Ufer senkt sich, das rechte tritt etwas zurück. Wir sind in Alt-Orschowa, einem schmutzigen Städtchen von tausend Seelen walachischer Race, sehr schön gelegen an dem Fuße der letzten Ausläufer der Karpathen. Hier gingen zahlreiche Passagiere ab, um sich nach den Herculesbädern bei Mehadia zu begeben.

* * *

Ich habe in Obigem das eiserne Thor beschrieben mit der trockenen Genauigkeit eines deutschen Touristen. Aber ich muß gestehen, daß dies durchaus nicht hinreicht, um ein vollkommenes Bild von dem Gegenstande zu geben. Ich lasse daher eine andere Beschreibung folgen, welche diktirt ist von der genialen Phantasie eines ungarischen Dichters. Sie ist von Moriz Jókai und lautet so:

— „Eine Gebirgskette, mitten durchbrochen, vom Gipfel bis zum Fuß, auf eine Strecke von vier Meilen; die beiden Seiten bilden hohe gerade Felsenwände, die zu

einer Höhe von sechshundert bis dreitausend Fuß aufsteigen; dazwischen der Riesenstrom der alten Welt: der Ister, die Donau.

Hat die andrängende Wassermasse sich dies Thor selbst ausgebrochen, oder hat das unterirdische Feuer die Bergkette gesprengt? schufen Neptun oder Vulkan, oder beide zusammen dies Götterwerk, wie es selbst die stählerne Hand der Menschen unsres den Göttern es nachmachenden Jahrhunderts nicht zu schaffen vermöchte?

Von dem Walten des Einen Gottes zeigen sich die Spuren auf dem Berggipfel der „Fruska Gora", in den zerstreuten versteinerten Seemuscheln und in der „Veterani-Höhle" mit den fossilen Ueberresten meerbewohnender Saurier; von dem anderen Gotte erzählen die Basalte der „Pietra Detonata". Den dritten, den Menschen mit der stählernen Hand, verkünden die in den Felsen eingehauenen langen Ufergallerien, eine Chaussee, die zugleich überwölbt ist, die Pfeilertrümmer einer riesigen Steinbrücke, die in die Felswand basreliefartig eingemeißelte Denktafel und ein mitten im Strombett ausgetiefter, zweihundert Fuß breiter Kanal, durch welchen auch größere Schiffe fahren können.

Das eiserne Thor hat eine zweitausendjährige Geschichte — die Römer, die Türken, die Rumänen und die Ungarn haben ihm eine viersprachige Benennung gegeben.

Es ist, als näherten wir uns einem von Riesen erbauten Tempel mit Pfeilern, welche aus Felsen bestehen, mit thurmhohen Säulen, mit wunderbaren Kolossen auf den himmelhohen Friesen, in welchen die Phantasie Heiligenstatuen zu erblicken glaubt; und diese Tempelhalle vertieft sich in eine vier Meilen lange Perspektive, macht Wendungen, zeigt neue Dome mit anderen Mauergruppirungen, anderen Wundergebilden; die eine Wand ist glatt wie gemeißelter Granit, rothe und weiße Adern durchziehen sie

im Zickzack, wie Buchstaben einer geheimnißvollen Götterschrift; an einer anderen Stelle ist die ganze Berglehne rostbraun, als wäre sie aus gediegenem Eisen; hie und da zeigen die schrägliegenden Granitschichten die kühne Bauart der Titanen; und bei einer neuen Wendung kommt uns sogar das Portal eines gothischen Doms entgegen, mit seinen spitzigen Thurmgiebeln, seinen aneinander gedrängten Basaltpfeilern, und aus der rußigen Wand leuchtet hin und wieder ein vergoldeter Flecken hervor, wie eine Seitenfläche der Bundeslade; dort blüht der Schwefel. Es ist eine Erzblume. Aber auch lebende Blumen prangen an den Wänden; aus den Rissen der Gesimse hängen, wie milde Hände, grüne Festons herab. Es sind dies riesige Laub- und Nadelbäume, deren dunkle Masse von rothen und gelben Guirlanden reifverbrannter Gebüsche durchsetzt ist.

Dann und wann unterbricht die endlose, schwindelnde Doppelmauer die Pforte einer ausmündenden Thalmulde und gewährt uns einen Einblick in ein verborgenes von Menschen unbewohntes Paradies.

Hier zwischen den beiden Felsenwänden ist düsterer Schatten gelagert, und in dies Tagesdunkel lächelt, wie eine Feenwelt, das Bild eines sonnigen Thals hinein, mit einem Wald wilder Reben, deren röthliche kleine Trauben den Bäumen einen Farbenschmuck leihen und deren buntes Weinlaub einen Teppich um sie webt. Keine menschliche Wohnung ist im Thale zu schauen, ein klares Bächlein schlängelt sich hindurch. Hirsche löschen furchtlos ihren Durst daraus; das Bächlein stürzt dann wie ein Silberband über das Felsenufer hinab. Tausende und Tausende fahren an diesem Thale vorüber und Jeder denkt bei sich: Wer mag denn dort wohnen?

Das Thal bleibt zurück und wiederum folgt das Bild eines anderen Tempels, noch großartiger und schauerlicher

als die vorigen; die beiden Wände sind einander schon auf hundertundvierzig Klafter nachgerückt und ragen dreitausend Fuß hoch in den Himmel hinein. Jener weit vorstehende Felsen auf der Spitze ist die „Gropa lui Petro“, das Grab St. Petri; die beiden gigantischen Steingebilde zu beiden Seiten sind seine zwei Apostel-Gefährten. Jener Steinriese ihm gegenüber ist der „Babili“, und der die Aussicht verschließende ist der „Golumbaczka Mali“, der große Taubenfels; jener aber, dessen graue Zinne ihn überragt, ist der weithin sichtbare „Rasbojnik Veliki“, der hohe Räuberberg.

Und zwischen diesen beiden Wänden fließt unten in ihrem Felsenbett die Donau.

Der große herrliche freie Strom, der gewohnt ist, weiter oben, auf der ungarischen Ebene, in einem tausend Klafter breiten Bette an seinen Ufern mit majestätischer Ruhe vorüberzuziehen, mit den in seine Fluthen herabhängenden Weidenbäumen zu kosen, in die schönen blühenden Felder hinauszublicken, und mit den leise klappernden Mühlen zu plaudern, sieht sich hier eingezwängt in einen blos hundertundvierzig Klafter breiten Felsenpaß.

Ha, mit welchem Zorn er hindurchbricht! Die, welche ihn bisher auf seiner Wanderung begleitet, erkennen ihn nicht wieder. Der greise Riese verjüngt sich zum unbändigen Heldenjüngling; seine Wellen hüpfen über das Felsenbett hinweg, aus dem hie und da eine riese Steinmasse hervorragt, wie ein gespenstiger Altar! Der riesige „Baba-Kay“, der gekrönte „Kasan“; auf diese stürzt er sich mit majestätischem Zorn, sie umtosend und tiefe Wirbel um sie ziehend, welche im Felsenbett bodenlose Abgründe aufwühlen. Dann stürzt er rauschend und brausend über die Steinstufen hinab, welche sich quer von einer Felswand zur andern ziehen. An manchen Stellen hat er die ihm den

Weg versperrende Barrikade schon bewältigt und ergießt sich schäumend durch die ausgebrochenen Felsenbreschen; an einer anderen Stelle staut er sich an der Felswand des gewundenen Engpasses und hat sich mit seinen ewigen Wellen einen Weg unter dem überhängenden Felsen ausgewaschen. Wieder anderswo hat er an den unbezwingbaren Felsen Inseln angeschwemmt, neue Erdbildungen, die auf keiner älteren Flußkarte zu finden sind; mit wilden Bäumen und Gesträuch bewachsen, gehören sie keinem Staate an, weder den Ungarn, noch den Türken, noch den Serben; sie sind herrenloses, Niemand tributäres, außerweltliches, namenloses Land! Und dort wiederum hat er eine Insel sammt ihren Sträuchern, Bäumen und Hütten fortgetragen und sie ausgelöscht von der Karte.

Die Felsen und Inseln theilen den Fluß in mehrere Arme, der zwischen Ogradina und Plesvisstovicza schon mit einer Geschwindigkeit von zehn Meilen in der Stunde dahinströmt, und der Schiffer muß diese engen Flußarme kennen; denn die eiserne Hand des Menschen hat nur Einen Kanal durch die Felsenbänke des Bettes gegraben, der für größere Fahrzeuge schiffbar ist; nahe am Ufer können blos kleine Schiffe fahren.

Im Bereiche der kleineren Inseln, zwischen den engeren Donauarmen, unterbrechen eigenthümliche Werke von Menschenhand die großartigen Gebilde der Natur — zwei Pallisadenreihen aus starken Baumpflöcken, welche in der Form eines lateinischen V zusammenlaufen, die offene Seite stromabwärts gerichtet. Das sind die Hausenfänge. Die Gäste des Meeres schwimmen den Strom hinauf, sie gerathen in diese Falle und schwimmen immer weiter in den sich verengenden Fall hinein — denn umzukehren ist nicht ihre Art — bis sie endlich in die „Todtenkammer" gelangen, aus der keine Rettung mehr ist.

Und auch die Stimme dieses erhabenen Ortes ist so göttlich! Dies immerwährende allgemeine Brausen, das dem Schweigen so verwandt ist, so eintönig und doch — als riefe es den Namen Gottes — so verständlich! Wie der Riesenstrom sich über die Sandbänke wälzt, wie er die Felswände peitscht, wie er dröhnend anprallt an die Insel-Altäre, wie er röchelnd in den Strudel untertaucht, wie er die Tonskalen der Katarakte spielend durchläuft, und wie der ewige Widerhall zwischen der Doppelmauer und wie dies ewige Wellengebrause zur Majestät einer überirdischen Musik sich steigert, die lauter Orgel- und Posaunenschall und hinsterbendes Donnergrollen! Der Mensch verstummt, als scheute er sich, sein eigen Wort zu hören inmitten dieses Titanengesanges. Die Schiffer geben sich nur stumme Zeichen, und der Schiffer-Aberglaube verpönt das Sprechen an diesem Ort: das Bewußtsein der Gefahr treibt Jeden an, still vor sich hinzubeten.

Denn in der That, wer hier vorüberfährt an den dunkeln Wänden, die er zu beiden Seiten um sich aufgethürmt sieht, dem wird zu Muthe, als würde er zwischen den Mauern seiner eigenen Gruft dahingerudert.

Wie erst dann, wenn der Schrecken der Schiffer, die Bora, sich erhebt.

Der anhaltende siebenfache Sturm — der ist's, der die Donau zwischen dem eisernen Thore unwegsam macht.

Wäre nur Eine Bergwand, so würde sie gegen ihn schützen; aber der zwischen zwei Mauern eingezwängte Luftdruck wird so launenhaft wie der Wind, der sich in den Gassen einer großen Stadt verfängt; an jeder Ecke bricht er in anderer Richtung hervor, das eine Mal hört er plötzlich auf, dann wieder bricht er plötzlich aus einem Thalwinkel, wie aus einem Hinterhalt hervor, erfaßt das Schiff, entführt ihm das Ruder, gibt allen Händen zu thun, wirft

den ganzen Pferdezug in's Wasser hinab, macht dann wieder eine Wendung und treibt das hölzerne Fahrzeug so schnell vor sich her, als schwämme es stromabwärts; die Welle wirft Staub auf, wie die Landstraße, wenn der Sturm über sie dahinfährt.

Um solche Zeit schwillt das Dröhnen der Kirchenmusik bis zum Donner des jüngsten Gerichts an, in welchem der Todesschrei der Sterbenden nicht mehr vernommen wird.

* * *

Ich habe im Jahre 1873 von Alt-Orschowa aus die Herkules-Bäder von Mehadia besucht, habe dort den Domogled bestiegen, bin dann durch das Gebirge nach Norden gewandert, um den Berg Retezatu zu besuchen; endlich fuhr ich über Karausebes nach Hátzeg und habe mich von da nach Siebenbürgen gewandt.

So weit will ich nun heute den geneigten Leser nicht führen, aber ich will doch einige Worte über die Herkulesbäder einschalten, um jedem Touristen deren Besuch auf das Wärmste zu empfehlen. Denn es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, man kann hier im Südosten nicht besser aufgehoben sein, als in Mehadia, welches sich seit neuerer Zeit in comfortabler Einrichtung den ersten westeuropäischen Bädern kühn an die Seite stellen kann.

Von Orschowa fährt man in einem walachischen Korbwägelchen in 3—4 Stunden hinüber. Da wir in Orschowa wegen der mißschaffenen Einrichtung, die wir dort fanden, nichts essen wollten, so nahmen wir unterwegs in einem kleinen Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe, unser Vesperbrot. Wir sahen nämlich in dem freundlichen Gärtchen vor dem Hause einen griechisch-orientalischen Oberpriester sitzen, welcher von Mehadia kam, um in die Walachei zurückzu-

kehren. Er war in weite schwarze Gewänder mit rothem Besatz und rothem Gürtel gehüllt und trug auf der Brust ein riesiges goldenes Kreuz an goldener Kette. Das lange Haar, das über den Rücken, und der lange Bart, der über die Brust bis zur rothen Schärpe niederwallte, — Beides schneeweiß — gaben dem Manne ein besonders ehrwürdiges Ansehen. Dies, und der Umstand, daß seine Haare und seine Kleidung — schwarz-weiß-roth — zusammen die Farben des Deutschen Reichs repräsentirten, bewogen uns, hier abzusteigen; und das Vertrauen, welches uns der würdige Oberpriester eingeflößt hatte, wurde nicht getäuscht. Speis und Trank waren vortrefflich. Der „Herr Metropolitan" sprach leidlich Deutsch und Französisch, und wir unterhielten uns sehr gut mit ihm, über das Bad, über die verschiedenen Nationen dieser Gegend, und über die Cholera, die damals, Herbst 1873, hier sehr stark grassirte und im Verlauf von drei Monaten in Ungarn und den übrigen Donauländern über eine Million Menschen hinweggerafft hat. Als der Herr Metropolitan schon eingestiegen und einige Schritte weit gefahren war, ließ er noch einmal halten, um uns zuzurufen, daß es hier auch gute und frische Fische gebe. Wir dankten ihm herzlich und benutzten seinen Wink.

Unser Kutscher jedoch, der auch griechisch-orientalischer Confession war, wollte weder Fleisch noch Fisch essen, sondern beschränkte sich auf einige unreife Paprika-Schoten. Er behauptete, es sei heute ein Fasttag, was ihn jedoch nicht hinderte, drei Flaschen Sliwowitz (Pflaumenschnaps) in einem Sitze zu vertilgen. Daß man bei solcher Lebensweise gegen die Cholera nicht gewappnet ist, schien mir zu natürlich.

Man fährt von Orschowa in nordöstlicher Richtung einem Bache entlang, welcher die Tscherna (slavisch:

Schwarzwasser) heißt, in die Ausläufer der Karpathen, zwischen welchen das Herkulesbad liegt; weiter oben fällt die Bela (auf Slavisch, auf Deutsch: Weißwasser) in die Tscherna, und kurz über ihrer Vereinigung liegt an der Bela der Ort Mehadia und an der Tscherna das Bad des Herkules.

Der Weg an der Tscherna hinauf ist eine vollkommene Kunststraße. Bei dem Dorfe Petschen-Jeschka führt über die Tscherna eine hübsche eiserne Brücke. Die Trümmer eines altrömischen Aquäduktes werden hin und wieder sichtbar. Das Thal ist anfangs breit und lieblich. Dann rücken die Berge immer enger zusammen. Später zeigen sich pittoreske Kalk-Felsen. Der Wald steigt von den Spitzen der Berge in das Thal hinunter, und die Vegetation wird immer mannigfaltiger und kräftiger. Hoch- und gradstämmige Rothbuchen, breite Weißbuchen, alte knorrige Eichen, dichtbelaubte Linden, breitästige Platanen, schattige Wallnuß- und Roßkastanienbäume, die feinblätterige Esche und der nicht minder zierlich, aber stumpfgeblätterte Ahorn wechseln ab mit dichtem und beinahe undurchdringlichem Gebüsche von Hasel-, Hartriegel- und Buchenstauden, und dazwischen webt Wilder Wein mit anderen Schlingpflanzen hin und her, so daß eine recht gemüthliche vegetabilische Anarchie entsteht, welche ohne Zweifel unseren Forstleuten Grauen erregen würde und doch so unendlich schön ist. Es ist nun einmal so eingerichtet auf dieser mangelhaften Welt: das Schöne ist oft zwecklos und das Zweckmäßige ist oft häßlich.

Das Thal ist inzwischen immer enger, die Berge sind höher, die Vegetation ist üppiger geworden; und an der Stelle, wo die Thalsohle etwa noch dreihundert Fuß in der Breite mißt, liegen die Herkulesbäder, deren Kalkberge an die Schieferberge von Bad-Ems und an die Granitberge

von Karlsbad erinnern. Jedoch nur, was die Enge des Thales anlangt, welchem die warmen Wasser entquellen, wobei ich bemerke, daß auch hier der Tscherna, ähnlich wie in Ems der Lahn und in Karlsbad der Töpl, einige warme Quellen dampfend entsteigen. Wenn ich übrigens Mehadia mit Karlsbad vergleiche, so denke ich an das alte Karlsbad, wie es vor vierzig Jahren gewesen, wo noch nicht Allewelt leberleidend war.

In allen älteren Reiseberichten über die Herkulesbäder von Mehadia findet man, neben Lob und Preis der heilenden Quellen und der schönen Natur, die beweglichsten Klagen über die schlechten Einrichtungen oder, wie man ehedem sagte, „übeles und unsicheres Losament". Allen diesen Uebelständen ist auf Befehl des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich in wahrhaft glänzender Weise abgeholfen. Am südlichen Ende des Bades ist ein neuer Kursalon erbaut, welcher von zwei prachtvollen Hôtels, dem Franz-Josephs-Hof und dem Rudolfs-Hof, flankirt und mit denselben durch schöne Colonnaden, welche man hier auf gut Deutsch „Wandelbahnen" nennt (in Bad Gastein heißt es sogar „Trampelbude") verbunden sind. Aus dem Rudolfshofe führen außerdem noch Arkaden-Gänge nach dem großen Schwimmbade, nach dem Marienbade und andern Quellen und Bädern. Der Plan, nach welchem dieser ganze Complex gebaut worden, ist ebenso großartig, als voll Eleganz und Comfort; und der Name des Urhebers, des Professors Wilhelm Doderer in Wien, verdient schon um dieser einen Leistung willen auf die Nachwelt zu kommen. Kein europäischer Badeort hat etwas Vollkommeneres aufzuweisen. Man kann hier von einem Hôtel zu dem andern, von dem Hôtel zu dem Kursalon, wo die Musik spielt und die Reunions abgehalten werden, zu den Trinkquellen, zu den heißen Bädern, zu dem großen Schwimmbad, zu allen Be-

kannten, welche in diesem ganzen Complexe wohnen, gehn, ohne einen Fuß auf die Straße zu setzen und ohne sich der Sonne zu exponiren, vor welcher sich hier zu Lande die Leute so sehr fürchten. Immer wandelt man unter gedeckten Säulengängen, Arkaden und Loggien, welche der frischen Luft Zutritt gewähren, dagegen den Wind und die Sonne abhalten. Die Kurgäste machen von diesen Bequemlichkeiten den ausgedehntesten Gebrauch. Viele kommen während ihres ganzen Aufenthaltes aus diesem Gebiete gar nicht heraus. Ihr Lebenslauf besteht aus dem Gang zum Brunnen, einem heißen Bad, einer Morgens-Siesta, dem Diner, einer Nachmittags-Siesta, einem kleinen Ohrenschmaus und einem großen Spiel. Das ist Alles. Aber man darf nicht glauben, daß die vortrefflichen Einrichtungen des neuen Bades es sind, welche die Kurgäste so faul gemacht haben. Es ist von jeher so gewesen. Höchstens besucht man die sogen. „Räuberhöhle", welche in dem Kalkstein ähnlich geschichtet ist wie die bereits beschriebene Veterani-Höhle, aber bei weitem nicht so groß ist. Hier pinselt jeder Pinsel seinen Namen an die Wände, und damit glaubt er für die Naturschönheiten genug gethan zu haben, — ähnlich wie in Karlsbad und im Fichtelgebirge.

Aber es fällt Niemanden ein, die prachtvollen Berge zu ersteigen, welche die Herkulesbäder rings umgeben und die sich durch malerische Felsgruppen, theilweise von blauen und orangefarbenen Schlüsselflechten überzogen, durch schattige und durch dichte Wälder, üppige Kräutermatten mit alpiner Flora und wundervolle Fernsichten auszeichnen. Ich erstieg den höchsten Berg im Osten, an der Grenze zwischen dem Banat und der kleinen Walachei gelegen. Er heißt der Domogled, d. h. der Blick nach der Heimath. Von dort wirft, so sagt man, der in das Gebirge Verstoßene, und zwar der Slave nach dem Banat, der Walache nach

Rumänien, einen Blick in die Ebene, wo seine Vorfahren einst reich und glücklich waren. Recht poetisch! Aber leider kommt es hier überhaupt nicht vor, daß ein Walache oder Slovene freiwillig auf einen so hohen Berg steigt und noch dazu bloß der Aussicht wegen. Das thun überhaupt nur, versicherte mir der Badearzt, Deutsche, Engländer und Amerikaner. Alle Uebrigen ziehen es vor, unten zu bleiben.

Man steigt hinter dem griechisch-orientalischen Tempel den sogenannten „Katzensteig" hinauf zum „Weißen Kreuz", von wo man einen schönen Blick in das Tscherna-Thal und auf die Herkulesbäder hat, ähnlich dem vom Hirschensprung auf Karlsbad. Dann kommt man auf den Serban, einen südlichen Vorsprung, und endlich erreichen wir den 3,600 Fuß hohen Gipfel.

Was uns auf der stolzen Höhe zunächst überrascht, ist die besonders für Botaniker interessante und vielleicht nirgends wieder zu findende Fülle pflanzlicher Seltenheiten. Deutlich werden nun die Massenverhältnisse der östlichen Thalwand, einer aus Siebenbürgen herkommenden, längs der westlichen Grenze der kleinen Walachei sich hinziehenden und das Tscherna-Thal einengenden Felsenkette.

Im Osten umgibt die Bergkuppe das hochgelegene Engthal Szereleu, indem sie diese von dem Schusztí-Domogled, einer gegen das Csernathal deutlicher hervortretenden Felsenspitze, trennt; im Südosten wird die Kuppe durch das Valle Moschoroni, ein reizendes Wiesenthal, isolirt; in südlicher und südwestlicher Richtung verläuft der breite, kahle Bergrücken in ein bewaldetes Vorgebirge, in den Berg Alion bei Orsova und in die Höhen des linken Donauufers; im Westen begrenzt die urwilde „Prolazer Schlucht" den starren Gipfel; im Norden senkrechte, unzugängliche Abhänge.

Dankbar ist die Fernsicht nur bei vollkommen hellem

Wetter, wie ich es hatte; man sieht namentlich die von der Klissura übergipfelten Gebirgsspitzen Serbiens im Süden, den Ort Mehadia und einen Theil der Almás im Westen und auf die nackten Alpenhäupter im Norden.

Westlich unter einer steilen Abdachung der Felsspitze liegt vor uns das saftiggrüne Herkulesbad-Thal mit den lebhaften Farbentönen der Gebäude.

Diese kleine Bergbesteigung, welche hier zu Lande beinahe einer Mont-blanc-Tour gleich erachtet wird, kostet übrigens einen ganzen Tag. Man thut daher, in Ermangelung jeder Versorgung da oben, wohl daran, sich Speis und Trank mitzunehmen; auch muß das Schuhwerk gut in Ordnung sein; denn man kommt zuweilen in Runsen und Schleusen mit losem Gerölle und auf scharfe Grate aus Kalkstein. Von dem Dorfe Petschen-Jeschka soll aber auch ein Reitweg hinaufführen.

Der heißen Quellen zählt man hier wenigstens 17, abgesehen von denjenigen, welche in der Tscherna zu Tage kommen und dort verloren gehen. Zu Kur-Zwecken benutzt werden gegenwärtig nur 9, nämlich die Herkules-, Karls-, Ludwigs-, Karolinen-, Elisabeth-, Kaiser-, Ferdinands-, Augenbad-, Fußbad-, Franzens-Quelle, der Josephsbrunnen und die „drei heißen Quellen". Einige treten aus dem dichten aschgrauen Kalkstein, andere aus dem schwarzen Mergelschiefer, zwei endlich aus Granit zu Tage. Alle sollen sie ihren gemeinschaftlichen Ursprung in einer tieferen Granitunterlage haben. Die Herkulesquelle ist die mächtigste. Sie liefert bis zu 5,000 Kubikfuß Wasser per Stunde und ihre Temperatur steigt bis zu 52° R. Sie ist die einzige, welche keine Schwefelverbindungen hat, dagegen ist sie reich an Kohlensäure und salzsauren Alkalien. Natürlich sind auch diese Bäder, wie der witzige Verfasser des „Struwelpeter" sagt, gut „für

Alle, mit alleiniger Ausnahme derer, welche entweder bereits todt sind oder kein Geld mehr besitzen". Eine streng wissenschaftliche Physiographie der Quellen, nebst Würdigung der balneographischen Kurmittel, findet man in der Badeschrift des Dr. Emanuel Munk, k. k. Regiments- und Badearzt in Mehadia (Wien, Mechitharisten-Buchdruckerei, 1871).

Ich selbst habe weder getrunken, noch heiße Bäder genommen, sondern mich auf den täglichen Gebrauch des Schwimmbades beschränkt. Es ist ein prachtvolles, 150 Fuß langes und 80 Fuß breites, 7 Fuß tiefes Bassin, gefüllt mit Herkulesquellen-Wasser, das bis auf zwanzig Grad abgekühlt ist. Das Bassin ist vollkommen geschützt gegen den Wind und ringsum von Arkaden umgeben, welche Schutz gegen die Sonne gewähren. Von den Seiten schauen die himmelhohen vegetationsreichen saftgrünen Berge herein, und von oben der azurblaue Himmel. Man glaubt wirklich, wie mein Reisegefährte sagte, „nicht im Wasser, sondern in einem Meer von Seligkeit zu schwimmen", welche Wonne noch erhöht wird durch den bewußten Genuß des Dolce far niente. Ich muß sagen, daß ich nirgends bequemer und schöner gebadet und nie angenehmere Wirkungen eines täglichen und jedesmal fast eine Stunde langen Bades verspürt habe.

Das Herkulesbad ist uralt und war immer vorzugsweise Militärbad. Die ersten Kurgäste, welche wir aus den antiken Inschriften, den „ex voto", kennen lernen, waren römische Officiere und Militär-Beamte. Die jetzigen Einrichtungen sind gemacht worden unter der Leitung des k. k. Reichskriegsministeriums, Abtheilung für die Militär-Grenze, oder, wenn man den Namen wissen will, des k. k. Obersten Gustav König, und es ist vorzugsweise für die Angehörigen der Armee gesorgt, welche hier allerlei Vortheil genießen.

Der Kaiser Trajan hat, kurz nachdem er den Dacier-König Decebalus überwunden, das Herkulesbad gegründet und es unter den Schutz der fünften Legion gestellt, welche in der Nachbarschaft, bei Tschernetz, ihr stehendes Lager, castrum stativum, hatte. Da der Kaiser vielfach mit Herkules verglichen wurde, so nannte man die entstehende kleine Kolonie: „Zu den heiligen Wassern des Herkules", ad aquas Herculi sacras. Daß aber selbst der starke Schutz des mächtigsten Kaisers damals nicht immer ausreichte, beweist eine Votivtafel, welche die Söhne des Julius Bassus dem Andenken ihres Vaters widmen, der auf dem Wege zu den Quellen ermordet worden. Aus den zahlreichen antiken Statuen, Inschriften und Fragmenten, welche hier ausgegraben wurden, ist zu schließen, daß als erste Gottheit Herkules und neben ihm Venus verehrt wurde, außerdem aber als spezielle Schutzpatrone der Quelle: Aesculap und Hygiea, die „Numina aquarum". Die zahlreichen Opfertafeln (sie finden sich bei Herrn Munk, S. 9—15, jedoch nicht ganz correct, wiedergegeben) sind dem „unbesiegten Herkules", dem „Herkules als genius loci", dem „gesundheitspendenden Herkules", den „großen und guten Gottheiten Aesculap und Hygiea", dem „Herkules und der Venus", dem „heiligen Herkules", dem „größten und besten Jupiter", den „Schutzgeistern der Quellen" u. s. w. gewidmet. Herr Prof. Karl Koch erwähnt auch eine Inschrift „Mercurius Veneri!" und fügt hinzu: „Als wenn die Alten geahnt hätten, welches Spezifikum einst Mercur, d. i. Quecksilber, gegen Ausschweifungen in Venere sein werde!" Dies ist ein Irrthum. Die Inschrift lautet in Wirklichkeit: „Herculi et Veneri Mercurius praefectus, cum suis", d. h. der kaiserliche Präfect Mercurius und die Seinigen haben dem Herkules und der Venus diesen Opferstein gesetzt. Dieser Mercur ist also ein Mensch

von Fleisch und Bein, und weder ein Gott noch ein Quecksilber-Präparat gewesen.

Man hat hier auch eine ganze Anzahl Herkules-Statuen ausgegraben. Drei davon hat man nach Wien geschickt. Ich habe dort nicht ermitteln können, wo sie sich befinden. Die übrigen aber sind, wie es in der Kanzleisprache heißt, „in Verstoß gerathen und noch nicht wieder zu Stande gebracht worden“; d. h. auch die bestunterrichteten Menschen wissen nicht, wohin sie gerathen sind. Ein Sarkophag mit Reliefs und andere Alterthümer sollen mit dem Schiffe, worauf sie sich befanden, bei Pest untergegangen sein.

In den Unruhen der Völker-Wanderung und des Mittelalters gingen die römischen Einrichtungen zu Grunde. In den Türkenkriegen war Mehadia oft der Schauplatz und der Kampfpreis. Die Türken wußten die Wirkungen der Quellen zu würdigen und trachteten bei den Friedensschlüssen stets, die Herkulesbäder zu behalten oder zurückzuerlangen. Seit dem 18. Jahrhundert werden dieselben wieder öfter genannt, und der jetzige Kaiser von Oesterreich hat sie während der letzten zwanzig Jahre so prachtvoll ausgestattet, daß sie wieder verdienen, zu werden, was sie zu Trajan's Zeiten gewesen, — ein Weltbad.

In 1873 war es ziemlich leer hier. Man stritt sich darum, was daran schuld sei: die Ausstellung in Wien, der große Krach — oder die Cholera? Ich wohnte in dem Rudolfshof, hatte prachtvolle Zimmer nach der Nordseite, und davor eine Abtheilung der Loggia, welche an der ganzen Nordseite hinläuft. In dem Hause herrschte ein fabelhafter Luxus an Dienerschaft, von welcher Dienerschaft indessen einige es vorgezogen zu befehlen, statt zu dienen. Beim Abschied macht uns der Hausmeister eine Rechnung für die Wohnung, der Hausdiener für Wein, der Koch für

das Essen, die Stubenfrau für die Bedienung; und jeder dieser Großwürdenträger hat einen Stellvertreter und Unterbeamten unter sich, nämlich der Hausmeister den Portier, der mir den Koffer trägt, der Hausdiener den Hausknecht, der Koch die Küchenjungen, die Stubenfrau die Stuben-mad'l, u. s. w. mit Grazie in infinitum. Natürlich verlangt auch jedes Ressort sein besonderes Trinkgeld, ist jedoch in Betreff des Betrages bescheiden. Das nennt man denn Arbeitstheilung.

Uebrigens waren die Preise im Ganzen mäßig und die Leistung gut. Der Wein hatte lauter Burgunder- und Bordeaux-Etiketten, allein er konnte seinen französischen Ursprung nicht beweisen. Mir schmeckte er ungarisch, wogegen ich gar nichts hatte; denn er war gut. Die Kurmusik spielte lauter Offenbach. Der Table d'hôte-Oberst war zu gleicher Zeit auch Ballcommissär. Bei dem ersten Tanz machte er mit jeder Dame eine Pflichttour, einmal herum in dem Saale. Dann machte er ihr eine zierliche Verbeugung, wobei er die beiden Absätze wider einander klappte, daß die Sporen klirrten, was schön zu hören und zu sehen war, — hierauf sprach er: „Ich habe die Ehre", und dann verließ er sie zur selbigen Stunde. Er schien damit, daß er Jede „antanzte", nur ein gutes Beispiel geben zu wollen. Aber es half nichts. Die Trägheit ist hier endemisch und die Réunion dansante löste sich bald in einen Spielclub auf, worin nicht nur die Herren, sondern auch die Damen um hohe Summen pointirten. Natürlich enthielten wir nordische Bären uns der Theilnahme an südöstlich serbo-rumänischer Bildung.

Desto mehr erfreuten wir uns der schönen Natur. Das Bad ist außerordentlich reich an einer mannigfaltigen und leicht zugänglichen Umgebung. Auch ist man nicht genirt durch die Hitze. Denn die Sonne hat in diesen tiefen, laub-

und wasserreichen Thälern nicht so viel Gewalt, wie draußen in der Ebene, wo sie Alles zu Staub brennt.

Hier sah ich zum ersten Mal die banatisch-walachische Landbevölkerung in Masse. Ihr Hauptkleidungsstück ist das Hemd. Die Männer tragen es über den Hosen. Die Frauen tragen darüber nichts, als einen ledernen Gürtel, der vorn und hinten in kleine schürzenartige Zwickel ausläuft. Bei aller Armuth sind sie aber doch putzsüchtig. Sie verzieren den Gürtel gerne mit Schmelz und hängen an denselben lange wollene Troddeln und Fransen, welche bis zu den Knöcheln niederwallen und verhindern, daß das Hemd in die Höhe fliegt. Diese Troddeln sind bei den jüngeren Frauen roth und bei den älteren schwarz. In der Regel marschiren sie barfuß. Entweder sind sie mit schweren Lasten beladen, oder sie führen die Spindel. Die größeren Lasten tragen sie auf dem Rücken, die kleineren auf der Brust; sie werfen nämlich die Sachen einfach vorn in die Halsöffnung hinein, so daß sie in dem Raume zwischen dem Busen und dem Hemd liegen, der nach unten durch den Gürtel geschlossen wird. Spinnen thun sie in derselben Weise, wie wir es auf den altrömischen Bildwerken sehen. Im linken Arme halten sie den mit Flachs oder Wolle versehenen Stock, mit der rechten Hand lassen sie die Spindel tanzen und drehen den Faden. Während sie dies thun, schreiten sie rüstig über Thal und Berge. Die weibliche Jugend ist schön, aber nur bis zum 14. Jahre; dann beginnt schon das Alter. Die schwere Arbeit ist die Ursache des frühen Verfalls. Die Männer sind faul. Sie widmen sich höchstens der Fahr- und der Hirten-Arbeit, die beide nicht anstrengen. Im Uebrigen sehen sie zu, wie die Frau arbeitet.

Ich lobte bei dem Posthalter den Fleiß der walachischen Frauen. Er lächelte und erwiderte:

— „Ja, ja, Niemand arbeitet so viel, wie die Walachinnen, und Niemand bringt so wenig fertig.“

Auch die Walachen im Banat sind ihrer Behauptung zufolge römischer Abkunft. Allerdings die Spindel ist römisch. Außerdem erinnert an die Italiener die schlechte Behandlung der Pferde, und der Umstand, daß man eine Arrha (oder Cabarra) geben muß, wenn man einen Wagen miethet. Sonst habe ich bei ihnen nichts römisch gefunden.

* * *

Von Alt-Orschowa abfahrend erreicht man zunächst die Insel Neu-Orschowa, welche noch den Türken gehört. Dieselbe trägt eine ausgedehnte Festung, von den Türken Ada-Kalessi genannt. Hier sieht man das erste, noch im Besitz der Türken befindliche und mit dem Halbmond geschmückte Minareh, welches keck und schlank zwischen den massiven Festungs-Thürmen und -Mauern hervorsieht und sich durch gute Conservirung und frischen Anstrich unterscheidet von den Minarehs der Belgrader Dschami's a. D.*), welche so beredt die Poesie des Verfalls predigen. Ich vermuthe, daß in Neu-Orschowa die Moschee besser conservirt ist, als die Festung, welche, wenigstens äußerlich, außerordentlich verwahrlost aussieht. Der Steuermann, mit dem ich mich am liebsten unterhielt, versicherte mir aber, die Festung habe bombenfeste Gewölbe, die man von den Bergen beider Ufer, welche die Festung dominiren, vergeblich zusammenzuschießen versucht habe.

— „Die Türken in einer Festung sind immer gefährlich,“ sagte er, „das haben die Russen vor zehn Jahren erfahren, und sie erfahren's vielleicht bald wieder!“

Der Insel gegenüber, auf dem rechten serbischen Ufer,

*) D. i. außer Dienst.

liegt ebenfalls eine kleinere Festung, genannt Fort-Elisabeth. Sie gehörte früher mit zu Ada-Kalessi und half den rechten Donau-Arm sperren. Jetzt ist sie im Besitz der Serben und also den Türken ein Dorn in dem Fleische. An dem anderen Arm, dem linken, beginnt das Land Rumänien, und zwar mit einem elenden Dorfe, Vinciorowa geheißen.

Von nun an ist der romantische Zauber von der Donau gewichen. Zwar kommt nun noch kurz unterhalb Orschowa das untere eiserne Thor, welches in der That bemerkbarer ist als das obere, jedoch nur für die Schifffahrt. Die Donau ist hier nämlich von zwei Felsenriffen quer durchzogen, von welchen auf Türkisch das obere Gornje Belega und das untere Donje-Belega heißt. Beide Riffe sind durch Strom-Schnellen, oder wenigstens durch ein kurzes und rasches Gefälle markirt; und zwischen denselben vermag man, wenn man sehr Acht gibt, auch wohl hin und wieder einen Wasserwirbel zu entdecken. Aber in Summa ist es nichts mehr mit der Romantik dieser eisernen Thore der Donau. Ich habe bei meinen beiden letzten Donaufahrten, 1873 und 1875, bemerkt, daß der gewöhnliche Reisende, der in den Tag hineinfährt, wenn er nicht gerade sehr eifrig seinem Joanne, Murray oder Bädeker lauscht, von den angeblichen Fährlichkeiten, welche er zu bestehen hat, gar nichts merkt und gewöhnlich die Frage: „Wann kommt denn das eiserne Thor?“ stellt, wenn man schon darüber hinaus ist. Wenn man nicht gerade ein Unwetter hat, merkt man sehr wenig; und von dem, was man merkt, versteht die Mehrzahl nichts. Als unser Schiff z. B. mehrmals über Sand- und Felsbänke knarrte, fragte mich ein Franzose: „Was machen denn die Leute da unten?“

Es geht wie mit dem Binger Loch im Rhein (bei

Bingen), bei welchem noch vor einigen Jahrhunderten alle Schiffe Halt machen und umladen mußten*) und über das man jetzt hinausfährt, ohne irgend etwas zu merken. Allerdings hat man hier mehr mit Sprengarbeiten nachgeholfen, als an der Donau. Aber auch schon die mechanische Gewalt des Wassers trägt dazu bei, die Felsenriffe und Querlagen, welche eine Strom-Terrasse von der andern scheiden und die Ursache der Wasserfälle und Stromschnellen abgeben, immer mehr abzuschleifen und stromaufwärts zu rücken. Das mit Macht niederfallende Wasser zertrümmert die untere Schicht; in Folge dieser Zerstörung verlieren die überlagernden Schichten ihre Stütze und brechen von Zeit zu Zeit zusammen, wodurch der Wasserfall oder die Stromschnelle mehr stromaufwärts zurückverlegt und zugleich niedriger gemacht, d. h. das Gefälle derselben vermindert wird. Der englische Geognost Lyell hat dies an den amerikanischen Niagara-Fällen (Lyell, Reisen in Nord-Amerika, deutsch von E. Th. Wolff, Halle 1846, S. 18 u. ff.) und Professor Hermann Burmeister hat es an dem irischen Flusse Burntholl et (Burmeister, Geschichte der Schöpfung, 5. Aufl., S. 28 u. ff.) nachgewiesen. Ich verweise darauf und will im Uebrigen mein leichtes Touristen-Schifflein nicht weiter mit gelehrtem Ballast beladen, den es zu tragen schwerlich im Stand ist.

Jedenfalls ist hier, an dem unteren eisernen Thor (auf Türkisch: Dolni-Demir-Kapu), die Landschaft bei weitem nicht so malerisch und wildromantisch, wie an dem oberen und in der Kaschan-Schlucht.

Uebrigens hat schon Trajan den Plan verfolgt, dieses untere eiserne Thor, das damals viel schlimmer gewesen

---

*) Siehe meine „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei." Bd. I, (2. Aufl. Hannover, Rümpler 1876.)

sein muß, als heute, durch einen Parallelkanal auf dem rechten Ufer zu umgehen. Bei dem serbischen Dorfe Schip, unmittelbar über der obersten Stromschnelle, findet man heutzutage noch die Anfänge der Arbeit. Leider hat die Römerherrschaft an der unteren Donau, die glücklichste Zeit, welche diese Länder jemals gesehen, nicht lange genug gedauert, um das Werk zu vollenden. Dieser Kanal theilte das Schicksal desjenigen, welcher den Isthmus von Korinth durchstechen sollte. Letzteres Projekt verfolgte der Kaiser Nero. Heutzutage, wo man für seine Idee, die griechische und die abendländische Kultur zu verschmelzen, keinen Sinn hat, hält man ihn für einen Idioten. Aber die Zukunft wird ohne Zweifel seinen Plan wieder aufgreifen, sobald einmal bessere Zeiten für den südlichen Theil der Balcan-Halbinsel gekommen sein werden. Vielleicht wird sie dann Nero für einen klugen Mann (trotz seiner Verrücktheiten) und uns für Narren halten. Wer kann das wissen? Die Engländer haben auch Herrn von Lesseps lange für einen Narren erklärt. Jetzt kaufen sie einen Antheil an dem Werk seiner Narrheit, welches Werk sie heute bewundern.

Neuerdings sind wiederholt (1871 und 1873) zwischen Oesterreich-Ungarn, Serbien, Rumänien und der Türkei Staatsverträge abgeschlossen worden, nach welchen die Hindernisse der Schifffahrt zwischen Drencowa und Thurn-Severino beseitigt werden sollen, und durch welche festgestellt wird, wie viel ein jeder dieser Staaten nach Vollendung des Werkes an Schiffszoll heben darf. Aber das ist eben die Schwierigkeit — die Vollendung des Werks! Dazu gehört, wie der Feldmarschall Montecuculi von dem Krieg sagte: „Geld — nochmals Geld — und zum dritten Mal Geld!" Verträge reichen dazu nicht aus. Nun hat aber die Türkei nie Geld, Serbien selten,

Rumänien nicht oft, und in Oesterreich-Ungarn wird die Sache erschwert durch die Eifersucht zwischen den beiden Reichshälften.

Doctor Isambert macht, unter Berufung auf unsern berühmten deutschen Landsmann Max Müller in Oxford (siehe dessen Artikel über den Namen Danubius in der „Keltischen Revue“ vom 1. Mai 1870 und in dem „Bulletin der geographischen Gesellschaft in Paris“ vom Januar 1872), mit Recht darauf aufmerksam, welche Rolle die eisernen Thore, die auf der Strecke von Drencowa bis Thurn-Severino die Schifffahrt sperrten, in der Geographie und der Geschichte, und namentlich in der Geschichte der Geographie, spielen. Diese Unterbindung des Stroms theilte ihn in zwei Strecken, von welchen man Jahrhunderte lang gar nicht wußte, daß sie eine Einheit bilden. Es waren griechische Handelsleute aus Argos und Milet, welche im siebenten Jahrhundert von dem Donau-Delta aus, welches die Phönicier schon viel früher kannten, stromaufwärts bis zum unteren eisernen Thor vordrangen und dem Strom den Namen Ister (ἴστρος) gaben. Weiter hinauf sind sie niemals gekommen. Sei es, daß sie glaubten, die obere wilde Strecke sei nur eine kurze, oder es sei dort nichts für die Handelsthätigkeit Verwendbares zu finden. Die griechischen Kaufleute hörten zwar später an der Küste der Adria, wo sie Bernstein verkauften und mit nordischen Karawanen verkehrten, von einem mächtigen Flusse im Norden, der von Westen gen Osten fließe, aber sie hatten keine Ahnung davon, daß derselbe identisch sei mit dem Ister.

Jener obere Theil des Flusses, welcher von den Eingeborenen mit einem keltischen Worte, das fließendes Wasser bedeutet und seinen Ursprung aus dem Sanscrit ableitet, Danu, Duna oder Dun genannt wurde, verharrte in seinem Dunkel, bis ihn nach der Eroberung Illyriens die römischen

Legionen entdeckten und Danubius nannten. Die erste Nachricht, daß der Ister und die Donau möglicherweise derselbe Fluß seien, stammt aus dem dritten Jahrhundert vor Christus und ist römischen Ursprungs.

Die Griechen haben an dem Schwarzen Meer und an dem Ister folgende Häfen und Handelsplätze gegründet: Odessus, jetzt Warna; Tomi, jetzt Kustendscha; Istropolis, auf dem rechten Ufer der südlichen Donau-Mündung, jetzt untergegangen; Axiopolis, jetzt Tscherna-Woda (Schwarz-Wasser); Darostulum, jetzt Silistria; Nikopolis ad Istrum, jetzt Nikopoli; Bononia, jetzt Widdin; Ratiaria, jetzt Palanka. Daß die Griechen ihr Geschäft verstanden, beweist der Umstand, daß alle die zahlreichen Völkerschaften, welche seit griechisch-römischen Zeiten hier gehaust, keine besseren Plätze zu finden gewußt haben.

Römischen Ursprungs sind an der oberen Donau, dem Danubius: Aloimoenium, jetzt Ulm; Castra regina, jetzt Regensburg; Castra batava, jetzt Passau; Vindobona, jetzt Wien; Carnuntum, jetzt Petronella, Deutsch-Altenburg und Hainburg; und Transacincum, jetzt Ofen.

Die Römer ließen zwar den beiden Strecken ihre besonderen Namen, aber sie erlösten den Strom von seinem Dualismus. Unter ihnen war das ganze Stromgebiet von Ulm bis nach Istropolis, von den Quellen bis zum Delta der Mündungen unter einem Scepter, und es befand sich nach Umständen wohl. Die Theilung des römischen Reichs und die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, dem Grabe des Staatsgedankens, in welches Grab sowohl die Rhomäer als auch die Türken versanken, die Völkerwanderung und endlich die Osmanli haben diesem Zustande ein Ende gemacht, und seitdem wogt wieder zwischen Da-

nubius und Ister der Kampf zwischen Osten und Westen, zwischen Asien und Europa. Der Streit ist bis heute noch nicht endgültig geschlichtet. Man nennt ihn die orientalische Frage und könnte ihn auch als das Alpdrücken Europa's bezeichnen.

Unter solchen Betrachtungen sagten wir dem unteren eisernen Thor Lebewohl, um an dem ersten rumänischen Städtchen (auf dem linken Ufer) anzulegen. Es heißt Skella-Gladowo, ist ein kleines schmutziges Nest und imponirt höchstens durch sein Quarantaine-Gebäude. Wer etwa an dem Fortschritt unserer Kultur zweifelt, der betrachte sich doch einmal diese zahlreichen Quarantaine-Ställe längs der Donau und an der siebenbürgisch-rumänischen Grenze (Tömösch-Paß, Törzburg-Paß, Rothethurm-Paß u. s. w.), in welche Ställe noch vor Kurzem die Menschen, welche das Unglück haben, eine Landesgrenze passiren zu müssen, viele Tage lang eingesperrt wurden, sobald im Orient das Wort „Pest" oder „Cholera" ertönte. Ja, man ging so weit, daß damals, zur Zeit der Quarantaine, der Verkehr zwischen beiden Donau-Ufern in der Art gesperrt wurde, daß das Dampfboot den Fluß nicht kreuzen durfte, und daher die Gesellschaft gezwungen war, ihre Schiffe alterniren zu lassen, in der Art, daß das erste nur am rumänischen, das andere nur am serbisch-bulgarischen Ufer anlegen durfte, und so weiter mit Abwechslung. Jetzt, da man alle diese Quälereien und Scherereien abgeschafft hat, ist die Cholera, die bekanntlich von den Grenzen unserer politischen Geographie nicht die geringste Notiz zu nehmen pflegt, milder geworden, und die ersten medicinischen Autoritäten haben sich dahin ausgesprochen, daß das Quarantaine-Wesen mehr schade, als helfe. Das Volk war stets dieser Meinung. Ich besitze noch eine Caricatur, welche aus der Zeit des ersten Einzugs der Cholera in Berlin

stammt; damals hatte die oberste Gesundheitsbehörde, an deren Spitze ein Herr Rust stand, Stadt und Land gegen einander abgesperrt; die Caricatur stellte ihn dar in Ausübung seines Berufs, mit der Unterschrift

„Passer rusticus communis, gemeiner Land-Sperrling."

Seitdem hat der Berliner Straßenwitz schon öfter das Rechte getroffen.

Ganz ähnlich verhält sich's mit den Pässen. Das deutsche Reich hat sie abgeschafft, und in Mittel- und West-Europa sind überhaupt die Orte schon sehr selten geworden, wo man nach einem Passe gefragt wird. Im Orient dagegen, nicht nur in der Türkei, sondern auch in den kleinen Ländern, Serbien, Rumänien, Griechenland, welche sich sämmtlich „der liberalsten Verfassung der Welt" berühmen, wird das Paßwesen noch mit rigoroser Strenge gehandhabt, wenigstens auf dem Lande. Man kann das Ganze nicht besser und vollständiger charakterisiren, als wenn man sich darauf beschränkt, den Umstand hervorzuheben, daß hier die Polizei-Offizianten, welche den Paß sehen wollen, in der Regel keine westeuropäische Sprache verstehen, großentheils aber überhaupt gar nicht lesen können.

Wir passiren nun auf der linken Seite das walachische Dorf Sozoreni mit den Ueberresten eines Römer-Castells; man streitet, ob dasselbe von dem Kaiser Severus errichtet wurde, oder von einem Feldherrn Severinus, welcher unter Kaiser Philippus Präfekt von Mösien war.

Bei Thurn-Severino (rumänisch: Turnul-Severin), einer ganz modernen Stadt von etwa 4000 Seelen, welche ihren Ursprung ohne Zweifel der Dampfschiffstation verdankt und der Sitz eines rumänischen Präfekten ist, verließen wir das kleine Boot, um uns auf dem großen Eil-

schiff „Franz-Joseph" einzuschiffen, welches, blendend weiß angestrichen, uns schon von ferne entgegenstrahlte. Der Ort hat seinen Namen nach einem alten niedrigen viereckigen Thurm-Reste am Ufer, von welchem aus einige Pfeiler ausgehen, um auf dem rechten Ufer in einen Brückenkopf auszulaufen, welcher noch besser conservirt ist, als der auf dem linken. Nach der allgemeinen Meinung ist dies die Trajans-Brücke. Die Kühnheit dieses antiken Bauwerks tritt außer Zweifel, wenn man bedenkt, daß hier die Donau über 3,000 Fuß breit und beinahe 20 Fuß tief ist. Die Brücke besteht aus zwanzig steinernen Pfeilern, welche den hölzernen Oberbau trugen. Gegenwärtig sind die Pfeiler nur noch bei sehr niedrigem Wasserstande sichtbar, bei hohem werden sie durch kleine Wirbel bezeichnet. Heute finden wir die letzte steinere Brücke über die Donau bei Regensburg. Die Wiener und Pester Brücken haben eiserne Construktionen. Die Donaubrücke Trajan's ist erbaut von demselben Architekten Apollodorus, dem wir auch die römische Trajanssäule verdanken, auf welcher er nicht nur seinen Kaiser und dessen Friedens- und Kriegsthaten verherrlicht, sondern auch eine bildliche Darstellung seiner Donaubrücke angebracht hat. Die Trajans-Säule in Rom ist bekanntlich das Vorbild der Vendôme-Säule in Paris; es ist aber der Copie nicht entfernt gelungen, das classische Original zu erreichen. Ich werde später von Trajan und seiner Säule noch ausführlicher reden. Hier beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß verschiedene Gelehrte behaupten, die Trajans-Brücke sei weiter unten zu suchen, und die Brücke hier sei unter dem ersten christlichen Kaiser Constantinus von dessen Feldherrn und späteren Mitkaiser Severus errichtet.

Zwischen Thurn-Severino und Palanka begann der Tag sich seinem Ende zuzuneigen. Die Donau,

der eisernen Bande ledig, welche sie auf der Strecke zwischen Drencowa und Thurn-Severino eingeengt hatten, strebt wieder in's Endlose und Weite; das linke Ufer ist ganz flach und zeigt uns zwischen Schilf und Rohr eine Reihe von Sümpfen, und weiter landeinwärts von Seen, die unter den Küssen der scheidenden Abendsonne feurig erglühen; dahinter sieht man einige langhingestreckte violett-gefärbte Höhen, die sich aus der rumänischen Steppe erheben als die letzten Ausläufer, welche die Karpathen in die Ebene der kleinen Walachei entsenden; auf dem linken Ufer wird der Horizont begrenzt durch einige serbische Berge mit abgeplatteten Köpfen und steil abfallenden Rändern. In diesen Bergen liegt Njegotin, welches den schweren blutrothen Serbenwein producirt. Dann folgt am äußersten südlichen Ende ein langgestreckter hohler Bergrücken, welcher sich bis zur Donau vorschiebt und die serbisch-bulgarische Grenze bezeichnet. Im Süden, wohin wir steuern, über Bulgarien, steht eine dunkle große schwarze Wetterwolke, die ihre Schatten über die kahlen, kultur- und vegetationslosen Berge wirft. Desto heller strahlt im Nordwesten die untergehende Sonne. Sie macht die Donau in tausend Streifen vibriren, welche sich roth, violett, blau und orangefarbig neben einander legen; und darüber hinaus flattern, tanzen, hüpfen, funkeln tausend grüne und blaue, goldene und silberne, rothe und gelbe Lichter über den grandiosen Strom und sein Ufer, so daß diese Lichter in einen seltsamen Contrast treten zu dem schweigenden Ernste der schwermüthigen Berge und des schwarzen Unwetters, welches die Schlußcoulisse der ganzen Scene bildet. Allmälig verschwinden diese Lichter, die abwechselnden Bänder des Stromes reduciren sich auf zwei Farben, auf Blau und Gelb, bis endlich auch das Gelb verschwindet und das Blau sich in Grau verwandelt. Dann flammt es noch einmal roth

auf im Nordwesten. Die Sonne ist schon untergegangen. Es ist der Gruß, den sie uns hinterlassen. Sobald sein Glanz erloschen, herrscht überall Dunkel und das Schiff verschließt seine Lucken und Fenster. Ich saß noch eine Weile plaudernd bei den Steuerleuten im Dunkeln. Ich hätte so gerne Widdin und Kalafat gesehen. Der Steuermann tröstete mich:

— „Zu sehen ist da gar nichts, Gnaden. Das Widdin ist ein dreckiges türkisch-bulgarisches Nest, und das rumänische Kalafat ist noch weniger. Das Schöne ist nur, daß die Russen hier einige Mal gehörig verhauen worden sind, und das kann man nicht sehen. Türken und Bulgaren bekommen Sie unterwegs noch mehr zu sehen, als Ihnen lieb ist. Abgesehen von ein paar anständigen Häusern am Ufer ist Widdin nichts als ein Complex von Festungsmauern, aus dem ein paar Dutzend glänzende und spitze Minarehs hervorsehen. In die Stadt hinein könnten Sie doch nicht. Und dazu sollten Sie sich gratuliren. Die Häuser sehen aus wie vor Alter schwarz gewordene hölzerne Vogelbauer, die man niemals gereinigt hat. Auch der Fluß wird von nun an immer langweiliger, man sieht oft vor lauter Schilf das Wasser nicht und muß höllisch aufpassen beim Steuern durch die Schilfwälder und Untiefen, die Inseln und Sandbänke. Man kann hier gar nichts besseres thun als schlafen; und wenn Sie sich vor Nikopoli wecken lassen, kommen Sie immer noch zeitig genug, um etwas zu sehen."

Ich folgte seinem Rath, zog mich in meine Cabine zurück und habe die ganze Strecke von Radujewatz, wo der Timok, der Grenzfluß zwischen Serbien und Bulgarien, mündet, bis unterhalb Rahowa, die verschiedenen serbischen Palanka's — palanka heißt auf deutsch „Zaun" — wie Lom-Palanka, Zibru-Palanka 2c., glücklich verschla-

fen. Als ich in aller Frühe wieder auf Deck kam, hatten wir rechts mäßige Hügel, links nichts als Schilf und Rohr, Sumpf und Weiher, Steppe und Wüste. Hin und wieder streckte ein Büffel sein schwarzes mißschaffenes Haupt mit den kurzen Hörnern aus dem Gewässer, ohne weiter Notiz von uns zu nehmen. Auf der bulgarischen Seite machten sich vorzugsweise Esel durch ihre weithin tönenden Morgenlieder bemerkbar. Mein siebenbürger Reisegefährte, der noch früher heraus war als ich, las mir aus der Reisebeschreibung eines preußischen Realschuldirectors die hierher gehörige Stelle vor. Sie lautete, wie folgt:

— „So geht es den ganzen Weg, auf der türkischen Seite „„Vergangenheit““, auf der rumänischen „„Zukunft““.

Er schloß daraus, daß der Esel das Symbol der Vergangenheit und der Büffel das der Zukunft sei, und bemerkte, das Buch sei dem rumänischen Minister Michael Cogolniceano gewidmet, welcher in Berlin studirt habe.

Aufrichtig gesagt, habe ich auf allen meinen Reisen noch niemals ein Land gesehen, das sich so ungünstig präsentirt, als Rumänien von der Donau-Seite. Allein man darf hieraus nicht auf die wirkliche Beschaffenheit schließen. Das Land ist sogar von großer landschaftlicher Schönheit an dem südlichen Abhang der Karpathen und in der kleinen Walachai, welche vormals Oesterreich gehört hat.

Auch das rechte, bulgarische Ufer gewährt hier keinen reizenden Anblick. Kläglich sehen namentlich die bulgarischen Dörfer aus, welche hier an die Hügel geklebt sind. Man meint Anfangs, es sei hier eine Brandstätte, auf welcher der Schutt noch nicht aufgeräumt ist. Die Trümmer liegen wirre durcheinander, — schwarzes, scheinbar angesengtes Holz, aus welchem hin und wieder Dampf zum Himmel steigt, als letzter Rest und Zeuge der stattgehabten Feuersbrunst.

Allein man belehrt uns eines Bessern. Die Menschen wohnen hier nicht über, sondern unter der Erde. Die Wohnung ist zunächst ein in die Erde gegrabenes vier-eckiges Loch, in welches von der einen Seite eine schiefe Ebene hinunterführt. Das Ganze ragt etwa zwei Fuß über den Boden und ist oben mit Holz, Reisig, Schilf und Rohr gedeckt. Von Straßen und Plätzen ist natürlich keine Rede; Alles liegt wirr durcheinander. Ein Ameisenhaufen ist im Vergleich zu diesem tatarischen Baustyl ein Muster architectonischer Ordnung. Eine Ausnahme machen nur die an dem Flußufer liegenden Magazine, Lagerhäuser, Agen-zien (im Orient sagt man stets Agenzie und nie Agentur) und Factorien. Dazwischen kommt von Zeit zu Zeit ein türkisches Wachthaus (auf Oesterreichisch: Tscherdak), auf dessen Schat-tenseite ein Soldat Schildwache sitzt, die Pfeife im Mund und das Gewehr horizontal auf dem Schooße.

Während auf der linken Seite uns unablässig Weide und Sumpf begleiten, gewinnt dann die rechte allmälig wieder Interesse. Die Kalkschiefer-Berge sind an ihrem untern Ende sehr steil abgeböscht und spiegeln sich malerisch in der Donau. Oder der ewig bewegte Strom hat tiefe Höhlen in den Kalksteinfelsen gewühlt, den „Gollinger Oefen“ im Salzburg'schen vergleichbar, nur viel höher und weiter. Ueber diesen senkrechten und ausgewaschenen Kalk-felsen, welche etwa 30—40 Fuß hoch aufsteigen, wölben sich runde Berge, gleich einer Alp mit leichtem Grün über-zogen, und mitten in diesem Grün weiden schneeweiße und silbergraue Rinder. Aus dem Flusse aber erhebt sich eine Schaar schwarzer und grauer Büffel, um an das Land zu gehen und gleich Schatten der Unterwelt auf dem weißen Kalkwege, der zu der grünen Matte führt, aufwärts zu steigen, während dem Ufer entlang eine Reihe Reiher oder Pelikane aufgepflanzt steht in regelmäßigen Zwischenräu-

men, unbeweglich gleich Palissaden oder spanischen Reitern und ernsthaft wie Philosophen.

Die türkische Stadt **Nikopoli** gewährt einen freundlichen Anblick. Sie liegt in einer Schlucht, welche sich nach der Donau hin öffnet, uud steigt in der bekannten türkischen Bauart terrassenförmig an dem steilen Abhang des Berges hinauf. Die alten Holzhäuser mit ihren holzvergitterten Fenstern sehen aus der Entfernung recht malerisch aus; und die zahlreichend hellglänzenden Minareh's gemahnen uns wie große metallene Nadeln, mit welchen man die baufälligen Häuser an den Berg angespießt hat, damit sie nicht die schiefe Ebene, welche sie mühsam hinaufgekrochen zu sein scheinen, wieder hinunter rutschen. Auch türkische Kirchhöfe sieht man hier, mit den aufrechtstehenden weißen Säulen und mit den großen schwarzen Cypressen, die gen Himmel empor — man möchte sagen: steigen oder gar flammen, vorausgesetzt, daß schwarze Flammen existirten. Am Eingang der Schlucht liegt auf dem einen Berge eine kleine Festung mit einer Moschee, deren Kuppel uns von weitem entgegenglänzt, auf dem andern ein Wachthaus mit weit ausladendem Dache, das den Schildwachen Schutz gegen Regen und Sonne gewährt. Am Ufer stehen Lagerhäuser, auf senkrechten Balken errichtet, um gegen Ueberschwemmung geschützt zu sein.

Man streitet darüber, ob dies Nikopoli wirklich das alte Nicopolis **ad Istrum** sei. Letzteres suchen einige Gelehrte weiter unten bei einem türkischen Dorfe, welches heute **Eski-Nicup**, d. i. Alt-Nicop, heißt und unzweifelhaft antike Ruinen von mäßiger Ausdehnung aufweist. Ich vermag den Streit nicht zu entscheiden. Ruinen findet man hier überall, und leider oft nichts als Ruinen.

Hier bei Nikopoli haben welthistorische Schlachten stattgefunden. Hier besiegte im zweiten Jahrhundert nach Chri-

stus Trajan den Dacier-König Decebalus und zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Sultan Bajased I. den deutschen Kaiser Sigismund.

Nikopoli schräg gegenüber liegt die rumänische Stadt Turnul-Magirel an der Mündung der Aluta, welche von den östlichen Karpathen herkommt, durch ganz Siebenbürgen (von Osten nach Westen) fließt, dann bei Hermannstadt sich südlich wendet, um am rothen Thurm die Karpathen-Kette zu durchbrechen und nach Rumänien überzutreten, wo sie die Grenze zwischen der kleinen (westlichen) und der großen (östlichen) Walachei bildet. Der Ausfluß der Aluta (in Ungarn und Siebenbürgen heißt sie Alt, sprich Olt) in die Donau bildet, da jene ein an Naturprodukten reiches Hinterland durchschneidet, einen wichtigen Stapelplatz, und in Folge dessen hat sich Turnul-Magirel sehr gehoben, seitdem sich der Rechtszustand im Innern von Rumänien befestigt.

Dann folgt auf der bulgarischen Seite Schichtowa, ein schmutziges Nest am Fuße einer ruinengekrönten Höhe, und endlich Ruschtschuk, wo der Dampfer in der Nähe des Bahnhofs anlegt, um an demselben diejenigen Reisenden abzugeben, welche von da über Schumla nach Varna am Schwarzen Meer zu reisen gedenken.

Ruschtschuk liegt noch weit malerischer als Nikopoli; die Berge sind steil abgeböscht, so daß sich aus der Donau glänzendweiße oder graue Wände beinahe senkrecht erheben. Diese Wände bestehen aus Kalk und nicht aus Kreide, wie manche Reisebeschreibungen irrig berichten. Ueber der Stadt thront auf dem Scheitel des Berges die Citadelle, welche den Fluß und die Umgegend beherrscht. Außerdem ist die Stadt noch ringsum mit Fortificationen umgeben, deren Anlage durch die von Natur steil abfallenden Kalkwände sehr begünstigt wird. Ruschtschuk ist der Sitz eines Vali oder

Pascha, d. h. des Generalgouverneurs oder Oberpräsidenten der Provinz und zahlreicher europäischer Consuln. Auch hat es eine große Garnison, die im Monat Juli ausgerückt war und rundum auf den Bergen in weißen Zelten campirte, welche sich malerisch von den grünen Matten abhoben. Ich glaubte, dies Lager sei aus Anlaß der Unruhen in der Herzegowina zusammengezogen. Dies war jedoch nicht der Fall. Mannschaft und Pferde ziehen das Freie dem ungesunden Aufenthalt in den engen und unreinlichen Kasernen und Ställen vor, deshalb geht es jedes Jahr, sobald das gute Wetter constant geworden, hinaus in das Lager. Die eben so zahmen als temperamentvollen Pferde laufen auf den Heiden und in den Wäldern frei herum, ohne von ihrer Freiheit Mißbrauch zu machen. Die Soldaten sind schöne, kräftige und trotz ihrer außerordentlichen Genügsamkeit wohlgenährte Leute. Ich sprach bei einem späteren Aufenthalt auch einige türkische Offiziere, von welchen Viele Deutsch, Mehrere Italienisch und einige Wenige auch Französisch verstanden. Ihre Uniformen hatten französische Reminiscenzen; die Aermel sind enorm weit und auf dem vorderen Theile des Aermels sind die Grade und Auszeichnungen in riesigen, gold- oder silbergestickten Spitzbogen angebracht. Letzteres findet sich ähnlich bei den rumänischen Offizieren.

Die Stadt Ruschtschuk zählt über 30,000 Einwohner und hat einen blühenden Handel, welcher sich zum größeren Theil in europäischen Händen befindet. Man hört hier sehr viel Deutsch, sowohl von den Kaufleuten als auch von den Eisenbahn-Bediensteten. Die höheren Eisenbahnbeamten sind beinahe alle Deutsche und zwar Süddeutsche. Es war mir ein wahrer Ohrenschmaus, auch hier in der Türkei meinen geliebten rheinisch-fränkischen Heimathsdialekt zu vernehmen; und ich habe überhaupt, während ich die Türkei bereiste,

oft darüber lachen müssen, daß ein deutscher Gelehrter ersten Rangs noch vor Kurzem behauptet hat, in der Türkei sei nördlich von Balcan das Kultur-Element slavisch und südlich vom Balcan griechisch. Weder das Eine noch das Andere ist nämlich die Wahrheit. Nördlich vom Balcan ist Deutsch, und südlich ist nicht Griechisch, sondern Italienisch die Kultursprache und zugleich das internationale Verständigungsmittel zwischen Eingeborenen verschiedener Racen.

Ruschtschuk besteht aus einem türkischen und einem europäischen Theil. Der erstere ist der bei weitem größere und gruppirt sich malerisch um den Berg, auf welchem die Citadelle liegt. Die türkischen Holzhäuser sind klein, aber hübsch terrassirt und von Bäumen umschattet, wie denn der Türke viel Geschmack an Gartenbau und Blumenzucht hat. Dazwischen erheben sich etwa achtzehn Dschami's (Moscheen) mit ihren gen Himmel weisenden schlanken Minareh's und ihren weithin strahlenden Kuppeln. Die europäische Stadt liegt am Ufer der Donau und steigt hinauf an dem vordersten Berge. Man sieht hier recht geschmackvolle Villen im Schweizerstyl, von wilden Reben und andern Schlingpflanzen malerisch umwachsen. Auf einem Vorsprung liegt auch ein guter österreichischer Restaurant. Es ist ein hübscher Lug-in's-Land, wo sich Auge und Gaumen zu laben vermögen. Ich trank da einen recht angenehmen türkischen Rothwein, welcher hier in Ruschtschuk in den Weinbergen des deutschen Consuls, Herrn Kalisch, gewachsen ist, wie mir der Wirth versicherte und mir der Consul, den ich später persönlich kennen und schätzen lernte, auf Anfrage bestätigte.

Die Landungsbrücke und das daran stoßende Ufer zeigte eine außerordentlich mannigfaltige und bunte Staffage von Vieh und von Menschen. Ich habe schon der hellgrauen

Rinder und der dunkelgrauen Büffel gedacht. Dazu kommen die herrnlosen Hunde und die Esel, die hier als Reitthiere eine große Rolle spielen, denn der Türke liebt es nicht zu Fuß zu gehn. Dazu ist er zu faul und zu vornehm. Auch Pferde wurden hier in die Schwemme geritten. Zahllose Müßiggänger endlich standen am Ufer und betrachteten das große Eilboot. Hier zu Lande hat immer irgend Jemand seinen faulen Tag: die Türken am Freitag, die Juden am Samstag, die Christen am Sonntag. Ein richtiger Bummler aber stellt sich auf den interconfessionellen Standpunkt: er feiert alle drei Tage, und arbeitet an den vier andern auch wenig oder gar nichts; und obgleich so das Angebot der Arbeit vermindert wird, so kann man von einer starken Nachfrage nach derselben doch auch nichts verspüren.

Unter dem Landungsbrücken-Publikum unterscheidet man europäische und orientalische Tracht. Der rothe Fez ist aber Allen gemeinsam. Er ist eine sehr bequeme Tracht und wird daher auch viel von Europäern getragen. Die Orientalen glänzen in allen Farben, aber das Roth überwiegt. Der Bulgare ist braun und roth, der Rumäne weiß und roth. Der türkische Soldat ist blau und roth, der Arnaute ganz roth. Nur die türkische Miliz trägt ein bescheidenes graues Gewand mit weißem Schafpelz besetzt. Jeder vornehme Mann hat einen Kawäß hinter sich gehn, der ein ganzes Arsenal von Hieb- und Stich- und Schußwaffen in einem am Gürtel angebrachten besonderen ledernen Futteral trägt. Mancher hat deren auch zwei. Der Kawäß ist in der Regel ein Türke. Der Türke ist tapfer und treu. Er hängt an seinem Herrn, einerlei ob derselbe ein Muhamedaner oder ein „ungläubiger Hund" ist, mit einer feudalen Treue und ist jeder Zeit bereit, sein Leben für denselben in die Schanze zu schlagen. Dagegen verlangt er aber, daß man ihn mit anstrengender Arbeit verschone.

Er gibt auf Alles acht, controlirt die slavische Dienerschaft und versteht sich höchstens zur Wartung der Pferde, für die er viel Liebe und Sorgfalt zeigt. So habe ich den Kawáß hier an der Donau, in Constantinopel, in Saloniki, in Volo, an der Maritza, am Wardar und am Ibar gefunden. Was ich hier gebe, war das übereinstimmende Urtheil der europäischen Herrschaften über ihre türkischen Diener; auch ich bin mit einem türkischen Kawáß, der Italienisch verstand, vortrefflich gefahren.

Der Kawáß und sein Arsenal gehören für einen vornehmen Europäer zum Standesaufwand. Was bei uns die Livree des Dieners ist, das sind nach hiesigen Begriffen die landesüblichen Waffen. Mag auch kein Anlaß zu deren Gebrauch sein; der Anstand gebietet, dieselben zu tragen oder durch seinen Diener tragen zu lassen.

Nach einem langen Aufenthalte in Ruschtschuk wandte sich das Dampfschiff hinüber nach der rumänischen Seite und landete im Hafen von Dschurdschewo, oder wie es die Rumänien schreiben, Giurgiu. Diese Stadt ist in Allem das Gegentheil von Ruschtschuk. Sie liegt in der Ebene und hat einen ganz modern-europäischen Charakter, schnurgrade Straßen und steinerne viereckige Häuser, am Hafen eine hübsche Promenade mit Alleen und statt einem Dutzend Minareh's nur einen einzigen Glockenthurm (Campanile). Man sieht ihr nicht an, daß sie schon zur Zeit des Kaisers Justinian existirte, der sie, wahrscheinlich zu Ehren seiner mit allen Hunden gehetzten hohen Gemahlin Theodora, mit dem Namen Theodoropolis beliehen; später wurde sie genuesisch und erhielt den Namen Santo-Giorgio, welcher noch in dem heutigen Dschurdschewo zu erkennen ist; die Türken nahmen sie den Genuesern ab und errichteten hier eine Citadelle, welche als Brückenkopf und Ausfallthor gegen die Walachei diente. Hier wurde

1595 eine große Schlacht zwischen den Türken und dem walachischen Häuptling Michail dem Tapfern geschlagen; 1854 brachte hier Omer Pascha den Russen die bekannte Schlappe bei.

Wir mußten zuerst in Smurda, dem Landungsplatze der Boote, und dann in Dschurdschewo auf dem Bahnhof lange auf den Bukarester Zug warten, wie denn überhaupt der Eisenbahndienst in diesem Lande sehr viel zu wünschen übrig läßt. In dem Wagen erster Klasse wurde die Unterhaltung theils rumänisch und theils französisch geführt. Sie drehte sich um den österreichisch-rumänischen Handelsvertrag, ob derselbe den Juden das Recht zum Erwerbe ländlicher Grundstücke versage oder nicht. Die Ministeriellen behaupteten, die Juden blieben vor wie nach ausgeschlossen, die Oppositionellen behaupteten das Gegentheil. Darüber aber waren beide streitende Theile einig, daß sie nach wie vor und in alle Ewigkeit ausgeschlossen bleiben müßten.

Die Landschaft zwischen Dschurdschewo und Bukarest hat wenig Interesse. Anfangs Weide und Sumpf, dann einige schlecht bewaldete Hügel, zuletzt eine endlose wellenförmige Steppe, allerdings theilweise von großer Fruchtbarkeit, aber nur mit geringer Sorgfalt cultivirt. Unterwegs liegt Comana, ein Dorf von etwa 2000 Seelen. Es zeigt ein malerisches Kloster von byzantinischer Bauart. Der größere Theil ist Ruine, aber die Kirche steht noch und es wird darin noch Gottesdienst gehalten.

Rumänien hat zahllose Klöster, wovon einzelne in der Geschichte des Landes eine große Rolle spielen. In der Wildniß und an schwer zugänglichen Stellen gelegen, mit Graben, Wall, Mauern und Thürmen geschützt, dienten sie gewöhnlich als Zufluchtsstätte für die Weiber und Kinder, das Vieh und die fahrende Habe der Bauern; zuweilen

aber auch als Sammelplätze und Festungen der Aufständischen wider die Türken. Jetzt sind die Klöster theils säcularisirt und weltlichen Zwecken gewidmet, theils nur noch von wenig Insassen bewohnt, welche auf dem Aussterbe-Etat stehen.

Einen eigenthümlichen Ruf genießen die Frauen-Klöster, von welchen einige als Wirthshäuser und Vergnügungsorte berühmt sind. Ein Franzose sagt von ihnen: „On y trouve en tout temps bon souper, bon gîte et — — le reste.“ Man muß Das auf Französisch sagen. Das Deutsche ist zu plump und zu deutlich, um dergleichen Feinheiten wiedergeben zu können.

Rumänische Plaudereien.

I.

Erste Eindrücke. Die Stadt Bukarest.

Bukarest, die Hauptstadt des rumänischen Reiches, welches sich zusammensetzt aus der Moldau, sowie der großen und kleinen Walachei, wird von einem Flüßchen, das sich Dimbowitza nennt, quer durchschnitten und in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt. Obgleich die Rumänen eine außerordentlich patriotische Nation und von den Vorzügen ihres Landes auf das Innigste überzeugt sind, so glaube ich doch, es wird Keiner von ihnen widersprechen, wenn ich behauptete, daß sich, mit Ausnahme der Berliner Panke, schwerlich in ganz Europa ein fließendes Wasser von schlimmerer Beschaffenheit findet, als diese Dimbowitza. Sie ist so schmutzig, daß Niemand ihr Wasser ohne vorherige Reinigung trinkt, und nur Derjenige, der ein anderweitiges Bad nicht bezahlen kann, darin badet. Der schlimmste Mangel von Bukarest ist gerade der an Trinkwasser. Es wird hier mit schwerem Geld bezahlt. Das deutsche Sprüchwort, daß Suppliciren und Wassertrinken umsonst sei, gilt hier nichts; denn das Suppliciren ist einer Stempelabgabe (hier schreibt man Stämpel in Erinnerung an „stampa“) unterworfen, und selbst das Wasser ist theuer; ein kleines Tönnchen gereinigten Wassers, welches ich auf 15 Liter Inhalt schätzte, kostet 3/4 Francs; und in armen Zeiten soll es draußen in

den Vorstädten sogar 1 ½ Francs kosten. Das ist schlimm für die armen Leute; und man hat hier in dieser Stadt, wo im Sommer eine Gluthitze herrscht und ein Staub, welcher mit Berlin wetteifern kann, das Wasser so nöthig. Ich selbst, obgleich von Natur Weintrinker, lechze förmlich darnach, besonders seitdem ich weiß, daß es so rar ist. Man schimpft natürlich auch hier weidlich auf die städtische Verwaltung: „Warum haben die Väter der Stadt nicht für Wasser gesorgt, das wär' doch das Erste, das Nächste und das Nothwendigste." Man hat gut sprechen. Früher hat man den Luxusausgaben zugejubelt. Man wollte Weltstadt sein. Jetzt ist die Stadt stark verschuldet, und mit der außerordentlich raschen Zunahme der Bevölkerung wachsen die Ausgaben. So hat denn eine Stadt von einer Viertel Million Einwohner leider kein Geld für Wasser. Daran soll nun ganz allein Magistratus schuld sein. Es ist immer gut, wenn man einen Sündenbock hat. Enfin, c'est tout comme chez nous. Um aber auf den Fluß Dimbowitza wieder zurückzukommen, welcher nach einem kurzen und wenig glorreichen Laufe sich mit der Ardschisch vereinigt, die von den siebenbürger Alpen herunterkommt, um mit jener vereint der Donau zuzuschleichen, so existirt in Bukarest ein altes und viel verbreitetes Sprüchwort, welches auf Rumänisch lautet:

„Dimbowitza, apa dulce,
Cine be, nu mai se duce."

was wörtlich auf Deutsch heißt: „Dimbowitza, du süßes Wasser, wer von dir einmal getrunken, zieht niemals fort." Ich führe dies an, um zu beweisen, daß zuweilen auch Sprüchwörter lügen oder gar Sophisterei treiben; denn da überhaupt Niemand aus der Dimbowitza trinkt, so kann kein Mensch wissen, ob sie anziehend oder wegtreibend wirkt. Inzwischen aber hören wir auf der Straße den melancho-

lischen Ruf der Wasserverkäufer erschallen, welcher lautet: „Aaop!“ und an die Töne erinnert, welche einer Seekrankheits-Eruption vorherzugehen pflegen. Dieses aaop soll apa heißen. Apa ist aqua; im Rumänischen verwandelt sich in der Regel das lateinische qu in ein p.

Die zweite Merkwürdigkeit von Bukarest ist, daß die Fiaker-Kutscher den Weg nicht wissen, und daß ich selbst mit meinem Stock von dem Innern des Wagens aus kutschiren muß. Dies verhält sich so: Die hiesigen Fiaker heißen „Birscha“ (russische Britschka?) und sind weit besser, als die Berliner Droschken; auch nicht viel theurer, denn die halbstündige Fahrt kostet nur einen Franc per Wagen. Der Wagen ist offen und leicht gebaut, die Pferde rasch, und der Kutscher versteht das Kutschiren aus dem Fundamente. Letzteres ist aber auch nöthig bei dem unglaublich schlechten Pflaster und der starken Frequenz (man ist hier zu faul zum Gehen, auch gilt dasselbe für außerordentlich plebejisch, um nicht zu sagen unanständig). Die Birschaführer sind unverdorbene Jungen vom Lande, welche mit den Pferden umzugehen wissen, aber nicht mit den Menschen; sie verstehen zu hören und zu sehen, aber nicht zu lesen. Die Straßen von Bukarest sind jetzt zwar getauft und die Häuser numerirt. Auch sind die Namen an den Ecken angeschrieben. Allein noch die Leute in mittleren Jahren wissen sich sehr wohl zu erinnern, daß vormals dem durchaus nicht so war. Namen hatten früher nur die Bojarenpaläste und die Kirchen, von welchen einige befestigt waren. Diese Paläste und Kirchen waren die Merkzeichen, wonach man beschrieb, wo Jemand wohnte. Das Benennen der Straßen und das Numeriren der Häuser verdankt man den Oesterreichern oder den Russen. Als diese das Land occupirt hatten, hielten sie es für nöthig zu wissen, in welchen Häusern ihre Soldaten im Quartier lagen, und so machten sie

denn den Anfang mit dieser „schwobischen“ Einrichtung, welche allerdings zwischenzeitig, und zwar in französischem Style, vervollkommnet worden ist, soweit dies möglich erscheint in einer Stadt von so eigenthümlicher Construction, wie Bukarest. In die walachische „Seele des Volks“ ist aber diese Einrichtung noch nicht gedrungen, namentlich nicht in die der „Illiterati“, und grade die lesensunkundigen Birschaführer sind die besten, denn sie fahren gut und sind mit der Taxe zufrieden, was man von den „Literati“ in diesem Maße nicht behaupten kann. Um sich mit ihnen zu verständigen, bedarf man also eines Stockes. Will man in die Straße links einbiegen, so wird der Birscha-Mann mit dem Stock von hinten links angetippt. Will man rechts, so tippt man ihn rechts an. Tippt man überhaupt gar nicht, so fährt er immer darauf los auf demjenigen Wege, welchen er für den geraden hält; und es gibt überhaupt nur eine einzige Stelle in der ganzen Stadt und in dem ganzen städtischen Weichbild, wo er unaufgefordert und von selbst stillhält. Fährt man die eleganteste und bestgepflasterte Straße der Stadt, die Calea Mogoschoi, an welcher die Sarindarkirche, das Theater, das Schloß des Fürsten, das Palais Stirbey und verschiedene Ministerien liegen, gen Norden, so gelangt man auf den Corso der Stadt, auf die „Chaussée Kisseleff“ (auch „Chaussée“ schlechtweg genannt). Diese schöne Landstraße ist von dem russischen General Kisseleff angelegt, welchem die Stadt mancherlei Meliorationen verdankt. Die Straße ist mit vielen geschmackvollen Gartenanlagen, einer schattigen Lindenallee, einem hübschen Springbrunnen und am Ende sogar mit einem See und mit einer Felsengruppe (wohl künstlich gemacht) geziert und bildet Abends das Stelldichein (natürlich zu Wagen) für die gute Gesellschaft. Letztere ist jedoch im Augenblick nicht zahlreich vertreten, da der regierende Fürst sich in Kloster

Sinai (welches in der Richtung nach dem siebenbürger Kronstadt im walachischen Gebirge liegt, sehr malerisch gruppirt zwischen einem felsigen und einem bewaldeten Berge) befindet, um sich in dieser lieblichen Sommerfrische von seinen Regierungssorgen und den mancherlei Leiden, womit sein Beruf in diesem eigenthümlichen Lande verknüpft ist, zu erholen; da die Kammern vor Kurzem geschlossen, die Minister meistens auf Reisen und Alles bestrebt ist, sich den Gluten des „Backofens“ (so nennt man hier auf walachisch den Monat Juli) zu entziehen. Am Ende der Chaussée ist ein Rondel, wo die Corso-Fahrer Halt machen, um einander zu begrüßen und mit einander zu plaudern; auch führt von hier ein Seitenweg nach dem Garten Herestreu oder Baniassa, welcher als Stelldichein „berühmter Liebespaare“, und natürlich auch unberühmter, einen schlechten Ruf genießt und trotzdem, oder gerade deshalb, sehr häufig besucht wird.

An diesem Rondel ist es, wo der Birscha-Führer, auch ohne commandirt zu sein, Halt macht, um die Befehle des Wagen-Insassen zu erwarten. Man läßt ihn wenden, dann hält er wieder. Dann spricht man das Wort „Heidi“, welches in allen griechischen, romanischen und slawischen Idiomen der Balcan- und Donauvölker gebraucht wird und „fort“ bedeutet (auch wenn du mit einem Krämer um eine Waare feilschst, und er will sie dir endlich zu dem Gebot lassen, so sagt der Krämer „Heidi“, d. h. fort mit Schaden). Und nun geht es zurück nach der Stadt, die Calea Mogoschoi entlang, wieder gen Süden. Bis zum Boulevard zurückgelangt, tippe ich endlich den Kutscher mit meinem Stock rechts an. Er biegt in das Boulevard ein. Nur 30 Schritt und wir sind am Eingang des „Grand-Hôtel du Boulevard“. Nun tippe ich ihm auf den Rücken, jedoch etwas links von der Wirbelsäule. Das bedeutet: Anhalten

auf der linken Seite der Straße. Er hält also vor dem Eingang des Hôtels. Ein leichter Stoß auf den Rücken rechts bedeutet: Anhalten auf der rechten Seite der Straße. Dies ist der „Selam" des walachischen Kutschers.

Die dritte Merkwürdigkeit von Bukarest ist die größte. Sie besteht darin, daß überhaupt mitten in dieser vollkommen reizlosen, theils wellenförmigen und theils sumpfigen Ebene, entfernt von der Donau und noch weiter entfernt von den Bergen, eine Stadt liegt, und noch dazu eine so große und theilweise luxuriöse. Man ist bestrebt, die Ursachen dieses Wunders zu entdecken. Auch existiren verschiedene Sagen über die Entstehung der Stadt; dieselben sind aber meines Erachtens nur mißlungene Versuche, den Namen derselben ex post zu erläutern. Auf Rumänisch wird die Stadt „Bucuresci" geschrieben und Bukureschti gesprochen. Nun erzählt die eine Sage, in uralten Zeiten habe ein Nomade Namens Bucur, so eine Art walachischer Isak oder Jakob, in dem Thal der Dimbowitza seine Heerde geweidet, in der Nähe eines Hügels, an welchem eine Kapelle des heiligen Athanasius gestanden, da habe er sich und den Seinen denn auch endlich eine Hütte gebaut und damit den Grund gelegt zu der jetzigen Capitale, und die letztere habe ihren Namen von den Kindern des Hirten Bucur, welche sich Bucuresci genannt, denn letzteres ist der Plural von dem Singular Bucur.

Die andere Sage behauptet, im 14. Jahrhundert hätten die Türken wieder einmal die Walachei überfluthet und einen schweren Tribut an Gold und an Blut verlangt, nämlich 10,000 Ducaten und 500 Kinder. Anstatt diesen Tribut zu entrichten, habe der walachische Häuptling Mircea der Alte das Volk aufgerufen und die Türken bei Rovina auf das Haupt geschlagen und aus dem Lande gejagt; um Gott für den Sieg zu danken, habe er an dem entscheiden=

den Punkte der Schlacht eine Kirche „zum englischen Gruß" und einen befestigten Palast gebaut und den Platz „Bucurie" getauft, d. i. die Freuden, ein Wort türkischen Ursprungs. Der Palast soll die jetzige Curtea Vecche (auf Deutsch: der alte Palast) sein. Es ist auf diese etymologischen Sagen kein sonderlicher Werth zu legen, weil sie offenbar ex post und ad hoc fabricirt sind, um den bestehenden Namen der Stadt zu erläutern. Nur in einem Punkt stimmen alle Sagen überein, und dieser Punkt ist zu beachten, — nämlich, daß der Name der Stadt einen Plural bildet. Dies will sagen: Es handelt sich hier nicht um eine einheitliche concentrisch gegliederte Stadt, sondern um eine beinahe zusammenhanglose Anhäufung von Gebäuden und Einzelorten, welche vielfach durch Gärten, Plätze und Wüsteneien, durch Feld, Sumpf und Wiese unterbrochen und nur durch eine leichte Hügelkette von dem flachen Lande getrennt sind, das denselben Charakter einer sumpfigen Ebene mit einzelnen Bodenanschwellungen trägt.

Als Mircea der Alte Bukarest, oder vielmehr die Curtea Vecche, baute, war die Hauptstadt noch in Tirgovista, welches nordwestlich von Bukarest an einem Ausläufer der transsylvanischen Alpen liegt; und da die Türken und sonstigen Feinde gewöhnlich von der Donau kamen, so ist es wahrscheinlich, daß Bukarest ursprünglich nur die erste Vertheidigungslinie für die weiter landeinwärts gelegene Hauptstadt bildete. Einige Erdwälle und Blockhäuser, natürlich mit einer Kapelle, welche hier zu Land stets indispensabel ist, Alles gelegen auf linkem Ufer der Dimbowitza, später ein mit Wall und Graben befestigtes Kloster auf dem rechten Ufer, — das mag wohl der Anfang von Bukarest gewesen sein. Seit 1650 alternirte die Residenz zwischen Tirgovista und Bukureschti; um 1700 wurde sie ganz nach Bukureschti verlegt und ist seitdem dort geblieben.

Warum aber verließ man das landschaftlich viel schönere Tirgovista zu Gunsten des monotonen Bukarest? Nun einfach deshalb, weil die landschaftliche Schönheit, bezüglich deren bekanntlich bei den verschiedenen Völkern und Menschen ebenfalls der Geschmack sehr verschieden ist, mit der Entstehung großer Städte gar nichts zu schaffen hat. Man will zusammensein theils zu Schutz und Trutz und theils zu Handel und Wandel, und danach wählt man die Stätte. Die Lage von Konstantinopel z. B. ist die prachtvollste der Welt. Allein nicht mit Rücksicht auf diese höchste Schönheit der Natur ist hier eine Stadt entstanden, sondern weil hier Europa und Asien einander entgegenkommend die Hände reichen, weil hier ein centraler Durchgangspunkt für die Schifffahrt und die Fische existirt in einem noch eminenteren Sinne wie in Kopenhagen, und weil von da die Verkehrsstraßen nach allen Richtungen hinauslaufen. Auch an der Existenz der Großstadt Berlin ist die Schönheit der Gegend (die übrigens besser ist als ihr Ruf) durchaus nicht schuld. Es ist die centrale Lage zwischen Oder und Elbe, die gute Wasserstraßenverbindung mit beiden und das à-cheval-Sitzen zwischen Nord- und Ostsee, was hier eine europäische Großstadt mit blühendem Handel und Verkehr aus dem märkischen Sande emporgezaubert hat. Nicht ganz so, aber ähnlich, ist es mit Bukarest gegangen. Die mächtige Verkehrsader Donau zog Alles an sich. Die alte Residenz Tirgovista war viel zu weit von ihr entfernt. Aber die neue Residenz unmittelbar an die Donau zu verlegen, das ging auch nicht. Denn das hiesige rumänische (linke) Donauufer ist von der Natur zu Gunsten des serbisch-bulgarischen (rechten) Ufers sehr stiefmütterlich behandelt. Es ist flach, ungesund und sumpfig und bietet keinen Raum für eine gute Befestigung; außerdem war es auch stets dem ersten Anprall der Türken und sonstiger wilder Kriegsvölker aus-

gesetzt. So ist denn die Hauptstadt hierher gerathen, dem Verkehr möglichst nahe gerückt, aber doch in vorsichtiger Zurückgezogenheit vor dem Feinde, vor dem Fieber und vor der Donau, welche früher fast noch mehr Kriegsstraße war, als Verkehrsstraße. Der jetzige Hafenplatz von Bukarest, Dschurdschewo, oder auf Rumänisch Giurgiu, den man mit dem Schnellzug in zwei Stunden erreicht, ist neueren Datums, wie man deutlich an seinen breiten, langen, monotonen Straßen und seinen meist im westeuropäischen Kasernenstyl gebauten Häusern schon beim ersten Anblick zu erkennen vermag. Es ist eine Dampfschiff- und Eisenbahnstation, welche ihre Hauptbedeutung erst gewonnen hat durch das gegenüberliegende türkische Ruschtschuk und dessen Eisenbahnverbindung mit Varna und dem Schwarzen Meer. Das ist meine Genesis von Bukarest; und da auch von den Eingeborenen mir Niemand eine bessere zu geben vermochte, so wollen wir es, Besseres vorbehalten, einstweilen hierbei bewenden lassen.

Wir haben eine Beschreibung von Bukarest von Macarios, Patriarchen von Antiochia, welcher dasselbe um die Mitte des 17. Jahrhunderts besuchte. Damals zählte es nahe an 100,000 Einwohner. „Die Häuser," schreibt der Patriarch, „sind ganz in orientalischem Styl gebaut, mit Holz und mit Speis; sie haben einen inneren Hof und sind mit Gärten umgeben, die Straßen, soweit solche passirbar, sind mit Querbalken überdeckt, welche das Pflaster ersetzen, ganz wie in Rußland; die Stadt zählt 40 Kirchen und Klöster."

Heute zählt Bukarest eine Viertelmillion Einwohner, über 200 (man kann überall hören und lesen 400, das ist aber eine starke Uebertreibung) christliche Kirchen und einige dreißig jüdische Tempel, 200 Kaffee-Häuser und fast eben so viele Weinschänken und Gärten, in welchen jeden Abend

die national-walachische Musik erschallt, bei der eine lange Hirtenflöte eine vorwiegende, aber nicht sehr wohllautende Rolle spielt. Ich erwähne letzteres, weil es der Haupteindruck ist, welchen man empfängt, wenn man zum ersten Mal Abends vom Bahnhof Philarethes in die Stadt fährt. Der zweite ist die ungeheure Zahl von Sicherheitsmannschaft und Nachtwächtern, welche letztere, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, sich auf 800—1200 Mann belaufen und den klassischen Namen „Epistaten" führen, von dem griechischen ἐπιστάτης, der Aufseher. Wenn man Abends nach Anbruch der Dunkelheit über die Straße geht und einen solchen Nachwächter passirt, dann pfeift er nach der Richtung, in welcher man marschirt, und von da antwortet sogleich eine weitere Pfeife. So wird man im weiteren Vorschreiten von Nachtwächter zu Nachtwächter signalisirt: „Da kommt ein Mensch, oder gar ein verdächtiger Mensch"; denn hier ist Alles verdächtig. Trotz dieser außerordentlichen Sorgfalt wird hier tapfer gestohlen. Noch vor Kurzem wurde nächtlicher Weile in dem deutschen Generalconsulat eingebrochen und sogar das Petschaft des Generalconsuls, welches sein Wappen und seinen Namen trug, mitgenommen. Auf den Bauernhöfen, unmittelbar vor der Stadt, kommen sehr häufig Raubanfälle vor. Während ich im deutschen Generalconsulat verweilte, kam eine deutsche Bäuerin, um Hülfe zu suchen: sie und ihr Mann waren auf ihrer Bauernstelle dicht am städtischen Weichbild von Bulgaren überfallen, mißhandelt und ausgeraubt worden.

II.

Bukarest aus der Vogelperspektive.

Bukarest ist eine der dauerhaftesten und langlebigsten Städte der Welt. Denn es ist wohl keine so oft von Ueberschwemmungen, Bränden, Erdbeben, Pest und Cholera, feindlichen Invasionen und Zerstörungen heimgesucht worden. Die Pest wüthete in den Jahren 1718, 1738, 1793 und 1813. In dem letztgenannten Jahre starben 70,000 Menschen in sieben Wochen. Kein Wunder in einer Stadt, welche alle großstädtischen Fehler hat, aber der entsprechenden Vortheile ermangelt, kein ordentliches Trinkwasser und überhaupt sehr ungünstige Nahrungsverhältnisse besitzt. Im Jahre 1847 brannte das Theater und ein ganzes Stadtviertel ab. Erdbeben suchten die Stadt heim in den Jahren 1793, 1802 und 1817; und wie oft sie abwechselnd von den Oesterreichern, den Türken und den Russen überfluthet wurde, läßt sich kaum in Kürze erzählen.

Obgleich das jetzige Bukarest sich alle Mühe gibt, sich zu modernisiren, so fällt es doch einem aufmerksamen Beobachter nicht schwer, den Grundcharakter oder die historische Signatur herauszufinden. Die ursprünglichen Hauptsubstanzen waren das Blockhaus und die Kapelle. An die Stelle des ersteren ist später der Bojaren-Palast und an die Stelle des letzteren die Kirche und das Kloster getreten. In der Türkei glaubt man, wer eine Dschami (Moschee) baut, geht direkt in das Himmelreich ein; deshalb hat manches kleine und arme türkische Nest das Aussehen eines weißen Stachelschweins, soviel kleine spitze, weiße glänzende Minareh's (nicht Minaret) ragen daraus hervor; jedes dieser Thürmchen bildet einen Wechsel, gezogen auf den Himmel, gegen welchen es seine Spitze richtet. In der Walachei, scheint

es, sind die griechisch-orientalischen Christen derselben Meinung, wie die Muhamedaner in Stambul. Wer Geld hat, liebt es eine Kirche zu bauen, oder wenigstens eine Kapelle, und damit kein Zweifel darüber entsteht, wem dieses Credit gutzuschreiben ist, pflegt man auch hier (gerade so wie bei den Muhamedanern) der Kirche oft nicht den Namen irgend eines Heiligen, sondern den des Erbauers zu geben. Unter den zweihundert Kirchen von Bukarest ist (ich halte es für nöthig, dies schon jetzt und an hervorstechender Stelle zu sagen, denn alle „Guides“, „Itinéraires“ und „Voyages en Roumanie“ beobachten über dieses Kleinod ein beharrliches Schweigen) die kleinste, aber auch die schönste die, man weiß nicht wann, von einem in Bukarest wohnhaften Griechen erbaute und von ihm benannte Kirche Stavropoleos. Der Fürst Carol hat das Verdienst, sie der Vergessenheit und dem Verfall entrissen und sie mit schonender Hand im Sinne des genialen Erbauers restaurirt zu haben, wobei nur zu wünschen wäre, daß noch einige Zuthaten späterer geschmackloser Zeit beseitigt würden. Die Kirche ist blau und rehfarbig bemalt und macht, obgleich eigentlich ein wenig griechisch-byzantinisch verschnörkelt, einen außerordentlich harmonischen und einheitlichen Eindruck. Charakteristisch für die Stadt und das Land dagegen ist die alte Metropolitankirche. Sie liegt auf dem rechten Ufer der Dimbowitza, zwischen dieser und dem Bahnhof Philaretes. (Dieser Bahnhof, welcher der Strecke nach Giurgevo dient, liegt im Süden der Stadt und ist mit derselben durch eine schöne Promenade verbunden; der andere Bahnhof, für die Strecke nach der alten Residenz Tirgovista, liegt im Nordosten.) Die Metropolia thront auf einem Hügel, welcher an allen seinen Abhängen noch Spuren starker Befestigung zeigt, wie denn überhaupt in Serbien, der Walachei und Siebenbürgen die Kirchen und Klöster in der Regel zugleich Festungen

waren und im Falle eines Krieges es wieder werden könnten, wenigstens stark genug sind, um dem Handstreich einer Bande ohne Geschütz einigen Widerstand zu leisten. Auch diese Metropolia kommt in der Beschreibung vor, welche uns der Patriarch Macarios von Antiochia von dem Bukarest des siebzehnten Jahrhunderts gegeben.

— „Darnach," schreibt der Patriarch, „gingen wir abseits der Stadt nach einem hohen Hügel, welcher die ganze Umgebung beherrscht. Der gegenwärtige Fürst der Walachei, Konstantin Cherban Bessaraba, ist daran, hier ein großes Kloster und eine prachtvolle Kirche zu bauen. Die Kirche ist aus Backstein gebaut und der Vorhof mit zwölf monolithen Säulen geziert zu Ehren der zwölf Apostel. Sie hat 4 Kuppeln und eine Gallerie rundum. Das Dach ist von Blei und soll 40,000 Ocka (d. i. 50,000 Kilogr.) wiegen. Geweiht ist sie dem heiligen Konstantinus, dessen Vornamen auch der Erbauer trägt."

Die Kirche macht auch heute noch den Eindruck einer Festung. Die Dächer sind alle zeisiggrün angestrichen, wie man denn überhaupt im bunten Anstrich der Kirchen hier ganz Uebermenschliches leistet. An einer anderen Kirche ist das Dach roth, die Kirche oben grün und unten violett, die Bänder sind weiß und die Einfassungen blau; und das gilt für außerordentlich zierlich und gottselig. Auch im Innern ist die Metropolitankirche förmlich überladen mit Vergoldung, Bildern, Arabesken, Reliefs und sonstigen Dekorationen. Die Bilder sind wahrhaft entsetzlich, und vermögen als abschreckende Exempel des morosen Byzantinismus zu gelten; und im Großen und Ganzen kann man das Urtheil (vorbehaltlich einiger guten Details) dahin zusammenfassen: viel Luxus und wenig Geschmack.

Ich hatte in der Kirche einen recht peinlichen Augenblick. Während wir dieselbe besichtigten, fungirte ein grie=

chischer Priester. Er spendete das Abendmahl, und mein Reisegefährte, ein junger Engländer, gerieth darüber in's Lachen. Es ist wahr, der Priester sah nicht gerade reinlich aus, und es machte einen seltsamen Eindruck, wenn die auf das Eleganteste geputzten Damen ihm die Hand küßten. Noch seltsamer war es, wenn die Damen sich mit dem Vorderkörper zur Erde niederwarfen und dabei in Folge des Umstandes, daß sie nach französischer Sitte denjenigen Theil ihrer Rückseite, welcher sonst zum Sitzen bestimmt ist, mit riesigen Dekorationen versehen hatten, eine eigenthümliche Figur machten. Aber Alles das vermag den Ausbruch guter Laune bei meinem Gefährten nicht zu entschuldigen. Ich schob ihn rasch zur Kirche hinaus und sagte ihm: „Vielleicht findet ein Ausländer auch in unseren englischen und deutschen Kirchen Manches zum Lachen. Gleichwohl würden wir es ihm sehr übel nehmen, wenn er seine Heiterkeit eklatiren ließe. Was wir von Andern ansprechen, müssen wir auch unsererseits leisten, und wer sich nicht beherrschen kann, der soll die Stätte eines fremden Kultus wenigstens dadurch, daß er sie nicht zu betreten wagt, respektiren." Er sah denn auch sein Unrecht halbwegs ein, behauptete aber beharrlich, er habe doch nur über den Schmutz des Priesters und das übermenschliche „Post"-Montorium der Damen gelacht, und das seien doch profane Dinge.

Hier oben auf dem Berg der Metropole, in einem Theile des ehemaligen Klosters, befindet sich auch bis auf Weiteres das rumänische Abgeordneten-Haus. Da dasselbe nicht tagte, so war Alles verschlossen, und es war mir nur vergönnt, durch die Fenster einen Blick in das Innere zu werfen. Meines Erachtens sieht es aus wie ein großer Schulsaal; und das wäre kein schlimmes Omen, wenn wirklich das rumänische Volk von hier aus Bildung und Belehrung empfinge, während Andere behaupten, es werde,

wenigstens von Manchen, von hier aus an die Leidenschaft und den Unverstand der Masse appellirt. Ich kann darüber nicht urtheilen, obgleich ich es später versuchen werde, auf Grund eigener Wahrnehmungen ein unmaßgebliches Urtheil über die politischen Zustände des Landes abzugeben.

Von Nordosten her, ausgehend von einem Platze, welcher ebenfalls mit mehreren öffentlichen Gebäuden, Palästen und Kirchen geziert ist, führt eine steile Auffahrt durch eine schöne Allee hinauf nach der Metropolia und der Deputirten-Kammer. Wenn die letztere eröffnet wird, bewegt sich ein stattlicher Zug hinauf durch die Spaliere, welche die rumänische Armee bildet. Der Fürst, die Minister, die Vertreter der auswärtigen Mächte und die lange Reihe der Senatoren und Deputirten fahren hier hinauf nach dem capitolinischen Hügel, um das Wohl der neuesten „Römer"-Nation zu berathen. Minister gibt es 7, Senatoren 76 und Deputirte 157; und das ist gewiß nicht zu wenig. Wenigstens wußte sich das alte Rom zur Zeit seiner höchsten Blüthe mit einer geringeren Zahl zu behelfen.

Von dem Hügel der Metropolia aus hat man, soweit dies überhaupt bei der flachen Lage der Stadt möglich ist, eine allgemeine Ansicht über Bukarest. Es liegt in einem großen grünen Meer, das eine ovale Form und mäßige Hügel, die letzten Ausläufer der Karpathen und der transsylvanischen Alpen, zu seinen Ufern hat. Aus diesem Meer, welches aus Zier- und Nutzholz aller Art, aus Gemüse- und Blumengärten, aus Getreide, Mais und Futterkräutern, aus Therebinden und Cypressen, aus Tuja's, Tannen und Lärchen, kurz aus Grün von allen Farben und allen Formen zusammengesetzt ist und auch in Folge der neben einander herlaufenden Erdanschwellungen Wellen zu schlagen scheint, aus diesem Meere tauchen Gebäude aller Art in verschiedenen Gruppirungen auf. Vor Allem wetteifern die Thürme

und Kuppeln der Kirchen mit den Gipfeln der Baumgruppen, in welchen sie versteckt liegen, himmelan zu streben, und diese Kirchen sind erbaut in allen möglichen und unmöglichen Baustylen, von einfacher Renaissance und dem verzopften Zwiebelstyl, der den Jesuiten eigenthümlich, bis zu den excentrischsten Formen und Farben des byzantinischen und russischen Styles. Dort eine goldstrahlende und hier eine silberglänzende Kuppel (natürlich Alles nur aus Blech), hier eine grüne, dort eine rothe, hier eine blaue und dort eine orangefarbige Kuppel oder Zwiebel. Dann ragen die Palazzi und Kastelle der Bojaren und Woiwoden hervor, um welche sich die bescheideneren Wohnungen ihrer Vasallen, Leibeigenen und Hintersassen von ehedem (heutzutage ist längst jeder derartige Nexus beseitigt) doldenförmig gruppiren, ähnlich wie in der entfernteren Peripherie von London sich die Villencolonien um die neu entstandenen Bahnhöfe gruppiren. Da drüben im Norden und Nordwesten aber treten geschlossene Häuserreihen und Inseln, ähnlich einer westeuropäischen Stadt, aus den grünen Fluthen hervor. Dann lösen sich die geschlossenen Glieder wieder auf, und wir sehen hier ein Haus im italienischen Styl mit Porticus und Basreliefs (aber es ist Alles nur Stuck, der sich bald wieder ablöst von dem Holz, mit dem er nur mangelhaft verbunden ist), dort mehrere Häuser mittleren Kalibers in bescheidenen Gemüsegärten; sie sind in allen Farben des Regenbogens angestrichen und sehen so aus, als wenn schon mehrere Erdbeben an ihnen gewackelt hätten; und endlich auf der Peripherie hören die regelmäßigen Dächer aus Ziegel und Blech (letzteres ist immer mit einer weithin leuchtenden Farbe angestrichen) ganz auf und man sieht nur noch hin und wieder bescheidene Bedachungen aus Schilf oder Stroh unter den grünen Aesten hervorlugen; sie gehören den walachischen Bauern und Tagelöhnern, welche

einen nicht unbedeutenden Theil der hauptstädtischen Bevölkerung ausmachen und bei den Landtags-Wahlen mit ihren Knüppeln und ihrer conservativen Gesinnung der von dem radikalen Centrum der Stadt bedrohten Regierung wirksam zu Hülfe eilen. Ueber die Stadtfläche hinaus, welche, die Gärten 2c. mitgerechnet, groß genug wäre für eine Einwohnerzahl von anderthalb Millionen, sieht man, den Blick nach Norden gewendet, weiter rechts endlose Sümpfe, links einige Nadelholzwaldungen, vor sich Maisfelder, Kornfelder und Weideländereien mit zahlreichen Heerden besäet. Das ist Bukarest aus der Vogelperspective.

Das Beste dabei ist, das Elend und der Verfall ist von diesem erhabenen Standpunkte aus nicht zu erblicken. Denn Bukarest hat auch das mit den Städten der verhaßten türkischen Nachbaren gemein, daß es von Außen und von Oben gesehen weit schöner ist, als von Innen und Unten. Die Hauptstraßen der Stadt sind zwar jetzt gepflastert und zwar recht gut, auch haben sie zwar schmale, aber gute Trottoirs. Nur in den Namen derselben hat sich noch der frühere Zustand conservirt. Das Volk nennt sie nämlich immer noch „podu" (Plural poduri), d. h. Brücke, richtiger „hölzerner Damm" oder „Knüppeldamm", was uns an die Beschreibung der Stadt erinnert, welche Macarios von Antiochia im 17. Jahrhundert gegeben. Die Hauptstraße, Podu Mogoschoi, von den Gebildeten aber nicht mehr Podu, sondern Calea Mogoschoi genannt, hat ganz den Charakter einer westeuropäischen Residenzstadt, obgleich sie nicht schnurgerade, wie die Berliner Friedrichsstraße, läuft, sondern in einem immer noch gemäßigten Zickzack, — in meinen Augen kein Fehler, weil durch die krummen Straßen nicht so der Wind pfeift. Nicht minder cultivirt ist die Calea Leipsicania. Sie hat ihren Namen von unserem deutschen Leipzig, das vormals hier den Waaren-

handel beherrschte, und enthält einen reichen Bazar, Banken, Wechslerstellen, Maklergeschäfte (Zarafi), die Post, den Telegraphen, kurz Alles, was mit Handel und Wandel, mit Waaren, Geld- und Creditverkehr zu thun hat. Ebenso schön ist der Boulevard — Bulevardu —, so genannt in sklavischer Nachahmung von Paris, denn ein Bollwerk, ein Wall oder Graben hat sich hier niemals befunden. Er schneidet das südliche Ende der Calea Mogoschoi und soll demnächst weiter geführt werden auf das rechte Ufer der Dimbowitza bis nach Cotrotscheni, der Sommerresidenz des Fürsten. An seinem nordöstlichen Ende steht ein stattliches Gebäude, worin die Erste Kammer (der Senat) tagt, und sich zugleich die Universität und verschiedene Sammlungen befinden, darunter sehr interessante walachische Alterthümer, (eine kleinere aber immerhin sehenswerthe Antiquitäten-Sammlung findet man bei dem Colonel Dimitrie Pappasoglu, Calea Vacaresci, 151). Dem Universitätsgebäude gegenüber steht die Reiterstatue des Fürsten Michail des Tapferen, unter welchem schon einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, Moldau und Walachei zu einem einheitlichen Reiche vereinigt waren. In der That ist Michail eine große historische Figur, während es mit den andern walachischen Heroen Dragosch und Radu-Negru (Rudolf der Schwarze) etwas mythisch-windig bestellt zu sein scheint. Während also das nordöstliche Ende des Bulevardu so glänzend decorirt ist, verläuft das südwestliche Ende im Sande. Das letzte Haus ist das Grand Hôtel du Boulevard (hier in Bukarest ist Alles „grand“), dicht daran stößt die Wildniß. Und die Wildniß läßt an Vollendung nichts zu wünschen übrig, während die Kultur erst halb fertig ist. An großartigen Bau- und Verschönerungsplänen hat es auch hier nicht gefehlt. Aber auch hier ist Alles verkracht, und wann man das Geplante wieder aufnehmen wird, weiß Niemand.

Einstweilen ist noch nicht entfernt daran zu denken. Um die Charakteristik des schöneren Stadttheils zu vollenden, muß noch des Parks gedacht werden, der den Namen Tschismetschu (auch dies Wort ist türkischen Ursprungs) führt. Er liegt hinter dem Theater, in dem westlichen Winkel zwischen der Straße Mogoschoi und dem Boulevard und bietet prachtvollen Schatten, mannigfache Vegetation und ziemlich viel Wasser; allein das letztere kleidet sich auch hier in die Form von Sumpf und Morast, obgleich sich mit geringem Geldaufwand Bewegung hineinbringen ließe. Indessen wollen wir dies mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken; denn es ist noch nicht lange her, da befand sich unser Berliner Thiergarten in einer ähnlichen Verfassung.

Das sind also die Glanzpunkte von Bukarest. Gehen wir aber über das nordwestliche Stadtviertel hinaus, so nimmt die Kultur ab, je mehr wir uns der Peripherie der Stadt nähern. Die Straßen sind aus Rand und Band. Im Sommer bestehen sie aus wirbelndem Staub, auf welchen die Sonne der Sahara herunterbrennt. Im Winter bilden sie einen bodenlosen Morast, den noch Niemand vollständig ergründet hat. Zum Glück sind kreuz und quer auf diesen Straßen große Steine vertheilt, und von einem derselben auf den anderen springend, mag wohl ein guter Turner ohne Gefährde durchkommen. Auch bei trockenem Wetter muß man außerordentlich Acht geben, sonst kann man bei dieser lieblichen Abwechslung von Berg und Thal, von kleinen Lagunen und großen Felsblöcken, leicht einen Fehltritt thun und ein Bein oder gar den Hals brechen. Dafür genießt man aber wieder den Vortheil, daß man in Folge der langsamen Locomotion sich Alles um so gründlicher, besser und bequemer betrachten kann. Und für Jemand, der den Orient noch nicht kennt, gibt es hier außerordentlich viel Neues. Alle Verkaufslokale sind nach der

Straße offen, die meisten Werkstätten auch. Das sind wirklich „offene Geschäfte“, denn man kann von der Straße aus bis in den entferntesten Winkel der Boutique sehen. Die Bäckerwaaren haben schon ganz die türkischen Formen. Auch die „Garküchen“ für das Volk; nur kochen die Türken schmackhafter. Das Ausschreien der Früchte, der Süßigkeiten und des Wassers erinnert an Constantinopel, und die Süßigkeiten sind gut, namentlich das Dolschaz, eine besondere Art von eingemachten Früchten. Was die Menschen anlangt, so sieht man vor Allem Uniformen, meist nach französischem Schnitt, Käppi und Stickerei-Luxus mit inbegriffen. Die Verzierungen am unteren Aermel, welche die Grade bezeichnen, sind aber ganz nach türkischem Muster. Die Soldaten sind, soweit sie zur Linie gehören, europäisch uniformirt. Dann geht es abwärts bis zur Miliz immer mehr zur Landestracht über. Die Miliz trägt eine etwas idealisirte Nationaltracht: hohe schwarze Schaffell-Mütze, weiße Kleider mit blauem Besatz, Sandalen mit Gamaschen, letztere mit Bändern an dem Bein festgewickelt. Der erste Mann der Art, den ich sah, war die Schildwache an dem Landungsplatze in Smurda bei Dschurdschewo. Sie oder vielmehr er hatte wohl kurz vorher die benachbarte Bierkneipe besucht und in einer kleinen Bierlache gesessen, denn er trug hinten auf seinem weißen Kittel an verdächtiger Stelle einen großen runden gelben Flecken. Aber es ist vielleicht nur ein westeuropäisches Vorurtheil, daß wir uns an dergleichen kleinen Aeußerlichkeiten stoßen. Neben den Uniformen wogen die verschiedenen Nationen durcheinander. Da ist vor Allem der biedere Walache, welcher seine Produkte zu Markt führt. Der Wagen, beladen mit Melonen, Kukurutz (Mais) u. dgl., ist blos aus Holz construirt, kaum findet sich darin irgend ein eiserner Nagel, und wenn er über die holperigen Straßen fährt, ächzt er wie eine arme

Seele im Fegfeuer. Bespannt ist der Wagen in der Regel mit Büffeln, einem Ueberbleibsel aus der Thierwelt einer älteren Schöpfungsperiode. Das fast unbehaarte ganz schwarze Fell, der lange dicke Kopf, die nach vorwärts stehenden Hörner geben dem Vieh einen diabolischen Anstrich, während es in Wirklichkeit, von einzelnen Wuthausbrüchen abgesehen, eine gleichgültige und gutmüthige Bestie ist. Hat der zu Markt wandernde gemeine Walache keinen Wagen und auch kein Lastthier, so nimmt er sich die Freiheit, seine Gemahlin als Lastthier zu benutzen. Sie ist bis über den Kopf hinaus beladen; außerdem aber hat sie auch immer noch unter dem linken Arm den Spinnrocken und dreht mit der rechten Hand die Spindel, die Wolle spinnend ganz in derselben Weise, wie wir es auf den altrömischen Bildwerken dargestellt sehen.

Ein rumänischer Gelehrter, welcher mich — bis dahin ohne Erfolg — zu überzeugen suchte, daß die Walachen direkte Nachkommen der alten Römer seien, sagte mir, auf diese Spinnerinnen deutend:

— „Sehen Sie, ist das nicht ein Bild aus dem klassischen Alterthum? Erinnern Sie sich nicht an jene Grabschrift auf eine vornehme Römerin: „Domi mansit — lanam fecit“ — sie blieb zu Hause und spann Wolle? — das war das höchste Lob für eine brave Frau. Unsere rumänischen Frauen verdienen es noch heute. Das müssen Sie doch zugestehen?“

Ich war ein wenig verdrießlich über diese wiederholten und zudringlichen Bekehrungsversuche, welche mir zumutheten, Dinge zuzugestehen, die ich nicht glaubte, nicht glauben konnte. Ich antwortete:

— Wohl erinnere ich mich jener Grabschrift, welche die häusliche Arbeit und den häuslichen Sinn einer römischen Matrone verherrlicht. Gleichwohl kann ich die

Identität der alten Römerinnen und der jetzigen Rumänierinnen nicht so ohne Weiteres zugeben. Ich finde nicht, daß die letzteren immer zu Hause bleiben. Sie bewegen sich mit Vorliebe auf den Straßen, wenngleich in der Regel zu Wagen. Auch habe ich noch keine derselben — ich spreche hier von den Stadtleuten und vorzugsweise von dem „high life of Bucarescht“ — Wolle spinnen sehen, wohl aber Cigarretten rauchen, was, soweit ich mich entsinne, weder die Mutter der Gracchen, noch die des Coriolanus gethan hat. Was die walachischen Bauernweiber anlangt, so gebe ich zu, sie spinnen Wolle und Flachs in einer Weise, wie sie auch auf den antiken Bilderwerken dargestellt ist. Aber dabei sind sie mit nichts bekleidet, als mit einem leinenen Hemd, das (jedoch nur im Falle luxuriöser Ausstattung) noch festgehalten wird durch einen ledernen Gürtel mit wollenen Franzen, welche verhüten, daß das Hemd in die Höhe flattert. Außerdem tragen sie Reiterstiefel, und endlich werden sie von ihren Männern als Lastthiere benutzt. Ich kann mich jedoch nicht erinnern, daß auch im alten Rom dies das Schicksal der Frauen gewesen. —

Wir brachen das Gespräch ab, weil es drohte unangenehm zu werden. Aber wahr ist es doch. Die walachische Bäuerin schwankt schwerbeladen hintendrein, und vorn vor ihr her stolzirt der Mann, Tabak rauchend, bummelnd, müßig gehend, — Herr der Schöpfung, so weit es ihm seine Mittel erlauben und das geringe Maß von Achtung und Rücksicht, das man ihm angedeihen läßt. Auf seinem Haupte trägt er zu allen Jahreszeiten eine schwarze oder eine weiße Schaffellmütze, von welcher er behauptet, daß sie im Sommer kühlt und im Winter wärmt. Es mag übrigens seinen guten Grund haben, daß die Leute im Orient den Kopf sorgfältiger, als wir im Westen und Norden, bedecken, und daß sie ihn immer bedeckt halten, im

Freien wie im geschlossenen Raum, im Sommer wie im Winter. Ich gedenke dies später noch zum Gegenstand einer besonderen Erörterung zu machen. Auch die Brust des walachischen Bauern steckt, wenn er sich nicht lediglich auf das Hemd beschränkt, in einem Koller aus Schafspelz; in der Regel ist die Wolle auf der inneren Seite und das gegerbte Fell auswendig. Im Fall des Wohlstandes ist das Fell auswendig mit bunten Stickereien verziert, in der Regel aus Seide. Ist es zu heiß, so wird das Koller als Dollman getragen. Die Armen entbehren dieses Kleidungsstückes gänzlich und beschränken sich auf Hemd und Hosen. Natürlich wird das erstere, more Sarmatico, über den Hosen getragen. Beide Kleidungsstücke sind von Haus aus weiß, aber nicht gerade stets reinlich.

Neben den Walachen sieht man die Serben und die Bulgaren. Die Tracht der Serben ist bekannt. Der Bulgare trägt braune Wollstoffe, ein kurzes Wamms, breite Hosen, die unten in enge Gamaschen zulaufen, einen rothen Fez mit dunkelblauer Quaste, einen breiten rothen Gürtel um den Leib. Er gilt für einen geschickten Gärtner.

Das ist die ländliche Bevölkerung. Die städtische theilt sich in die Leute im Wagen und die Leute zu Fuß. Die letzteren sind die arbeitenden Klassen. Sie haben einen österreichischen Anstrich und gehören zum großen Theil der österreichisch-ungarischen Monarchie an, so daß sie unter der Jurisdiction des österreichischen Generalconsulats stehen. Diesen Theil der Bevölkerung observirt man am besten in dem Restaurant Labes in der Nähe der Post, wo ausschließlich deutsch gesprochen wird. Wiener Küche und Schwechater Bier machen den Aufenthalt recht angenehm. Die Preise sind billig, und das Publikum anständig. Natürlich ist auch hier jeden Abend Musik, was ich aber grade nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins rechne. Die

Leute im Wagen bestehen aus der Beamten- und der höheren Geschäftswelt. Sie kleiden sich nach dem neuesten französischen Modejournal. Wenigstens behaupten sie selbst dies; und ich, der ich mich mehr für die Nationaltrachten, als für die Mysterien der Schneiderwerkstätten interessire, kann das Gegentheil nicht beweisen. Mein Reisegefährte aber, der direkt von Paris kommt und ein in solchen Dingen wohl unterrichteter junger Gentleman ist, behauptet, die Trachten seien in Paris schon lange veraltet; und auch mir kam es vor, als seien sie ein wenig zu outrirt, forcirt und chargirt, um natürlich, naturwüchsig und elegant zu sein. Es gibt ja bekanntlich Damen, welche glauben, weil ein voller üppiger Haarwuchs schön ist, müsse es unzweifelhaft das Schönste sein, wenn man auf seinem Haupte zwölffach so viel fremde Haare aufhäufe, als auf der eigenen Kopfschwarte, selbst unter den der Haarproduktion günstigsten Voraussetzungen zu wachsen im Stande sind. Doch ereifern wir uns darüber nicht. Das sind Modethorheiten, welche zwar jedes Jahr wechseln, aber in ihrer Existenz und in ihrer Grundrichtung so lange dauern werden, als die Welt steht. Und ob man sich einen Knochen durch die Nase zieht oder sich einen Thurm krepirter Haare auf das Haupt setzt, das begründet ja doch keinen wesentlichen Unterschied. Also: Hony soit qui mal y pense!

Einen seltsamen Abstand von dieser forcirten Eleganz bilden die walachischen Bauernhäuser. Sie sind unterirdisch. Wenn man die Schwelle überschritten hat, steigt man ein paar Stufen hinunter in den Vorraum. Der Hauptraum stößt auf diesen in einem rechten Winkel und liegt wieder ein paar Stufen tiefer. Oberirdisch ist eigentlich nichts als das Schilfdach. Die Thüren sind so enge, daß ich allemal mit meiner Schmalseite, rechte Schulter voran, avanciren mußte, um hineinzukommen. Mit der Breitseite

ging's nicht. Uebrigens war es in den halbunterirdischen walachischen Bauernhäusern, welche ich besuchte, ganz reinlich, auch hatten die Leute gutes Bettzeug. Um Rumänien gerecht zu werden, muß ich hinzufügen, daß es in diesen Häusern im Innern, so schäbig auch ihr Aeußeres war, wohnlicher ist, als in mancher Berliner Kellerwohnung. Auch ist es meines Erachtens klar, daß eine unterirdische Wohnung, über welcher sich nichts befindet, als ein leichtes, lockeres und trockenes Schilfdach, gesunder ist, als eine solche, über welcher 4 bis 5 Stockwerke in Mauern stehen, welche alle ihre Kälte, ihre Feuchtigkeiten und sonstigen insalubern Einflüsse in die Tiefe senken. Es ist ein erschreckender Gedanke, wenn man erwägt, daß sich bei der Wohnungsstatistik, deren Aufnahme man in Berlin mit der Volkszählung vom 1. Dezember 1871 verband, herausstellte, daß ein volles Zehntel der Gesammtbevölkerung der Hauptstadt des deutschen Reichs in solchen Löchern wohnt; und es ist ein schlechter Trost, wenn es in Hamburg noch schlechter ist.

Der Straßenverkehr in Bukarest ist außerordentlich lebhaft. Mitten durch die Stadt geht ein Tramway, und zwar zum Theil durch recht enge, winkelige, steile und im Zickzack laufende unebene Straßen. Trotz des schwungvollen Betriebes kommen keine Unglücksfälle vor. Der Transport der Person in der Stadt ist in der That in Bukarest besser, als in Berlin, wo die Polizei immer noch tausend Aengste und Bedenken hat, Pferdebahnen überall im Innern der Stadt zu concessioniren, obgleich die schnurgraden, breiten, langen und ebenen Straßen förmlich dazu einladen. Freilich versteht der Birscha-Führer in Bukarest besser zu kutschiren und hat bessere Pferde, als der Droschkenkutscher in Berlin; und vielleicht ist dies der Grund, warum man in Bukarest nichts hört von Carambolagen zwischen der Pferdebahn und anderem Fuhrwerk.

Außer der Metropolia, von deren Hügel aus ich Ihnen Bukarest in der Vogelperspektive gezeigt habe, gibt es in dieser Stadt noch eine Menge Kirchen, unter welchen ich nur noch zwei alte, welche nach dem Häuptling Radu (Rudolf) und nach dem Häuptling Michail benannt sind, als sehenswerth erwähne. Auch findet sich nicht weit von der Metropolia an dem Ufer der Dimbowitza, am Fuße des Hügels, worauf das Kloster Radu-Voda steht, die kleine Athanasius-Kapelle, welche man für dieselbe ausgibt, die der mythische Hirt Bucur, als Gründer von Bukarest, zu Olim's Zeiten erbaut hat.

Neben den Kirchen spielen die Paläste die Hauptrolle in Bukarest, und zwar eine ähnliche, wie die Paläste der Barone in Rom oder Florenz, oder vielmehr eine noch hervorragendere. Denn sie waren nicht nur Festungen, sondern auch zeitweise landesherrliche Residenzen. Die Woiwoden oder Hospodare der Walachei wurden nämlich auf Zeit ernannt, oder gewählt und von der Türkei bestätigt. Eigentlich konnte „Quilibet ex populo", d. i. Jeder, zu der Würde gelangen. Allein sowohl das Volk, vorzugsweise durch die Bojaren vertreten, wollte seine Wahl, als auch der Sultan und seine Großwürdenträger wollten ihre Bestätigung bezahlt haben; und namentlich die letzteren waren in ihren Bestechungsansprüchen nicht blöde. Um alle diese kolossalen Backschisch (Trinkgelder) zu bezahlen, mußte Jemand sehr reich sein; und so kam es denn, daß die Wahl und die Bestätigung nur auf die Großen des Landes fiel, welche denn auch schon mit Rücksicht auf eine solche Eventualität ihre Paläste in Bukarest einrichten ließen. Denn wenn ihr Inhaber gewählt wurde, oder ernannt, oder sonstwie an das Regiment gelangte, so mußte der Palast als Residenz fungiren, und deshalb finden wir noch die Paläste Golesco, Bibesco, Brancovano, Stirbey, Ghika,

Suzo u. s. w., jedes mit einer Hauptwache versehen. Hospitale mit denselben Namen sind ebenfalls von den betreffenden vornehmen und alten Familien gestiftet. Von den Palazzi in Rom und Florenz aber unterscheiden sich die Bukarester Paläste wiederum dadurch, daß keiner davon in architektonischer oder künstlerischer Beziehung etwas Ausgezeichnetes bietet, die meisten vielmehr recht geschmacklos sind.

Einige dieser Paläste sind in die Hände des Staats übergegangen und dienen jetzt öffentlichen Zwecken. Im Palast Ghika befindet sich eine Präfektur. Der Palast Golesco ist jetzt das landesherrliche Palais und die Winterresidenz des fürstlichen Ehepaars, welches zweien der vornehmsten und ältesten Häuser des hohen Adels in Deutschland entsprossen ist, nämlich der Fürst Carol dem Hause Hollenzollern, und die Fürstin Elisabeth dem Hause Wied, das bis 1806 mit Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschaft am Mittelrhein regiert hat und erst von Napoleon I. zu Rheinbundeszwecken mediatisirt worden ist. Die fürstliche Residenz ist von Außen unscheinbar. Dagegen erstaunt man über die schönen Räume im Innern, und noch mehr über den Geschmack, mit welchem sie eingerichtet sind. Vor allem ist es ein Holzschnitzer, welchen der Fürst aus seiner schwäbischen Heimath mitgebracht, dessen Werke die Bewunderung herausfordern. Sie sind Kunstwerke ersten Ranges und verdienten nachgeahmt zu werden, wenn der Künstler und sein Mäcenas es erlauben wollten, daß auch das übrige Europa etwas von diesen Kunstschätzen genieße. Auch rumänische Landschaften, gemalt von deutschen Künstlern, fesseln unsere Aufmerksamkeit. Sie zeigen uns, wie reich dieses Land in seinen gebirgigen Theilen an landschaftlicher Schönheit ist. Für uns von Interesse ist ein Bild des deutschen Kronprinzen mit einer eigenhändigen Widmung an

den Fürsten Carol, welche erkennen läßt, daß beide persönlich auf einem sehr intimen Fuß stehen. Nicht ohne Wehmuth sieht man die zahlreichen bildlichen Darstellungen der Prinzessin Marie, welche vor Kurzem, erst drei Jahre alt, gestorben ist und dadurch die Eltern, welche jetzt kinderlos sind, in die tiefste Trauer gestürzt hat. Ueberall sieht man das liebliche Lockenköpfchen wieder, und man nimmt den aufrichtigsten Antheil an diesem traurigen Schicksal.

Die Sommer-Residenz des Fürsten, Cotrotscheni, liegt außerhalb der Stadt, am rechten Ufer der Dimbowitza, auf einem Hügel, der ebenfalls ein recht hübsches Panorama gewährt. Sie ist ein ehemaliges Kloster und kann den tristen Charakter eines solchen nicht ganz verleugnen, hat aber schöne Gärten und einen riesigen Kiosk mit einer imposanten Kuppel; derselbe ist nach allen vier Seiten offen und gewährt schöne Aussichten. Auf dem nächstgelegenen Hügel, in dem Garten eines Waisenhauses, ist die junge Prinzessin Marie begraben. Ihr Grab ist mit Emblemen der griechisch-orientalischen Konfession umgeben, in welcher sie erzogen wurde, während ihre Eltern auch in der Fremde dem Glauben ihrer Väter treu geblieben sind.

* * *

Ueber keine Stadt der Welt hört man so divergirende Urtheile, wie über Bukarest.

— „Es ist eine feine und hoch kultivirte europäische Stadt. Sie hat Eisenbahnen, Tramways, Boulevards, gute Hôtels, — kurz Alles, was Sie nur wünschen," sagt der Eine.

— „Bah," sagt der Andere, „nichts als ein großes Dorf, eine Sammlung alter wurmstichiger Baraken, mit Straßen, in welchen man die Wahl hat, im Staub zu er-

sticken, in den Unebenheiten den Hals zu brechen, oder im Morast zu ertrinken."

„Ein Entenpfuhl," sagt der Dritte, „ein Froschteich" der Vierte.

Das ist Alles wahr und Alles unwahr. Jede dieser Charakteristiken ist zutreffend für einen Theil, aber keine für das Ganze. Das Ganze ist nicht so leicht zu charakterisiren. Es entzieht sich jeder Gesammtbenennung. Sein Name ist nicht umsonst ein Plural. Erstens hat die Stadt kaum eine Einheit und erschwert dadurch jede Kollektivbezeichnung. Sie ist eine Anhäufung sehr verschiedenartiger Dinge, ein Komplex, vielleicht nur ein Konglomerat, halb Orient, halb Occident. Zweitens aber liegt sie in der Mauserung. Sie befindet sich in einer Uebergangsperiode, und es kommt sehr darauf an, in welchem Stadium der Uebergangsperiode sie Der gesehen hat, der sie schildert. Sie steht, und mit ihr das Land Rumänien, sinnend da, wie Herkules am Scheidewege. Die Frage lautet: Entweder — oder. Entweder vorwärts zu west-europäischer Arbeit und Wohlfahrt, oder rückwärts zu orientalischem Nichtsthun und Elend. Entschlossener Kampf um das Dasein oder Resignation und Euthanasie. Eigentlich sollte die Wahl schon entschieden sein. Vorwärts ist zwar schwer, aber rückwärts ist sicher Tod und Verderben. Die definitive Entscheidung ist aber immer noch nicht getroffen.

III.

Moltke. Die Walachei von 1835. Rumänien in 1875.

Wenn man die Frage beantworten will, ob Rumänien Fortschritte gemacht hat, dann muß man seine Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen; nur so kann man ihm gerecht werden. Ich will hier, was die Vergangenheit betrifft, an ein Buch erinnern, dessen Autorität heutzutage Niemand bestreitet. Es sind die „Briefe über Zustände und Ereignisse in der Türkei“, welche der berühmte Geograph Carl Ritter vor vierzig Jahren herausgab. Der damals noch außerordentlich anonyme preußische Hauptmann, welcher in den Jahren 1835 bis 1839 diese Briefe schrieb; ist der jetzige deutsche General-Feldmarschall Graf Moltke. Da das Buch, welches verdient neu aufgelegt zu werden, im Buchhandel vergriffen und schwer zu bekommen ist, so will ich die betreffende Stelle aus demselben (Berlin, Posen und Bromberg, Ernst Siegfried Mittler, 1841) hierher setzen.

Also Moltke fährt, nachdem er seine Reise Donauabwärts beschrieben, fort, wie folgt:

„Am 31. Oktober 1835 setzten wir unsere Reise durch die Walachei fort. Wenn mein Urtheil über dies Land nicht sehr günstig ausfällt, so muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß ich nur den noch in dem letzten Feldzuge furchtbar verwüsteten Theil gesehen. Vielleicht sind die nördlichen Gegenden besser. Dabei durchzogen wir diese Einöde während eines mehrtägigen unausgesetzten Regens, und es war ein Glück für mich, die mühevolle Reise wenigstens in angenehmer Gesellschaft zu machen.

Wir hatten uns in Orsowa einen Leiterwagen gekauft,

denn die walachischen Fuhrwerke sind wie Kinderwagen, nicht über 2 Fuß 4 Zoll hoch, und so kurz und eng, daß kaum ein Mensch darin sitzen kann, führte er auch noch so wenig Gepäck mit sich wie wir. An dem ganzen Wagen ist nicht das kleinste Stück Eisen; Nabe, Achse, Alles von Holz. Ebensowenig darf man irgend eine Art Metall an dem Pferdegeschirr suchen. Wir fanden nachmals die Flüsse so angeschwollen, daß das Wasser bis in unsern großen Wagen trat, und gratulirten uns, nicht noch zwei Schuh niedriger zu sitzen. Unsere Karosse galt aber für eine „voiture monstre" in der Walachei; man spannte uns acht Pferde vor, und an schwierigen Stellen noch einige Büffel. Wo es indeß der Weg gestattete, da ging es in schnellem Galopp unter lautem Schreien der Postillone davon, die ohne Sattel auf den kleinen Pferden saßen und fast die Erde mit den Beinen berührten. Das Rufen benachrichtigt schon von weitem die Post, und wenn man in den umzäunten Hof fährt, stehen die neuen Pferde bereit.

Der Regen goß unaufhörlich vom Himmel, und mein Hut war so durchweicht, daß ich ihn aus dem Wagen warf. Zu Krajowa mußten wir, um unsere Pelze zu trocknen, zum Bäcker schicken, und erhielten sie, wie eine Art Backwerk, halb verbrannt zurück. In den Dörfern fand man nichts, weder Essen noch Trinken, noch Nachtquartier. Selbst die Postämter sind elende Hütten, oder eigentlich Höhlen in der Erde, mit einem Dach aus Zweigen überdeckt. Von einer solchen Armuth habe ich mir bisher keine Vorstellung zu machen gewußt.

Nicht wenig erfreut waren wir, in Bukarest ein Gasthaus zu finden. Seit Orsowa hatten wir keins gesehen.

Durch unsern Consul wurden wir dem Fürsten Alexander Ghika vorgestellt und in mehrere Bojaren-Familien

eingeführt. Der Fürst gab uns ein Diner und befahl ein Exerciren, welches letztere aber wegen heftigen Schneegestöbers abbestellt werden mußte.

Obwohl wir uns fast unter dem nämlichen Breitegrade mit Genua befinden, wo ich mich vorigen Jahrs um diese Zeit des schönsten Sommers erfreute, so ist hier doch schon Alles in tiefem Winter erstarrt. Wir durchstreifen indeß die Stadt, die Kasernen und die Salons, und rüsten uns zur Reise nach Constantinopel.

In Bukarest erblickt man die elendesten Hütten neben Palästen im neuesten Styl und alten Kirchen von byzantinischer Bauart; die bitterste Armuth zeigt sich neben dem üppigsten Luxus, und Asien und Europa scheinen sich in dieser Stadt zu berühren.

Die Walachei ist seit fünf Jahren erst in die Reihe christlicher Länder getreten, und wenn dies zwar unter der Bedingung einer doppelten Abhängigkeit*) geschah, so hat sie doch das Recht erlangt, ihre innere Verwaltung nach eigenem Ermessen zu regeln. Mit Erwartung blickt daher Europa auf die Anfänge eines besseren Zustandes, welcher sich in einem kleinen Zeitraume zwar, aber nach großen Umwälzungen entwickelt haben möchte.

Die Physiognomie dieses Landes trägt die furchtbarsten Spuren einer langen Knechtschaft. Zur Hälfte noch in Trümmern und Schutthaufen liegen die Städte ohne Mauern, ohne Thore, denn jede Gegenwehr war bisher Verbrechen gewesen. Nachdem der Widerstand sich so oft fruchtlos gezeigt, nachdem er so oft verderblich geworden war, dachte der Walache an keine andere Rettung mehr,

*) Nämlich von der Türkei und von Rußland. Letztere hat ganz und erstere fast ganz aufgehört.

als an die Flucht. Sobald eine türkische Schaar über die Donau herangezogen kam, entwich, wer etwas zu verlieren hatte, in die Wälder, nach Ungarn, oder nach Siebenbürgen. Die Bojaren gingen stets mit diesem Beispiele voran, und in vierzig Jahren hatte die walachische Bevölkerung siebenmal die Flucht ergriffen.

Die Ortschaften dieses Landes liegen in Thälern, gleichsam im Versteck, denn wer zurückblieb, suchte Schutz in seiner Armuth, seinem Elend und in der Verborgenheit. Welchen Anblick gewähren noch heute jene Dörfer ohne Gärten, ohne Obstbäume, ohne Kirchen, und man möchte sagen ohne Häuser, denn diese sind in die Erde versenkt und nur mit einem Dach aus Zweigen eingedeckt. Vorwerke, Mühlen, Wirthschaftshäuser, Alleen, Anpflanzungen, Brücken oder Schlösser erblickt man während ganzer Tagereisen nicht.

Das flache Land ist vollkommen baumlos, obschon ein Drittel desselben mit Eichengestrüpp überdeckt ist. An Anpflanzen dachte hier natürlich Niemand, und die schönen Waldungen, welche die Natur geschenkt, sind auf eine Art verwüstet, daß man kaum begreift, wie Bosheit, Nachläßigkeit, Muthwille, wie Menschenkräfte in ihrer verderblichen Richtung überhaupt zu solchen Verheerungen ausreichten. Es wird eben so schwer sein, diese großen Flächen in Forst- als in Getreide-Land umzuwandeln. Von dem zum Ackerbau fähigen Boden ist kaum der fünfte Theil bestellt, und so gleicht denn dieses Land in der That nur einer weiten Wüstenei, einer Wüstenei freilich, die nur auf fleißige Menschenhände wartet, um jede Mühe überschwenglich zu lohnen. Nur sehr wenige Bojaren bewirthschaften ihre großen Güter selbst, die mehrsten haben ihre Häuser in den Städten, wo auch die Kirchen zusammengedrängt sind, die auf dem Lande fehlen. Dieser Adel hat seit den letzten Umwälzun-

gen viel verloren; er ist zu Grunde gerichtet, nicht deßhalb, weil der Druck, unter welchem der Landmann seufzte, gemindert ist (denn der Preis der Grundstücke ist außerordentlich gestiegen), aber die Bojaren lebten früher von den Aemtern, die sie verhandelten oder selbst ausbeuteten, und diese sind nun durch Beamte mit fester Besoldung verwaltet. Welche Wohlthat schon, daß die erste Stelle des Landes, die des Hospodaren, nicht mehr verkauft wird. Die Walachei hat in siebenzig Jahren vierzig Fürsten gehabt; jetzt ist die Hospodaren-Würde lebenslänglich; daß sie aber nicht erblich geworden, darin liegt wohl ein Hauptgrund des langsamen Emporblühens dieses Landes.

Die Willkür der Grundherren ist beschränkt; es gibt Gerichtshöfe, bei denen der Unterthan sein Recht verfolgen kann. Durch die Begrenzung der Frohndienste hat er an Zeit und an Kräften gewonnen; aber Kräfte, Zeit und Freiheit sind Schätze, die für ihn keinen Werth haben, und die er auch wirklich nicht gebraucht, um in dem Zustande fortzuleben, in welchem er aufgewachsen und der ihm lieb geworden ist. Der Walache hat von seinem Vater gelernt, nie mehr zu bauen, als gerade ausreicht, sein Leben kümmerlich zu fristen; ein Mehr wäre nur die Beute seiner Machthaber oder seiner Feinde gewesen. Gewohnt, sich mit dem Allergeringsten zu begnügen, kennt er keine der tausend Bedürfnisse anderer Nationen, scheut die Dürftigkeit nicht so sehr, wie die Arbeit, den Zwang der Gesittung mehr, als das Elend der Barbarei. Die Walachen sind ein auffallend schöner, großer Menschenschlag; ihre Sprache ist eine Tochter der römischen und noch heute der italienischen ähnlich. Aber das türkische Joch hat dies Volk völlig geknechtet. Die Waffen sind ihm lange schon fremd geworden, es ergibt sich in jede Forderung. Jeder wohlgekleidete Mann imponirt dem Walachen, er hält ihn für völlig be-

rechtigt, ihm zu befehlen und Dienstleistungen von ihm zu verlangen. Nie wird man einen Walachen danken sehen, selbst wenn ein Geschenk alle seine Erwartungen übersteigt, aber eben so stillschweigend nimmt er auch Mißhandlungen hin. Er hält es für unklug, seine Freude, fruchtlos, seinen Schmerz zu verrathen. Dagegen findet man ihn stets heiter, wenn er in einer elenden Erdhöhle am mächtigen Feuer seine durchnäßten Lumpen trocknen, eine Kukuruz-Aehre rösten, oder gar eine Pfeife rauchen kann. Uebrigens gibt es in diesen Wohnungen weder Brot noch andere Lebensmittel, weder Topf, noch Kessel, noch irgend ein Geräth. Der Walache führt sein Messer, seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel am Gürtel, und wenn er aus dem Hause geht, so läßt er nichts zurück, was zu wahren der Mühe lohnte. Von dieser Generation ist also wenig zu erwarten."

Soweit Moltke. Ich werde versuchen, die Walachei von 1835, welche er schildert, in Parallele zu setzen mit dem Rumänien von 1875, das ich bereist habe.

Vorher jedoch noch ein Wort über das Buch, über die „Briefe". Ich hatte dasselbe nicht nur vor meiner Reise in den Orient studirt, sondern ich nahm es auch mit und las unterwegs darin, in der Donautiefebene, in der europäischen Türkei, in Kleinasien, auf dem Schwarzen Meer und auf der Lamarmora, auf dem Aegäischen und auf dem Adriatischen Meer. Ich nehme nur Goethe's italienische Reise aus. Sonst habe ich in keinem Reisebuch so viel Genuß und Belehrung gefunden, wie in den „Briefen" von Moltke. Und zwar auch sehr praktische Belehrung, welche wir bei Goethe in diesem reichlichen Maße nicht finden.

Wenn uns Moltke die Construction des türkischen „Kaik", d. h. des zum Personentransport bestimmten Kahns, exponirt, so erneuern sich in uns alle die angenehmen

Empfindungen, welche das Befahren des Bosporus in diesem vortrefflichen und bequemsten, dabei zugleich handlichsten und schnellsten aller Fahrzeuge (ich möchte es das „Handsome-Cab" des Wassers nennen) bei Jedem, der nicht an Wasserschen leidet, hervorbringt. Wenn uns Moltke die Art der Zubereitung des türkischen Kaffee's, welchem gegenüber auch der beste europäische Kaffee zur niedrigen Stufe des sächsischen „Blümches-Koffi" herabsinkt, mit der Accuratesse eines Kochs und eines Mathematikers darlegt, so weckt das nicht minder angenehme Reminiscenzen. Und wenn er endlich schildert, in welcher Weise die Bastonnade applicirt wird, so erregt dies fast ein Gelüste, die Procedur nachzuahmen, wenn auch nicht passiv.

Ich fuhr auf einem türkischen Dampfschiffe mit einigen höheren Beamten des Sultans. Wir unterhielten uns, da mein bischen Türkisch nicht ausreichte, italienisch mit einander. Einer der Türken, welcher in Frankreich gereist war, machte sich lustig über den schlechten „fränkischen Kaffee". Fränkisch heißt nicht „französisch", es bedeutet „europäisch". Ich stimmte ihm bei und bemerkte, auch ich, obwohl Franke, gebe dem türkischen Kaffee den Vorzug. Im Laufe der Unterhaltung, welche sich nun auf den Kaffee concentrirte, fragte einer der türkischen Herren, ob ich denn auch wisse, wie der türkische Kaffee bereitet werde. Fast eine halbe Stunde vorher hatte ich das zum dritten oder vierten Male in „meinem Moltke" gelesen. Ich griff also ruhig in meine Umhängtasche, zog das Buch heraus, trug die betreffende Stelle in italienischer Uebersetzung vor und bemerkte ihnen, dies Buch sei schon vierig Jahre alt und von dem großen „Muschir" oder „Agha" Moltke geschrieben. Natürlich kannten sie Alle Moltke; auch wußten sie Alle, daß er einige Jahre in der Türkei war. Daß aber ein so großer Agha auch wisse, wie man türkischen Kaffee

kocht, das war ihnen Allen ebenso erstaunlich als schmeichelhaft. Ein allgemeines „Masch-Allah", der übliche Ausruf des Beifalls und der Verwunderung, begleitete meine Mittheilung. Mein Kawaß aber sagte mir später, der türkische Beamte, welcher den fränkischen Kaffee verdammt hatte, habe zu den Andern auf Türkisch gesagt:

„Diese Gjaurs sind doch zu dumm! hat ihnen doch der große Agha Moltke schon vor vierzig Jahren gesagt, wie man Kaffee macht, und doch haben sie es noch heute nicht begriffen. Diese Menschen sind jedem Fortschritt und jeder Einsicht unzugänglich!"

Letzteres behaupten bekanntlich auch die Europäer von den Türken. Die Europäer haben aber nicht immer Recht.

Die Schilderungen Moltke's sind beinahe alle auch heutezutage noch zutreffend, nicht nur in Betreff der Länder und Völker, sondern auch in Betreff der öffentlichen Einrichtungen. Letztere sind seitdem stabil geblieben und zum Theil noch mehr in Verfall gerathen. Zur Zeit als Moltke schrieb, befand sich die Türkei in ihrer Reformperiode. Moltke versprach sich viel von derselben. Das ist das Einzige, worin er sich geirrt hat. Es ist bei einigen Anläufen geblieben, und dann ist man wieder zurückgerutscht und noch tiefer hinunter, als früher. Die Türkei oder vielmehr die türkische Regierung ist heute viel türkischer, als 1835, wo sie wirklich ernsthaft bestrebt war, sich zu europäisiren. Jedenfalls gewähren auch die Vergleiche zwischen damals und heute das größte Interesse. Während dieser vierzig Jahre hat sich das übrige Europa vollkommen umgestaltet. Der Orient nicht.

Nur noch zwei Bemerkungen bitte ich mir zu gestatten.

Erstens: Die Briefe Moltke's sind an Freunde in Berlin gerichtet. Alle Vergleiche sind Deutschland entlehnt

und es heimelt Einen schon angenehm an, im Balcangebirge zu lesen, wie Moltke diese Gegend mit irgend einer schlesischen Landschaft, die andere mit einer thüringer vergleicht, und am Ende sogar an den Kirchthurm von Lübbenau (im Spreewald) anknüpft, um Etwas deutlich zu machen. Auch sind (zwar nur wenige, aber ganz vortreffliche) Zeichnungen von Moltke's eigener Hand recht gut in Holzschnitt wiedergegeben. Sie stellen nicht nur Architektur und Landschaft, sondern auch einzelne specifische Einrichtungen dar, z. B. den schon erwähnten türkischen Kahn, „Kaik" genannt.

Zweitens mache ich noch auf den Styl aufmerksam. Ich halte Moltke für den ersten deutschen Prosaisten nach Gotth. Ephraim Lessing, und ich hoffe, die Probe aus seinen Briefen, die ich oben mitgetheilt habe, wird manchen Leser veranlassen, zu prüfen, ob ich Recht habe mit dieser Behauptung. Diese anscheinend so ungezwungene, natürliche und freie Schreibweise, welche sich mit der höchsten Kunst in der Wahl der Ausdrücke und in der Formation der einzelnen Sätze und ihrer Vereinigung zu Gruppen verbindet, dieser knappe präcise Ausdruck, welcher immer das rechte Wort wählt und deshalb nie nöthig hat, ein überflüssiges beizufügen, diese feinen Wendungen und geistreichen Antithesen sind selten in der deutschen Literatur, und sie sind um so mehr zu bewundern, da die Briefe einen streng vertraulichen Charakter tragen und von Haus aus gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, wie dies mancher ebenso witzige als harmlose Scherz, welcher bei der Schlußredaktion aus Versehen stehen geblieben zu sein scheint, darthun. In der That, wenn der Graf Moltke nicht der erste Stratege der Gegenwart und General-Feldmarschall des Deutschen Reichs, sondern coburger Hofrath, oder Professor an einer kleinen Hochschule oder an einem Gymnasium, oder wenn er Schriftsteller von Beruf wäre, so würde er in

allen unseren Literaturgeschichten als Meister der Darstellung in Prosa an der Spitze marschiren. So aber glänzt sein Name durch seine Abwesenheit. Er ist nicht „zünftig".

„Von dieser Generation ist wenig zu erwarten", so schließt Moltke 1835 seine Bemerkungen über die Walachei von damals. Heute haben wir, wenn wir nach Menschenaltern rechnen, eine andere Generation, und man muß gestehen, sie ist besser. Sie befindet sich mitten in der Reform, obgleich letztere noch sehr weit von der Vollendung entfernt ist. Man hat das türkische, das asiatische Ufer verlassen und ist auf dem europäischen noch nicht angekommen. Unter diesen Umständen ist es sehr natürlich, daß die Bevölkerung, oder wenigstens ein großer Theil derselben, zuweilen von allerlei Beängstigungen und Beklemmungen befallen wird und sich zurücksehnt nach jenem halbwachen fiebernden und ermattenden Schlummer, in welchem noch vor Kurzem das Land lag. Diese Stimmung ist zu vergleichen mit der eines Bergsteigers, welcher bereits den halben Weg erklommen und schon die steilsten Höhen hinter sich hat. Er sollte nur aufwärts blicken und die äußersten Kräfte anstrengen, um den Rest der Höhe zu überwinden, so daß er den Paß erreicht, über welchen der Weg zum gelobten Lande der Kultur und des Wohlstandes führt. Statt dessen sieht er abwärts und wird vom Schwindel ergriffen. Es herrscht gegenwärtig eine gewisse Aufregung in Rumänien. Man glaubt, dieselbe habe ihren Ursprung in den Ereignissen in der Herzegowina und in Bosnien. Dies ist ein Irrthum. Obgleich in den Walachen ein gutes Stück slavisches Blut steckt, so halten sie sich nun doch einmal für Romanen, und dies allein erklärt schon, warum jener Aufstand sie nicht so sehr elektrisirt, wie die rein slavischen Serben und Montenegriner. Die Rumänier glauben, die Zukunft des Orients gehöre ihnen. Nun glauben aber die Serben und

die Montenegriner von sich dasselbe; und diese Concurrenz ist nicht geeignet, die freundnachbarlichen Gesinnungen bis zum Exceß zu steigern. Daß die Herzegowina zwischen Montenegro und Serbien getheilt wird, liegt natürlich nicht gerade im specifisch rumänischen Interesse. Ganz gegen dieses Interesse aber würde es sein, wenn ein neuer selbständiger Vasallenstaat „Bosnien" begründet und damit eine weitere Stärkung des orientalischen Slaventhums herbeigeführt würde. Rumänien hat ein Interesse an der Schwächung der Türkei, denn es hofft bei diesem Verlauf die letzten Reste seines Vasallenthums los zu werden. Aber obgleich die türkischen und vasallitischen Slaven Glaubensbrüder der Rumänier sind, so wünschen die letzteren doch keine Stärkung und national- und gesammtstaatliche Organisation dieses orientalischen Slaventhums, welches unter Umständen der Erbe der Türkei zu werden und das romanische und das hellenische Element (soweit überhaupt von letzterem, siehe Fallmerayer, die Rede sein kann) zu absorbiren droht. Soweit in Rumänien lebhafte Sympathien für die Herzegowina zum Ausdruck gelangen, geht dies meist von Serben und Bulgaren aus, deren es viele hier zu Lande gibt. Diese machen viel Lärm und sammeln auch Geld. Aber es ist des Lärmens mehr als des Geldes. Einzelne verschwinden auch, um „in den heiligen Krieg" zu ziehen, allein man glaubt, daß sie nicht weiter kommen, als in das benachbarte Serbien, daß sie dort den Gang der Dinge abwarten und unversehrt zurückkehren werden, da sich Serbien schwerlich tollkühn in einen Krieg stürzt, in welchem es seine nationale Selbständigkeit riskiren würde. Die Rumänen selbst beobachten der Herzegowina-Frage gegenüber eine kluge Zurückhaltung. Sie wollen sich nicht die Finger verbrennen in einer Sache, worin zur Zeit *für sie selbst* ein *direkter* Vortheil nicht in Aussicht steht, und worin sie sich großen

Wagnissen unterziehen müßten, ohne einen anderen Erfolg als den, für Andere die Kastanien aus der glühenden Asche zu holen.

Es ist also nicht die Herzegowina, welche hier die Köpfe zum Sieden bringt. Die Aufregung, welche in der Bevölkerung herrscht und welche sich in der Presse spiegelt und zwar nicht in einfachem, sondern mindestens in zehnfachem Maßstabe (denn hier herrscht vollständige Preßfreiheit, und man ist von allen Seiten so frei, von dieser Freiheit nicht nur Gebrauch, sondern auch allen erdenklichen Mißbrauch zu machen), hat vielmehr ihren Anlaß lediglich in inneren Fragen, welche ihren Entstehungsgrund meines Erachtens ebenfalls haben in jenem Mißbehagen an unfertigen Zuständen, in jenem Zweifel, ob man auf der betretenen Bahn vorwärts= oder zurückgehen soll, und in einigen unleugbaren Mißständen, welche man aber leider nicht im Handumdrehen ändern kann. Ich will dies etwas näher analysiren. Ich habe während meines Aufenthaltes in Rumänien nicht nur die in deutscher und französischer Sprache erscheinenden Zeitungen gelesen, welche ziemlich regierungsfreundlich und auch in einer gemäßigten Tonart, wie solche dermalen in Europa (abgesehen von einigen Ausnahmen) Sitte ist, geschrieben sind, — sondern auch die rumänischen (letzteres mit Beistand sprachkundiger Freunde), namentlich die „Pressa", welche auf der Seite der Regierung, und den „Romanul", welcher auf der Seite der Opposition steht, sowie eine Reihe kleinerer Blättchen, die wie Pilze aus der Erde schießen, um, wenn die augenblickliche Krise beendigt ist, wieder zu verschwinden. Wer seine Kenntniß des Landes nur aus diesen Blättern schöpft, der muß glauben, dasselbe befinde sich in einem äußerst bedenklichen Zustande. Die Oppositionsblätter werfen den Ministern alle Schlechtigkeiten und Verbrechen vor, welche ein Mensch zu begehen, ja welche er nur zu ersinnen im Stande ist, und die

„Pressa“ antwortet darauf mit einer höchst persönlichen Charakteristik der Oppositionsführer Epureano, Cogalniceanu Golescu, Vernescu, Bratianu, welche nichts weniger als schmeichelhaft oder auch nur höflich ist. Die kleinen Blätter aber geben Schilderungen, als wenn Rumänien am vollständigen Zusammenbruch sei, und nur noch eine Revolution helfen könne, welche von dem Bestehenden so zu sagen keinen Stein auf dem andern lasse. Natürlich kann dies nicht dazu dienen, den Credit des Landes zu heben. Während der kürzlich abgelaufenen Landtags-Session traten die obengenannten fünf und fünf weitere Oppositionsmänner aus der Deputirten-Kammer aus, indem sie ihr Mandat niederlegten und an das Volk appellirten in einem Manifest, das eine schwungvolle Darstellung ihrer Beschwerden enthält und nicht nur die Minister angreift, sondern noch mehr die Kammermajorität und die Art, wie solche theils durch ungesetzliche Beeinflussung der Wahlen, theils durch Corruption zusammengebracht worden sei. Unter den verschiedenen Angriffspunkten nimmt das Verhalten der Kammer in der Eisenbahnfrage und der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn die Hauptstelle ein. Der Fürst wird mit Petitionen bestürmt, den zwischen seiner Regierung und der Volksvertretung vereinbarten Beschlüssen und Gesetzen die Zustimmung zu versagen, was eben so wenig korrekt-konstitutionell ist, als der Massen-Austritt aus der Kammer. Es wird eine Menge Versammlungen gehalten, in welchen es sehr stürmisch zugeht, und die Flugschriften, welche man vertheilt, suchen die Tagespresse an Heftigkeit noch zu überbieten. Nachdem ich das Alles studirt hatte, sagte ich einem meiner rumänischen Freunde, es scheine mir, wir stünden in diesem Lande am Vorabend einer Katastrophe, und ich wäre, wenn dies wirklich der Fall, geneigt, noch etwas Zeit zuzusetzen, um zu sehen, wie so etwas verlaufe.

„Ah, Sie meinen wohl gar eine Revolution?“ lachte er, „da können Sie lange warten. Daran ist gar nicht zu denken. Solches Geschrei ist schon alle Welt gewohnt hier zu Lande. Man ist der politischen Salbaderei gegenüber etwas stumpf und harthörig geworden, und deshalb muß die Opposition schon laut, sehr laut werden, wenn sie das Ohr der Menge gewinnen will. Die Menge interessirt sich aber in Wirklichkeit nur für die Judenfrage, und diese steckt mit in dem österreichisch-ungarischen Handelsvertrage — oder auch nicht.“

Er lächelte bei den letzten Worten ganz eigenthümlich. Und in der That ist der Sachverhalt sonderbar. Der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn wird von jedem Europäer, der seinen Text liest, nicht anders verstanden werden, als wenn danach gewisse wirthschaftliche Restriktionen, welche den Fremden, und namentlich auch den Juden, z. B. in Erwerbung von Grundeigenthum, bisher auferlegt waren, in Zukunft aufgehoben sein sollten. Auch in Oesterreich hat man den Handelsvertrag nicht anders verstanden, namentlich die österreichische Presse hat ihn so ausgelegt. Dessen hat sich nun die rumänische Opposition bemächtigt. Sie behauptet, der Handelsvertrag „liefere das Land den Fremdlingen aus, und es werde keine zehn Jahre dauern, dann seien die Juden die alleinigen Grundeigenthümer, wie man das ja in dem benachbarten Ungarn sehe, wo ein leichtsinniger und verschuldeter Magnat nach dem andern von den Juden abgeschlachtet werde“. Die Regierung erklärt das Alles für eine höchst dreiste Entstellung. In einem Circulair, welches der Minister des Innern, Herrn Lascar Catargi, an die Präfekten des Landes erlassen, und worin er sie unter Aufwand der ganzen französischen Phraseologie auffordert, „die Gutgesinnten um sich zu sammeln, das Volk von Obrigkeitswegen aufzuklären,

damit dasselbe einsehe, wie die Arbeiten der letzten Kammersession ganz geeignet seien, ihren Urhebern die legitimsten Titel auf das Vertrauen und die Dankbarkeit des Landes zu verleihen, und nicht zu dulden, daß die braven Bürger zu Opfern einiger ehrgeizigen Intriguanten werden, welche versuchen, die Gemüther in Verwirrung und Aufregung zu stürzen", — in diesem Circulair heißt es nämlich:

„Die Opposition und die handwerksmäßigen Agitatoren versuchen es, den Vertrag mit Oesterreich für die israelitische Frage auszubeuten, indem sie die Lüge verbreiteten, daß durch denselben das Land, wir wissen nicht, welchen Fremden als Beute hingeworfen sei und den Juden Rechte gegeben würden. Diese Insinuation ist eben so dreist, als alle vorhergehenden, denn sie ist dem Wortlaute des abgeschlossenen Vertrages geradezu entgegengesetzt. Dieser Vertrag löst weder die israelitische Frage, noch gibt er den Israeliten irgend ein Recht. Blos Haß und Leidenschaft konnten solche Visionen gebären. Im Gegentheil, durch diesen Vertrag werden alle, durch unsere Gesetze wider die Juden gegebenen Restriktionen aufrecht erhalten; es werden somit durch eine Großmacht die Ausnahmen vom bürgerlichen Rechte anerkannt, die wir vom Standpunkte unserer socialen und lokalen Bedürfnisse aus bezüglich der Israeliten machen mußten. Durch diesen Vertrag wird auch noch Weiteres erklärt, daß die Polizei- und Sicherheitsgesetze auch noch fernerhin auf alle Ausländer werden angewendet werden, ohne Unterschied, ob dieselben Juden sind oder nicht, und daß eben so auch das Strafgesetz bezüglich aller Vagabunden in Anwendung gebracht werden wird. — Sie sehen also, Herr Präfekt, daß die Regierung und die Kammern in dieser socialen Frage alle legitimen Interessen des Landes vor jeder eventuellen Gefahr zu vertheidigen wußten."

Man glaubt in Deutschland, die Regierung sei für

und die Opposition gegen die Juden. Letzteres ist wahr. Ersteres nicht. Der Sachverhalt ist vielmehr nur der:

Die Opposition behauptet und verdammt, daß der Handelsvertrag einen Theil der Rechtlosigkeit, welche die Landesgesetze über die Juden verhängen, beseitigen werde. Die Regierung dagegen leugnet auf das Allerentschiedenste, daß der Handelsvertrag auch nur die allerentfernteste Möglichkeit einer solchen Auslegung biete; und in dem französisch geschriebenen Regierungsorgan wird ausdrücklich versichert, an eine Emancipation der Juden sei gar nicht zu denken, so lange dieselben nicht mit Haut und Haar Rumänier geworden seien und sich entschlossen hätten, die Rumänier „zu lieben" *). Man erinnert sich dabei unwillkürlich an eine

---

*) Das „Journal de Bucarest" publicirt eine lange Adresse von Studirenden der dortigen Universität gegen die Emancipation der Juden. In diesem phrasenreichen Aktenstück heißt es u. A.:

— „Les Juifs veulent faire de la Roumanie une vaste colonie Juive, dont la métropole serait l'Allemagne.

Tous nos sentiments protestent avec inquiétude et douleur contre une semblable perspective.

Malgré tout, nous ne chercherons jamais dans la violence un remède à tant de maux que nous vous avons signalés. Nous croyons, au contraire, que la violence de la part des Roumains assurerait au Juifs un plus puissant et plus décisif concours de l'extérieur et nous créerait de grandes difficultés.

Nous défendrons cependant avec autant de modération que de persistance nos intérêts nationaux et sociaux.

Nous voulons sauver du prolétariat et d'une dégénération certaine notre laborieuse population rurale, qui est la base et la plus pure portion de la nationalité roumaine.

Nous voulons la Roumanie des Roumains à tout prix; mains non la Roumanie des Juifs ou des Allemands. (Deutsche und Juden werden hier immer identificirt.)

La lutte pour cette sainte cause, nous la soutiendrons avec foi et fermeté, jusqu'au jour où l'Europe entière reconnaîtra que les peuples ont le droit et le devoir de se défendre

bekannte Anekdote von Friedrich Wilhelm I., der, durch die Straßen von Berlin wandelnd, in seiner Art strenge Ord-

contre les empiètements d'une caste malfaisante; jusqu'à ce que l'Europe entière reconnaisse que les Juifs ne se fondent pas et ne peuvent se fondre avec aucune nation, tant qu'ils conserveront le caractère d'une caste universelle.

De cet exposé il résulte pour nous que la question juive sera reconnue, d'ici à peu d'années, comme une question nationale et sociale, dont la résolution sera, ou la dissolution de la caste et l'assimilation réelle de tous les Juifs avec les différentes nations parmi lesquelles ils habitent, ou des lois restrictives générales, qui garantiraient les nationalités et la société contre leur action dissolvante."

Zu diesem Aktenstücke schreibt die Redaktion einen Leitartikel, worin sie versichert, die jungen Leute hätten ihr ganz aus dem Herzen gesprochen. „Wir halten uns für verpflichtet," sagt sie, „dies Manifest zu publiciren, nicht nur aus Unparteilichkeit, sondern auch, um Europa zu zeigen, wie die aufgeklärte rumänische Jugend diese Frage betrachtet." Dann aber richtet sie in eigenem Namen folgende Apostrophen an die rumänische Juden:

— „Ceux-ci veulent être Roumains. On ne leur oppose point de fins de non recevoir absolue. On leur dit: „Vous voulez avoir une patrie, vous voulez appartenir à une nationalité? Cessez donc de considérer le monde comme votre patrie et de vous considérer vous-mêmes comme appartenant à une caste étrangère qui a des ramifications partout mais qui n'est implantée nulle part. Vous voulez être Roumains? Identifiez-vous donc à la nation roumaine, par votre langue, vos moeurs, votre costume, et surtout par vos sentiments. Quand vous mettrez avant tout et au dessus de tout les intérêts du pays que vous voulez appeler votre patrie, alors vous pourrez revendiquer le titre et les droits de citoyens, car vous serez citoyens dans toute l'acception de ce mot glorieux. Mais tant que vous mettrez avant tout votre nom de juif, tant que, pour vous, le juif d'Amsterdam et de Brody sera votre frère plutôt que le chrétien de Bucarest et de Jassy, que vous considérez comme un ennemi; tant que vous aurez vos regards et vos espérances tournés vers l'étranger

nung hielt und namentlich keine Müßiggänger duldete. Ein Trupp Bummler, der an der Straßenecke herumlungerte, ergriff die Flucht, als er den gestrengen König, den Rohrstock in der Hand, heranschreiten sah. Der König ließ sie einfangen und fragte: „Warum seid Ihr vor mir fortgelaufen?" Antwort: „Majestät, wir fürchteten uns." Da wurde der König zornig: „Was, fürchten? Lieben sollt Ihr mich, Ihr &c.", und er ließ seinen Stock auf ihnen tanzen.

Zur Entschuldigung der gegenwärtigen rumänischen Regierung läßt sich sagen, daß in der That in der rumänischen Bevölkerung der Fremdenhaß ein allgemeiner ist. Er erinnert an jene überwundene Epoche einer mangelhaften Kultur, wo jeder Verband nur seine eigenen Mitglieder schützte und sich gegen die ganze übrige Welt feindselig verhielt, wo die Verbannung dem physischen oder wenigstens dem moralischen Tod gleichstand, wo ein Ausländer rechtlos war, und wo man den sogen. „Wildfang", der nicht dem Verband angehörte, todtschlagen durfte. Dieser Fremdenhaß findet unverholen Ausdruck in der ganzen rumänischen Gesetzgebung, welche die Erwerbung des Indigenats außerordentlich erschwert und jedem Ausländer verbietet, ein Amt zu übernehmen oder irgend eine öffentliche Funk-

---

au lieu de mettre uniquement votre confiance dans l'équité des lois du pays où fut votre berceau et où sera votre tombe, n'espérez pas que nous sacrifions notre nationalité et que nous permettions jamais à qui que ce soit d'y porter atteinte."

Toute la question est là, et nul sophisme ne viendra la déplacer. Nous l'avons dit vingt fois, et nous l'avons prouvé: le Roumain ne connaît pas le fanatisme religieux. Il laisse chez lui liberté entière aux catholiques, aux protestants, aux arméniens, aux baptistes, aux lipovans même; il laisse aux juifs la liberté absolue de leur culte; mais il ne veut pas laisser étouffer sa nationalité par une tribu étrangère et qui entend rester telle. Qui pourrait l'en blâmer?"

tion zu üben. Nur zu Gunsten der Franzosen wird thatsächlich eine Ausnahme gemacht. Man befindet sich ihnen gegenüber noch auf jenem naiv bewundernden und sklavisch nachahmenden Standpunkt, auf welchem sich im 17. und 18. Jahrhundert die Mehrzahl der kleinfürstlichen Höfe in Deutschland befand, und der von diesen hervorragenden Stellen auch nach und nach in einen Theil der Bevölkerung, namentlich in die sogenannten „Gebildeten“, hinübergesickert war. Leider gesellt sich zu diesem generellen Fremdenhaß speciell auch noch konfessionelle Bornirtheit. Nach rumänischem Recht sind die Juden und die Muhamedaner nur geduldet. Ihres Glaubens wegen sind sie von allen öffentlichen Rechten ausgeschlossen, desgleichen vom Erwerbe von Grundeigenthum. In der That ein seltsamer Widerspruch mit der Prätension des rumänischen Landes, mit Frankreich an „Freiheit und Gleichheit“ wetteifern und die freisinnigste Verfassung von ganz Europa haben zu wollen. Die viel verschrieenen Türken sind hierin weit liberaler, als die orientalischen Slaven, und in Folge dessen haben bei Gelegenheit des Herzegowiner Aufstandes die römisch-katholischen Christen und die Juden unisono wider die Aufständischen und für die Türken Partei ergriffen. Sie glauben sicher zu sein, unter allen Umständen von den Türken weniger schlecht behandelt zu werden, als von den Slaven und „Orthodoxen“, namentlich von solchen, die aufgehetzt werden von ihren Popen, von welchen man nicht behaupten kann, daß sie an Moral, Verstand, Kenntnissen und Reinlichkeit auf dem Durchschnitts-Niveau der orientalischen Gesammtbevölkerung stehen.

Auf dem Rathhause zu Leiden in Holland sieht man heute noch über einigen Thürmchen, die das Dach zieren, kleine Halbmonde glänzen, welche aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges gegen die Spanier herrühren. Sie sind

dort aufgepflanzt zur Erinnerung an den damaligen Wahlspruch der Niederländer: „Liever turksch dan Paapsch" (lieber türkisch als papistisch). Ebenso habe ich in der Türkei, und sogar gerade in Thessalien, Macedonien und Bosnien, während des Aufstandes in der Herzegowina häufig die Aeußerung gehört: „Lieber dann doch Türkisch, als Slavisch, Rumänisch oder sonstwie Griechisch-Orientalisch, oder was dasselbe sagen will, Russisch."

Es ist ein seltsamer Gegensatz zwischen der Intoleranz und der Exklusivität der Rumänen und ihren expansiven Gelüsten. Ein Rumänier sagte mir voll Nationalstolz:

„Wir Rumänier sind jetzt schon innerhalb der Grenzen unseres Fürstenthums 5 Millionen, außerhalb derselben gibt es noch 7 Millionen, das macht also im Ganzen 12 Millionen. Sie werden zugeben, es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann diese 12 Millionen zusammentreten werden, um ein großes rumänisches Reich zu bilden, welches den übrigen centrifugalen Elementen der Türkei als Krystallisations-Kern dient."

Leider konnte ich das Alles durchaus nicht zugeben. Ich konnte keine Statistik der Bevölkerung Rumäniens nach ethnologischen Gesichtspunkten bekommen, sondern nur eine nach konfessionellen. Danach zählt man 4,200,000 Orthodoxe (d. h. Griechisch-Orientalische), 200,000 Römisch-Katholische, 9000 Armenier, 50,000 Protestanten, 400,000 Juden, 1500 Muhamedaner und 10,000 Sectirer. Daneben weiß man von etwa 100,000 Mann die Religion nicht. Eigentlich könnte man wohl sagen: von 300,000, denn so viel Zigeuner sind im Lande; die Mehrzahl derselben läßt sich zu den Orthodoxen zählen, es ist ihnen aber nicht ernst damit. Man kann auch nicht annehmen, daß die 4,200,000 „Orthodoxe" Alle Rumänier sind, vielmehr befinden sich darunter auch viel Serben und Bulgaren, welche nicht ru-

mänisch, sondern slavisch reden; endlich muß man, aus dem angegebenen Grunde, etwa 200,000 Mann für Zigeuner abrechnen, und so vermindert sich schon die Ziffer der inländischen „orthodoxen Rumänen bis zu etwa 3,700,000 Seelen.

Nun ist es zwar wahr, daß es außerhalb des Fürstenthums noch Rumänen gibt. Es sind aber nicht 7, sondern höchstens etwa 4 bis 4½ Millionen. Sie wohnen in Serbien; in Siebenbürgen, im Banat, in der Bukowina (also in Oesterreich); sodann in Bessarabien (Rußland); und endlich in verschiedenen Provinzen der Türkei, auf dem rechten Donau-Ufer in Bulgarien und der Dobrudscha, in Ober- und Unter-Macedonien, in Thessalien u. s. w. Gutwillig werden Serbien, Oesterreich, Rußland und die Türkei diese Völker und jene Länder, worauf sie wohnen, nicht herausgeben; und sie haben ganz Recht; denn untermischt mit diesen Rumänen wohnen auf demselben Boden auch andere Völker, welche durchaus nicht rumänisch werden wollen. Z. B. in Siebenbürgen die Deutschen (Sachsen), die Szekler, die Magyaren und die Zigeuner; ja eine und dieselbe Stadt hat oft einen deutschen Kern und daneben eine szeklerisch-magyarische Vorstadt, eine walachische und eine Zigeuner-Vorstadt, wie Kronstadt im Burzenland. Will man nun um der volkreichen walachischen Vorstadt willen alle übrigen Nationen, welche die Mehrzahl bilden, mitannektiren? Gegen ihren Willen annektiren? Gegen ihren ganz vernünftigen Willen, der seinen Grund hat in der Besorgniß vor dem Fremdenhaß der Rumänen? Oder wie will man die Rumänen aus dem Völkermischmasch Oesterreichs, Ungarns, Siebenbürgens, Rußlands und der Türkei anderweitig heraus differenziren und separiren? Das sollte eine bunte Landkarte geben! Oder will man sämmtliche Nachbarländer mit Krieg überziehen? Hat man einen rumänischen Napoleon oder Alexander den Großen in petto?

Die Rumänier (oder Walachen) außerhalb Rumäniens sind auch mit denjenigen innerhalb Rumäniens nicht völlig identisch. Mir haben Walachen im Banat gesagt, daß sie die in Bukarest erscheinenden Zeitungen und Bücher nicht verstehen, oder daß ihnen wenigstens das Lesen derselben Schwierigkeiten mache, weil ihre Volkssprache und die dortige Schriftsprache zwar große Aehnlichkeit mit einander hätten, aber doch nicht ganz stimmten. Noch weit abweichender sind die sogenannten „Rumänier" in Serbien und der Türkei. Sie nennen sich überhaupt gar nicht Rumänier, sondern werden „Zinzaren" oder „Kuzo-Valachen" (d. i. Krumm-Walachen) genannt, und ihre Sprache hat neben den romanischen Worten und Formen noch weit mehr slavische und namentlich albanesische; die albanesische Sprache aber ist wahrscheinlich eine Tochter des alten Illyrisch, welches schon zu den Zeiten des Herodot und des Thucydides von den nördlich von Griechenland wohnenden „Barbaren" gesprochen wurde.

Erinnern wir uns ferner, daß der Prinz Jon Ghika, ehemals Ministerpräsident in der Walachei, in seinen „Volkswirthschaftlichen Erörterungen" („Convorbiri economice") versichert, innerhalb des Fürstenthums mache die rumänische Bevölkerung keine Fortschritte, und wenn die Gesammtziffer fortwährend schnell wachse, so beruhe dies auf Einwanderung; aus Galizien und der Bukowina strömten Polen, Ruthenen und Juden nach der Moldau, aus Siebenbürgen und Ungarn Deutsche, Magyaren und Walachen nach der Walachei; diese Einwanderung belaufe sich auf jährlich wenigstens 10,000 Seelen, und wenn das so fort gehe und die eingeborene Bevölkerung stabil bleibe, so sei das gänzliche Verschwinden der letzteren nur noch eine Frage der Zeit.

Ohne Zweifel hat der Fürst Ghika seine Statistik ebenfalls unter dem Eindruck des allgemein herrschenden

Fremdenhasses gruppirt. Sachkundige Männer behaupten, sie leide sehr stark an Uebertreibung. Indessen mag dem auch so sein, so spricht sie gerade nicht für die Idee eines großrumänischen Reiches.

Der Hauptfeind des letzteren ist und bleibt eben der mit konfessionellen Elementen verquickte fanatische Fremdenhaß, der um so unbegreiflicher ist, als auch heute noch, wie Moltke vor vierzig Jahren schrieb, der vortreffliche Boden „nur auf fleißige Menschenhände wartet“. Man kann nicht expansiv sein und zugleich auch exklusiv. Man kann nicht europäische Großmacht spielen und zugleich ein auf sich selbst zurückgezogenes Winkelstäätchen oder ein exklusives Cantönli sein. Man muß wählen zwischen Beidem: Entweder — Oder.

Eine seltsame Rolle in der Fremdenfrage, in specie Judenfrage, spielt die Opposition. Theoretisch schwärmt sie „für Alles, was Menschen-Antlitz trägt“, sie bekennt sich als einen integrirenden Bestandtheil des großen europäischen Völkerbundes der Demokratie, welcher berufen ist, auf der Grundlage der Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit die „Vereinigten Staaten von Europa“ aufzubauen: Man nennt sie die „Liberal-Demokraten“, die „Radikalen“, die „Rothen.“ Ihr Führer Bratianu ist, so sagt man, sehr intim mit dem alten Cremieux in Paris, welcher mit an der Spitze der „Alliance israélite“ steht, und hat diesem die Emancipation der rumänischen Juden versprochen. Gleichwohl sind diese Radikalen die größten Judenfresser und die Leitartikel ihrer Blätter verdienten, von der „Kreuzzeitung“ und der „Germania“ in Berlin übersetzt zu werden. Wir Westeuropäer finden es unbegreiflich, daß eine radikale Opposition so engherzig sein und sich durch eine konservative Regierung an wirklichem Liberalismus übertreffen lassen kann. Indessen ist „Alles schon da gewesen“. Die städti-

schen Republiken zur Zeit der Blüthe Griechenlands wetteiferten mit dem heutigen Rumänien in Fremdenhaß. Der große Perikles hat, während er für die Einheit Griechenlands schwärmte und dessen Staaten und Stämme alle zu einem nationalen Bunde zu vereinigen strebte, in seiner Vaterstadt Athen, wo er den aristokratischen Kimon stürzte und der Demokratie zur absoluten Herrschaft verhalf, dem engherzigsten Spießbürgerthum gehuldigt, indem er alle bisherigen Bürger, deren Mutter nicht eine eingeborene Athenienserin war, d. h. nicht das angeborene Stadtbürgerrecht hatte, ihrer politischen Rechte beraubte. Er traf damit zunächst auch die Söhne seines politischen Gegners Kimon, welcher eine Griechin zur Frau hatte, die aber in Sparta und nicht in Athen geboren war. Später aber traf er damit seinen eigenen Sohn aus der Ehe mit Aspasia, welche ebenfalls nicht in Athen, sondern in Milet heimathberechtigt war. Dann aber — und das war die Hauptsache — sprengte er mit seiner bornirten Spießbürgerpolitik sein schon halb vollendetes Einigungswerk, und Athen mußte definitiv den Spartanern unterliegen. Denn man kann, wie gesagt, nicht expansiv und exklusiv, nicht Nation und Cantönli zugleich sein.

Wir sehen also, daß schon in alten Zeiten die Demokratie dem Fremdenhaß ergeben war, daß sie aber auch ihre Strafe dafür erhielt und daß sie nicht einmal ein Mann so groß wie Perikles dagegen zu schützen vermochte.

Charakteristisch aber für die hiesigen Zustände ist es, daß in einer Frage, welcher man eine solche Wichtigkeit beilegt und welche alle Gemüther in Aufregung hält, die streitenden Theile noch nicht einmal über die einfache Thatsache einig sind, was eigentlich in dem Vertrag steht, daß sie ihn in diametral entgegengesetztem Sinne interpretiren und einander der Lüge beschuldigen, so daß man unwillkürlich fragt: Wer ist hier der Dupe?

Daß der Handelsvertrag im Uebrigen für beide Länder sehr vortheilhaft ist, indem er die internationale Arbeitstheilung zwischen Industrie- und Ackerbau-Distrikten fördert; und daß er die internationale und völkerrechtliche Stellung Rümäniens ganz außerordentlich hebt und fördert, — das auseinanderzusetzen, halte ich in der That für äußerst überflüssig. Wer es mit den beiden vertragschließenden Ländern gut meint, wird sich leicht davon überzeugen. Wer aber von fanatischem Fremdenhaß beseelt ist, der ist nicht zu belehren; denn wenn er konsequent sein will, muß er überhaupt jeden Handelsvertrag, und wäre es der vortheilhafteste, verwerfen und eine chinesische Mauer um das Land ziehen, nachdem er zuvor alle „Fremden" geschlachtet oder vertrieben.

Soviel über den österreichisch-rumänischen Handelsvertrag.

Ueber die Eisenbahnfrage ließe sich noch mehr sagen, aber ich will kurz sein. Die Concession an Strousberg und Genossen ist nicht von dem jetzigen Ministerium, sondern im Gegentheil von dem Haupt der jetzigen Opposition, Herrn Bratianu, ertheilt worden, als er am Regiment war, derselbe hat damals zugleich durch Emission von Schatzscheinen eine schwebende Schuld von 30 Millionen kontrahirt.

Die Volksvertretung hat nun in der kürzlich abgelaufenen Sitzungsperiode beschlossen, einen Theil der Strousberg'schen Bahnen für den Staat anzukaufen und diejenigen Strecken, welche für den Anschluß an Oesterreich-Ungarn und an Central-Europa überhaupt erforderlich sind, zu bauen. Ob das Prinzip der Staatsbahnen in einem Lande, wo die Staatsverwaltung und der Beamtenstand so außerordentlich viel zu wünschen übrig lassen, wie in Rumänien, das richtige ist, darüber läßt sich streiten. Auch ist es sehr bedenklich, daß die Kammer sich das Recht vindicirt hat, selbst darüber zu entscheiden, wer unter verschiedenen Aspi-

ranten und Konkurrenten die Concession erhalten soll, und daß sie zu Gunsten eines englischen Unternehmers entschieden hat, gegen den allerhand Einwendungen erhoben werden. Dadurch hat sie sich allen möglichen Verdächtigungen ausgesetzt, und es ist natürlich, daß die Opposition davon einen sehr nachdrücklichen und, man muß es gestehen, nicht erfolglosen Gebrauch macht. Die Kammermajorität leidet darunter. Die Opposition würde es freilich, wenn sie am Regiment wäre, schwerlich besser gemacht haben.

Was die Regierung anlangt, so antwortet dieselbe der Opposition:

— „Was wollt Ihr? Ihr, Bratianu und Genossen, habt ohne Diskussion und mit enthusiastischer Acclamation Herrn Strousberg die Concession ertheilt und dieselbe sogar in Ausführung gebracht, bevor der Senat noch votirt hatte. Ihr habt den Karren in D . . . . gefahren, wir müssen ihn herausziehen. Ihr habt die Schulden gemacht, wir müssen sie bezahlen. Wenn sich das Land irgendwie mit Grund beschwert, so seid Ihr allein die wirklichen Urheber dieser durch unsere Fürsorge hoffentlich bald wieder gehobenen Leiden."

So wogen die Beschuldigungen hin und her. Und die Bevölkerung befindet sich allerdings, das ist nicht zu leugnen, in einer gewissen Aufregung, bei der man freilich nicht vergessen darf, was schon Voltaire sagte:

„On n'exécute pas tout ce qu'on se propose,
Et long est le chemin du propos à la chose."

Jedenfalls spielt sowohl bei dem Handelsvertrag, als auch bei der Eisenbahnfrage der Fremdenhaß eine erhebliche Rolle. Man fürchtet die Berührung mit dem Auslande und mit den Ausländern, mit der Kultur und ihren Consequenzen. Das ist begreiflich. Denn der Walache hat von

der europäischen Kultur bis jetzt vorzugsweise nur die Schattenseiten gesehen bei denjenigen seiner Landsleute, welche sich ihre „Bildung“ in Paris, und zwar vorzugsweise in der Closerie des Lila, im Château des fleurs und bei Mabile, geholt haben. Allein, was hilft das Alles? Man kann nicht stehen bleiben. Man muß vorwärts oder zurück.

Graf Moltke sagte vor vierzig Jahren: „Von dieser Generation ist wenig zu erwarten.“

Heute darf man sagen: „Von dieser Generation muß man Alles erwarten.“ Was sie dem Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Es handelt sich um Sein oder Nicht-Sein.

Gleitet die jetzige Generation wieder abwärts, dann ist es aus mit dem modernen Rumänien; es wird dann wieder verschlungen von dem großen orientalischen Chaos, von dem es sich vorläufig nothdürftig differenzirt und emanzipirt hat.

IV.

Walachisches high-life.

In Belgrad produzirte sich während meines dortigen Aufenthaltes eines Abends eine Wiener Bänkelsänger-Gesellschaft in einem Biergarten. Sie sang unanständige Lieder. Die serbische Jugend pfiff sie aus. Ich hatte mich damals gründlich über diese Zoten geärgert, und zwar deshalb, weil man sie deutsch vortrug.

In Bukarest erhielt ich glänzende Satisfaktion. Hier ist die Zote französisch. Es existiren hier Dutzende von „Café chantant“, welche man in dem etwas aufrichtigeren Berlin Tingel-Tangel nennen würde. Die Akteurs

sind entweder Franzosen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche Lieder singen, die man füglich eintheilen kann in zweideutige Zweideutigkeiten und in unzweideutige Zweideutigkeiten. Oder sie sind Rumänier, welche die Juden verspotten. Letzteres Genre ist gegenwärtig sehr populär, weil die Judenfrage durch den Handelsvertrag mit der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder einmal in den Vordergrund geschoben ist und von der Opposition redlich (und mehr als redlich) ausgenutzt wird.

Das vornehmste dieser Locale ist die „Gradina Rasca", ein hübscher Garten, worin sich die „gute" Gesellschaft zusammenfindet, aber ohne Frauen. Letztere werden ersetzt durch demi-monde, welche zahlreich erscheint, aber so häßlich ist, daß man geneigt wäre, zu glauben, die Polizei bediene sich ihrer zum Zwecke der Abschreckung und der Förderung der Tugend und der öffentlichen Sittlichkeit. An gewöhnlichen Tagen kostet der Eintritt einen Franc, an den „guten" Tagen aber „1 Francu pentru Domne si 2 pentru Barbati", d. h. wörtlich übersetzt: 1 Franc für Damen und 2 für Bärtige, d. h. für Herren. Die Künstler, welche auftreten, heißen Domnu Charles und Domnu Rigoti, und die Künstlerinnen Domra Fanelly und Domra Vivier. Daneben fungiren augenblicklich noch eine Miß So und So als Tänzerin und Sängerin und deren edler Bruder Sir Sidney, welcher letztere, als Nigger angepinselt, schauderhafte Gesichter schneidet und eine Zieh-Harmonika malträtirt, die der Zettel als ein neues Instrument, genannt „Melophon", aufführt; dieses britische Geschwisterpaar, wenn es überhaupt von jenseit des Canals kommt, was ich wenigstens bezweifle, würde sich in London höchstens in einer bescheidenen Matrosen-Kneipe in der Nähe des Towers präsentiren können.

Das Publikum von Bukarest ist das dankbarste von

ganz Europa, namentlich wenn der Künstler ein Franzose ist. Der kleinen Fanelly wird, namentlich von den Offizieren, welche hier in Uniform erscheinen, jedes Mal ein frenetischer Beifall gespendet. Sie erscheint dann zum zweiten Mal, überreicht mit Grazie dem Klavierpauker ein Notenheft, das sie hinter den Coulissen geholt hat, und nun singt sie ein Lied, welches zwar nicht auf dem Programm steht, aber dafür an der Spitze der „unzweideutigen Zweideutigkeiten" marschirt. Was an Worten etwa noch fehlt, wird durch Geberden ersetzt. Natürlich wird der Applaus dadurch noch viel frenetischer. Ich hörte meinen Nachbar die „junge" Künstlerin (ich schätzte ihre „Jugend" auf „sinkendes Mittelalter") außerordentlich loben und fragte ihn, — indem ich ihn bat, meine Unwissenheit zu entschuldigen, denn ich sei weder Rumäne noch Franzose, sondern komme aus dem äußersten Norden — auf französisch, ob diese Sängerin schon in Paris gesungen habe und ob sie dort auch so geschätzt werde, wie hier. Er antwortete sehr entgegenkommend, und zwar in einem recht guten Französisch:

— „Nein, mein Herr, in Paris hat diese Dame noch nicht gesungen. Sehen Sie, das erste Auftreten in Paris ist schwierig. Um zu reüssiren, bedarf es ganz außerordentlicher Mittel, nicht nur an Talent, sondern auch an . . . . . (er machte freundlich schmunzelnd die Geberde des Geldzählens). Die jungen Künstlerinnen aus Paris oder überhaupt aus Frankreich ziehen es daher vor, ihr erstes Auftreten nach Bukarest zu verlegen, welches man nicht mit Unrecht das Paris des Südostens genannt hat. Dies ist die erste Sprosse auf der Leiter der Unsterblichkeit. Hier gewinnt man Ruhm und Geld, welche die Thore von Paris aufschließen. Mancher Stern erster Größe, welcher jetzt am Himmel der französischen Kunst strahlt, hat zuerst hier in Bukarest geleuchtet. Glauben Sie mir, diese Fräulein Fanelly

hat eine Zukunft. Ich verstehe mich darauf. Ich war oft in Paris und zuweilen auf lange Zeit. Ich habe sie Alle gehört, Alle, sogar die berühmte Theresa, aber ich kann Ihnen sagen, die Theresa ist gar nichts im Vergleich zu dieser kleinen Fanelly. Sie wird sie Alle überstrahlen, Glauben Sie mir!"

Ich versicherte, daß ich ihm glaube, und setzte hinzu: „Credo quia absurdum est." Latein wird hier, bei den Nachkommen der alten Römer, wenig verstanden. Man hat dafür das Französisch.

So geht das hier jeden Abend. Jeden Abend „Soarea musicala si theatrala" in der „Gradina Rasca." Jeden Abend singt die „Comica excentrica" Domra Fanelly (so nennt sie der Zettel). Jeden Abend klatschen ihr die „Barbati" denselben Beifall, und jeden Abend sind sie freudig überrascht, wenn sie jenes schon hundert Mal gehörte Lied singt, welches zwar nicht auf dem Programm steht, wohl aber an der „tête de la polissonerie".

Um es kurz zu sagen: Das Französische dominirt in Rumänien absolut in der „Gesellschaft". Innerhalb dieses Kreises hört man in Bukarest weit seltener rumänisch sprechen, als in Brüssel vlämisch. Auch an den Buchläden sieht man beinahe nur französische Bücher ausgestellt, selten rumänische und niemals deutsche. Die französischen gehören meistens der Unterhaltungslectüre an, jedoch nicht gerade der allerneuesten. So fand ich namentlich beinahe überall noch die berüchtigte „Femme de Feu", welche sowohl in Frankreich als auch in Deutschland gerade nicht mehr zu den „Nouveautés" gehört. Wenn die Leute einander begegnen, sagen sie „Bon jour" und wenn sie auseinander gehen, sagen sie „au plaisir" oder „au revoir"; kurz, wenn nicht der „gemeine Mann" da wäre, der noch sein Rumänisch spricht, könnte man glauben, man befände sich

in Brüssel oder in einer großen französischen Provinzialstadt. Das Bukarester Französisch ist zwar etwas besser als das Berliner und das Frankfurter (der Berliner sagt bekanntlich z. B. engsolangk ,⏑⏑–́, und der Frankfurter sagt äsolan –́⏑⏑, und bei dem Einen, wie bei dem Anderen ist es schwer zu errathen, daß dies seltsame Wort „insolent" heißen soll), aber so gut, um für ächtes Pariser Französisch neuester Mode und Mundart gelten zu können, ist es doch auch nicht.

Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre, da schrieb Wilhelm von Chézy in einem jener geistreichen Feuilletons, welche er, wenn ich nicht irre, damals in dem „Stuttgarter Morgenblatt" publicirte:

„Auf der Promenade in Baden-Baden hört man viel Russisch, noch mehr Englisch, am meisten Französisch — und ausnahmsweise mitunter auch Deutsch."

Diese Bemerkung, heute vollkommen unzutreffend, war damals buchstäblich richtig. Auch die Deutschen sprachen damals in den deutschen Bädern vielfach französisch. Dies galt für vornehm und „gebildet"; und der russische Staatsrath v. Schweizer, der übrigens von Haus aus ein gemüthlicher Schwabe war, dichtete damals (ebenfalls in Baden-Baden) auf eine reizende Berlinerin den schönen Vers:

„Im Deutschen brouillirt sie
Das „Mich" und das „Mir",
Doch quiekt sie Französisch
Und hackt auch Klavier."

Wir wollen es daher den Rumäniern, und insbesondere dem „high-life of Bukareschta", weiter nicht übel nehmen, wenn sie noch in jenen Kinderschuhen stecken, welche die übrigen europäischen Nationen bereits ausgetreten haben. Ein Ungar, mit dem ich in Rumänien reiste, sagte mir:

— „Bei uns in Ungarn war es vor vierzig Jahren

gerade so, oder noch schlimmer. Unsere ungarischen Magnaten, d. h. der hohe Adel unseres Landes, sprachen damals alle Sprachen der Welt, mit alleiniger Ausnahme ihrer eigenen. Sie sprachen französisch, sie sprachen englisch, sie sprachen deutsch, letzteres aber immer nur in jener eigenthümlichen Lerchenfelder Mundart, welche der Kaiser Franz so sehr liebte, daß er die hochdeutsche Schriftsprache für „Berliner Judendeutsch" erklärte und gründlich verabscheute, — aber magyarisch sprachen sie niemals. Sie hielten das für eine Bauernsprache, welche zu sprechen und zu verstehen eines Gentleman unwürdig sei. Unser großer Dichter Jókai Mor hat diese Zustände treffend geschildert in einem seiner Romane, welche Romane namentlich in ihrer Eigenschaft als ethnologische Kultur-Bilder noch lange nicht genug gewürdigt sind. Heute hat sich das vollständig geändert. Es gilt im Gegentheil für unpatriotisch und beinahe für ehrenrührig, seine magyarische Muttersprache zu verleugnen, und unsere Dichter und Schriftsteller haben sich mit bestem Erfolge bemüht, ihre Kraft und Schönheit zur vollen Entfaltung zu bringen. Aber was soll aus dieser armen rumänischen Sprache werden? Zunächst hat sie an sich eine schwierige Stellung, weil sie keine Originalsprache ist, wie unser Magyarisch und euer Deutsch, sondern eine abgeleitete, und weil sie deshalb und in Folge ihrer Armuth darauf angewiesen ist, sich an irgend eine der romanischen Sprachen anzulehnen, bald an das Italienische und bald an das Französische, oder gar bei ihr wildfremden Sprachen, wie bei dem Deutschen und Griechischen, Anlehen zu machen. Nun hat man zwar in Bukarest eine Art von „Academia della Crusca" (wie's die Italiener nennen) etablirt, um diese arme rumänische Sprache einigermaßen in Ordnung zu bringen. Aber was soll das helfen, wenn die vornehme Welt, wie sie früher russisch oder griechisch sprach, so jetzt

ausschließlich französisch parlirt und das Rumänische (gerade wie es früher unsere Magnaten mit dem Magyarischen machten) den Bauern überläßt? Ich, als Ungar, habe keine Ursache, die Franzosen zu hassen. Als nationalgesinnter Mann aber verlange ich, daß Jeder sein Land und seine Landessprache hochhält, und deshalb ist mir diese Französelei der Rumänier förmlich zuwider. Allerdings läßt sich Allerlei zu ihrer Entschuldigung sagen. Das Land hat ja früher mancherlei Beziehungen zu Frankreich gehabt. Auch sind die Bojaren ja von jeher nach Paris gelaufen, — angeblich um sich zu „bilden"; sie haben aber ihr Geld und ihre Waden dort gelassen und statt dessen einige französische Brocken, und leider auch einige französische Krankheiten und Laster mit nach Hause gebracht. Nun glauben sie, darin und in dem, was sie in einigen berüchtigten Pariser Vergnügungsorten gesehen haben, bestände das Franzosenthum. Nun, ich war ebenfalls in Paris und auch in dem übrigen Frankreich. Sie auch? (Ich nickte.) Nun, sehen Sie mein Herr, Sie leben zwar immer noch ein wenig auf gespanntem Fuß mit Frankreich, was ja auch kein Wunder ist nach Allem, was vorgefallen. Aber wenn Sie auch als Gegner gerecht sein wollen, so müssen Sie zugeben, daß der Franzose im Durchschnitt ein fleißiger, sparsamer, nüchterner und solider Mann ist, welcher seinen Geschäften nachgeht und keine Neigung zu Excessen hat, auch was die Hausehre anlangt, durchaus keinen Spaß versteht. Wenn man freilich die französischen Romane liest und ihre Theaterstücke sieht, dann sollte man meinen, das sei ganz anders und sie beschäftigten sich ausschließlich oder vorzugsweise mit Ehebruch und dergleichen. Ich weiß nicht, was die Franzosen dabei haben, daß sie sich so handwerksmäßig und geflissentlich durch solche Bücher und Stücke selbst viel schlechter machen, als sie sind. Aber das weiß ich ganz gewiß, daß an dem

Unfug, welcher z. B. in Paris getrieben wird, zumeist die sich daselbst aufhaltenden Ausländer betheiligt sind. Und wenn wir offenherzig sein wollen, Sie als Deutscher und ich als Ungar, dann dürfen wir auch selbst die Deutschen und die Ungarn nicht ganz davon ausnehmen. Doch genug. Ich will nur sagen, die Franzosen sind besser als ihr Ruf; und es ist leichter, ihre Laster nachzuahmen, als ihre Tugenden. Die Bojaren und sonstigen Walachen und Walachinnen, welche nach Paris gehen, beschränken sich daher der Kürze halber auf das Erstere. Sie kommen nach Paris als ein leeres Blatt Papier. Was darauf geschrieben wird, weiß man, — als ein leerer Topf, in welchem noch Platz ist für Alles. Ihre Finanzen werden durch diese Wallfahrten auch nicht aufgebessert. Sie verschlingen ganze Ernten im Voraus.

„Natürlich imponirt ihnen ganz außerordentlich die alte französische Kultur. Nach Hause zurückgekehrt, verlegen sie sich auf das Nachahmen, natürlich nur auf das Nachahmen dessen, was sie nachahmen können. Und das ist gerade das Wenigste und das Schlechteste. So entsteht denn eine Mischung von bojarischen, türkischen und französischen Sitten, welche seltsame Gestaltungen hervorruft. Ich will nur eine Kleinigkeit anführen. Die Französinnen schminken sich, aber sie verstehen ihr Geschäft. Sie handhaben die Kunst so, daß man meint es wäre Natur. Die Türkinnen schminken sich auch. Sie verstehen nicht so sehr die Kunst zu täuschen, wie die französischen Damen; denn wenn man scharf zusieht, erkennt man die Verschönerung als solche. Aber man kann wenigstens nicht sagen, daß es häßlich ist. Die kühn geschwungenen schwarzen Brauen, die Umgebung der Augen, welche die letzteren so lebhaft strahlen macht, die kirschrothen Lippen, Alles das gefällt zur Noth, auch dann noch, wenn man sich sagen muß: Es ist Alles doch

nur Malerei und Schönfärberei. Endlich, in der Türkei und in Frankreich schminken sich nur die Frauen der vornehmen und reicheren Klassen, welche Zeit und Geld dazu haben. In Rumänien dagegen schminken sich Alle. Nicht nur die Vornehmen und die Städterinnen, sondern die Frauen und Töchter der Bauern und Tagelöhner, und zwar betreiben sie dies Geschäft mit einer naiven Offenherzigkeit, welche sich zusammensetzt aus Unverstand, Ambition und Eitelkeit. Geschminkt zu sein gilt nämlich hier bei dem weiblichen Landvolk als vornehm; und deshalb schminken sie sich nicht so, daß man glaubt, es sei Natur, sondern so, daß man sieht, es ist Schminke. Man soll und muß sehen, daß auch sie im Besitz dieses kostbaren Verschönerungsmaterials sind; das ist die Absicht und deshalb tragen sie natürlich so recht dick auf, daß auch ein Kurzsichtiger auf zehn Schritte Entfernung erkennen kann, daß diese weißen Mehlgebirge, welche sich über das Gesicht lagern, mit den rothen Hochebenen, in welche sie auslaufen, nicht ein Werk der gütigen Mutter Natur und des eigenen Wachsthums, sondern ein „Werk von Menschenhand" sind. Wenn eine Frau oder ein Mädchen auf dem Lande beim Tanz erscheint, ohne im Gesicht weiß und roth bemalt zu sein, wie ein Hanswurst auf dem Scheunen-Theater oder ein Clown in dem Circus, so wird sie zum Gespötte der Andern. Das Alles ist zwar kein Verbrechen und keine Sünde, ja nicht einmal ein Unglück, aber schön ist es doch auch nicht.

„Ich kann nur wiederholen: halb türkisch und halb französisch. Was in Frankreich kaum geduldet wird, das ist hier gerne gesehen. Was dort in der Regel nur in den Büchern und auf dem Theater vorkommt und nur ausnahmsweise in dem Schooße der Gesellschaft, das ist hier in Rumänien in gewissen Kreisen das tägliche Brot. Waren Sie schon im „Hôtel Dacia?" Nein? Nun, ich werde es

Ihnen beschreiben, aber Sie müssen auch hingehen und es sehen. Es war früher ein „Khan“ oder, wie ihr in Westeuropa irriger Weise den Franzosen nachplappert, ein türkisches „Karavanserai“, d. h. ein großes wüstes Gebäude, das inwendig einen langen oblongen Hof einschließt und nach außen nur kahle Mauern zeigt, während im Innern gleicher Erde eine offene Halle auf allen vier Seiten herumläuft und ebenso oben, in den Stockwerken, Gallerien; zu türkischen Zeiten waren unten die Pferdeställe und die großen Hallen, in welchen sich die Reisenden um das Feuer hockten; oben aber waren kleine Räume, welche auf die Loggien und Gallerien mündeten und Dem, welcher nicht in der großen Halle mit den Andern campiren wollte, eine etwas ruhigere, aber keineswegs bequemere Zufluchtsstätte gewährten; von Verköstigung und Verpflegung war in türkischen Zeiten keine Rede, der „Khan“ oder „Han“ war meistens die fromme Stiftung eines reichen und menschenfreundlichen Mannes und gewährte nur Obdach mit kahlen vier Wänden; Speise und Trank, Decken und Betten, und was sonst der Reisende nöthig hatte, mußte er sich selbst mitbringen, oder, wie mein Freund der Graf Sz. sagte, der „Han“ stellte nichts als das nach dortiger Sitte unentbehrliche Ungeziefer. Was ist nun aus dieser frommen und primitiven türkischen Stiftung in den Händen der französelnden Rumänen geworden? Ein Hôtel, und zwar ein recht hübsches. Der innere Hof, früher der Tummelplatz der Pferde, Maulesel und Kameele, ist in eine nette Gartenanlage mit springenden Wassern verwandelt, wo jeden Abend eine Zigeuner-Bande Musik macht. Die oberen Gallerien liegen in einem romantischen Chiaroscuro, und man sagt, sie oder vielmehr die kleinen Zimmer, welche darauf ausmünden, werden zuweilen zu verliebten Rendezvous benutzt, wobei es natürlich (wenigstens

müssen wir das präsumiren, sagte der kluge Magyare) in allen Ehren zugeht. Neulich nun, während unten die Fontänen mit der Zigeunermusik um die Wette rauschen, beschienen vom guten Mond und besungen von diversen türkischen „Bülbülls“ oder rumänischen Nachtigallen, öffnen sich oben auf der Gallerie die Thüren von zwei Kabinetten. Fataler Weise thun sie es beide gleichzeitig — Schicksals Tücke! Aus der einen Thüre tritt der Großwürdenträger X., aus der andern der Großwürdenträger Z. Desgleichen treten hervor ihre beiderseitigen respectiven verehrlichen Gemahlinnen. Nur befindet sich Frau X. am Arme des Herrn Z. und Frau Z. an dem Arme des Herrn X. Statt sich zu dieser Verwechselung und zu diesem unverhofften Zusammentreffen Glück zu wünschen, erschrecken die Damen und die Herren erzürnen sich. Einige Tage lang gehen unheilvolle Gerüchte durch die Stadt. Man spricht von Pistolen, von Schießen über das Taschentuch, von amerikanischen Duellen. Endlich ist Alles wieder ruhig. Man beginnt zu philosophiren: Kann man durch einen Knall Thatsachen aus der Welt schaffen? Sollen sich am Ende auch die Damen duelliren? Bah, sprechen wir nicht mehr davon! Wozu hat man denn den Mantel der christlichen Liebe, und wozu steht in der Bibel geschrieben: Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms? Transeat cum ceteris!

„In Frankreich arbeiten die Frauen, auch die der besseren Stände. Die Frau führt sogar die Bücher und ist oft die Seele des Geschäfts. In der Türkei und in Rumänien aber faulenzen die Frauen, wenigstens in den höheren Ständen. Die türkischen Frauen thun es zu Hause (im Harem), die rumänischen auf der Straße; die türkischen in Gesellschaft von Frauen, die rumänischen mehr in Gesellschaft von Männern, wobei der Tanz manchmal bis an

die äußerste Grenze des verwegensten französischen Cancan's sich vorwagt. In der Türkei herrscht die Vielweiberei, in Rumänien herrscht die Vielmännerei. Ich kenne Damen, die nicht blos eine hohe, sondern sogar eine geachtete Stellung einnehmen, welche mit dem vierten Mann in der Ehe stehen, während die drei ersten Männer, von welchen sie geschieden sind, alle drei noch leben, sich wohl befinden, und mit ihrer ehemaligen Ehegemahlin wieder auf einem ganz leidlichen Fuße stehen; wenn man daneben noch von einer Reihe von Galan's, auch von Virtuosen, von Hauslehrern u. s. w. spricht, welche angeblich theils kumulativ, theils alternativ, theils eventuell in Betracht kommen, so darf man natürlich nur die Hälfte glauben, aber die Hälfte ist denn doch immer noch viel mehr als genug."

Hier unterbrach ich meinen magyarischen Mentor.

— Verehrter Herr und Freund, sagte ich ihm, richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet. Ich vermuthe, daß auf der anderen Seite der Karpathen auch Dinge passiren, die man in einer Mädchenschule in ihren Details nicht erzählen dürfte. Ich verhalte mich zweifelnd. Die einzelnen Fälle sind schwerlich erwiesen, und wenn sie erwiesen wären, so darf man sie doch nicht benutzen, um zu generalisiren und um Alles in denselben Topf der Verdammniß zu werfen. Auch glaube ich, Ihr Urtheil über die sozialen Zustände Rumäniens, und namentlich der regierenden Klassen, ist wohl etwas beeinflußt durch Ihre politische Meinung. Sie sind ein Türkenfreund. Es ist nicht nöthig, daß Sie dagegen protestiren. Die Türkei hat Ihnen im Jahre 1849 ein Asyl gewährt, welches Sie davor schützte, von Haynau gehenkt zu werden. Sie sind dafür dankbar, — alle Achtung! Sie halten die Türken für besser und stärker, als die christliche „Rajah", die Slaven, die Griechen und die Rumänen. Darüber läßt sich

streiten, und zwar um so mehr, als Ihre Abneigung gegen die Slaven, wenn Sie mir diesen Ausdruck erlauben wollen, vielleicht ebenfalls wieder egoistische, national-politische Motive hat. Ich tadele durchaus nicht diesen Egoismus. Die erste Pflicht für jeden Staat und für jede Nation ist die der Selbsterhaltung. Ich begreife recht gut, wie einem strammen Magyaren die Südslaven in Ungarn ein wenig unbequem und die türkischen Slaven sehr antipathisch sind; wie er durchaus nicht wünscht, daß die ersteren durch die letzteren vermehrt und verstärkt werden. Sie haben vielleicht geglaubt, in Rumänien eben deshalb, weil es romanisch und nicht slavisch ist, ein Gegengewicht gegen die südslavische Masse zu finden. Sie sind nun enttäuscht, und deshalb wirft sich ihr Zorn sogar auf die unschuldigen Frauen.

— „Nein, nein," rief der Ungar, „ich affektire keineswegs aus nationalen Tendenzen den Tugendspiegel. Wir Magyaren gönnen Jedem seine Art zu leben, wenngleich wir die unsrige für die beste halten, nach dem alten lateinischen Liede:

„Extra Hungariam non est vita,
Et si est vita, non est ita."

„Mögen daher auch die Rumänier und die Rumänierinnen leben, wie sie wollen. Chacun à son goût! Wenn Sie mir aber gleichsam einen dépit amoureux andichten, so müßten Sie doch zugeben, daß derselbe (seine Existenz vorausgesetzt aber nicht zugegeben) dem reinen Wohlwollen für dieses unser Nachbarland entspringt. Und Sie als Deutscher müßten mich eigentlich, statt mir zu widersprechen und mir allerlei egoistische Motive unterzuschieben, besser verstehen, als ein Anderer. Denn euch liebt der Rumänier womöglich noch etwas weniger, als uns Ungarn, ob-

gleich er doch durchaus keine Ursache hat, euch zu hassen. Man glaubt vielfach, die Abneigung der Rumänier gegen die Deutschen sei ein Produkt ihrer Vorliebe für die Franzosen. Dies ist falsch. Schon lange ehe man an einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gedacht hat, sangen die walachischen Bauern, wenn sie sich recht wohl unter einander fühlten:

„Nisch cu Türku, nisch cu Niamzu,
Numa nu
Intra nu!“

Das heißt etwa:

„Nicht mit Türken und Nianzen,
Unter uns nur woll'n wir tanzen.“

„Ihr Deutsche gehört zu den Nianzen, uns Ungarn rechnen sie, glaube ich, zu den Türken. Gerade aber weil dieser Fremdenhaß ein so charakteristischer Zug der rumänischen Kaste ist, muß es doppelt auffallen, daß die „Blüthe der Nation“ so sehr für das Französische schwärmt, wie ich es, einige wallonische Fransquillons in Belgien ausgenommen, noch nirgends gefunden habe.

„Einen neuen Aufschwung hat die Französelei im ganzen Orient durch den Krimkrieg gewonnen. Auch in der Türkei gingen seitdem die regierenden Klassen vielfach nach Paris. Denn Frankreich galt für allmächtig und für den Schiedsrichter von Europa. Die vornehmen Türken, und namentlich die Großwürdenträger des Reiches, radebrechten französisch, obgleich ihnen das Italienische mundgerechter war, das noch von den großen Zeiten der Genueser und Venezianer her in den östlichen Theilen des mittelländischen Meeres, wenigstens an der Küste die dominirende Rolle spielt. Seit 1870 hat in der Türkei das Französische ein wenig abgenommen, auch geht die wißbegierige Jugend

theils nach Pest und Wien, einige wenige sogar nach Berlin studiren. In Rumänien dagegen wird man, wenigstens in sozialer Beziehung, immer französischer. Dies ist auffallend unter einem deutschen Dynasten. Allein wenn ich die närrischen Leute recht verstehe, thun sie es vielleicht gerade nur, um den deutschen Fürsten zu ärgern.

„Als man den Fürsten Carol auf den Thron rief, wußte man sehr wohl, daß er kein Rumänier war. Man rief ihn nicht, obgleich, sondern weil er ein Nicht-Rumänier war; man rief einen Ausländer, weil man mit den Inländern zu schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Jetzt macht man dem Fürsten zum Vorwurfe, daß er ein Ausländer, ein Deutscher sei, obgleich er es auf das sorgfältigste vermeidet, Deutsche in sein Land zu berufen, wogegen die Franzosen stets willkommene Gäste sind.

„Ist darin Vernunft? Wenn wir Ungarn genöthigt wären uns einen Fürsten zu wählen, so würden wir dabei, so glaube ich wenigstens, unsere Blicke nicht auf das Ausland richten. Holten wir aber einen Fürsten aus dem Auslande, wie dies ja die Rumänier und auch die Griechen gethan haben und thun mußten, weil sie unter sich Niemand hatten, dann würden wir ihn nicht büßen lassen für einen Fehler, den wir etwa gemacht hätten. Hier aber und ebenso in Griechenland betrachtet man den Fürsten als eine zu melkende Kuh. Er soll alljährlich einige Millionen eigenen Geldes von zu Haus kommen und was drauf gehen lassen. Das ist die eigentliche Herzensmeinung der Leute. Auch der junge Fürst von Serbien, der sich soeben verlobt hat mit einer zwar nach euern verzopften Begriffen nicht ebenbürtigen Dame mit mehreren Millionen Vermögen, wird dieses Geld nöthig haben. Vielleicht wird dies ihm aus allen Kriegsnöthen helfen. Wenn er davon nur gehörig springen läßt, dann wird seine jetzt so wüthende und krieg-

schnaubende Skupschtina so friedlich werden wie ein Lamm und ihm aus der Hand fressen. Früher pflegten die Fürsten die Völker auszubeuten. Hier ist es umgekehrt, hier werden die Fürsten von ihren biedern Völkern ausgebeutet, so lang sie was haben. — — — —

„Gibt es aber in Rumänien schlimmere „Ausländer“ als die herrschenden Gesellschaftsklassen, welche bestrebt sind, hier ein kleines Pseudo-Frankreich aufzurichten, um damit die rumänische Volksseele, welche sich bis zur Stunde noch nicht so recht mit sich selbst in's Reine gesetzt hat, (man kann ihr daraus keinen Vorwurf machen, es ist nach all dem Unglück und Elend, nach all der Fremdherrschaft von allen möglichen ausländischen Völkern nur zu begreiflich!) immer wieder von Neuem irre zu machen, und der Staatsverwaltung einen fremden Charakter aufzuprägen, welcher der primitiven Beschaffenheit des Volkes und Landes wenig entspricht? Statt aller der gelehrten Anstalten sollte man für ordentliche Elementarlehrer sorgen. Statt der bureaukratisch-französischen Verwaltungsmaschinerie, welche zu complicirt ist, sollte man einfache Geschäftsformen wählen, welche die Leute verstehen. Doch was rede ich, Sie werden ja selber sehen.“

— Ja, das werde ich, sagte ich ihm, ich werde die Thatsachen mit Sorgfalt und Unbefangenheit beobachten und mir dann ein eigenes Urtheil zu bilden versuchen.

V.

Kontroversen über die rumänische Sprache.

Wenn ich im Verlaufe meiner Aufzeichnungen zuweilen von den „Walachen“ und der „walachischen“ Sprache ge-

redet habe, so ist dies nichts, als eine üble Angewöhnung. Wir Germanen haben zuerst dieses Volk als Walachen bezeichnet und die übrigen Europäer haben den Ausdruck von uns überkommen. Er hat denselben Ursprung wie Gälisch, Gallisch, Wales, Wallis u. s. w. Auf gut Deutsch heißt es „Wälsch" und bedeutet die Leute, welche eine fremde, d. i. wälsche oder gar kauderwälsche, Sprache reden. Die Slaven nennen alle Menschen germanischer Zunge „Nemez", wir Deutsche nennen (oder nannten) alle Menschen slavischer Zungen „Wenden" oder „Winden", und alle Leute romanischer Zunge nennen wir „Wälsche"; auch die Kelten begreifen wir mit darunter. Dies ist meiner Meinung der wahre Kern, den sich ein unbefangener Forscher herausschält aus all den vielfachen gelehrten Erörterungen über den Namen der Walachen, mit welchen Erörterungen ich indessen den Leser nicht weiter behelligen will.

In dem gegenwärtigen Rumänien gibt es nicht blos Rumänen, sondern auch zahlreiche andere Völkerschaften, als da sind: Serben, Bulgaren, Armenier, Albanesen oder Arnauten, Griechen, Deutsche, Ungarn, Szekler, Türken, Franzosen, Italiener und vor Allem Zigeuner. Während der Rumänier, soweit er nicht durch Hyperkultur entartet ist, sich vorzugsweise der Viehzucht und dem Ackerbau widmet, ist der Serbe Maurer und Hirte; der Bulgare Gärtner und Kolonist in den sumpfigen Niederungen; der Armenier Händler, besonders in Tabak; der Arnaut Verkäufer von Eis und Wasser, oder Kawaß bei vornehmen Herrschaften, in welchem Fall er sich reich kostümirt, namentlich eine in tausend Falten gekräuselte, untadelhaft weiße Fustanella trägt und ein ganzes Arsenal von Waffen in seinem Gürtel führt; der Magyare macht sein Glück in der vornehmen Welt; sein älterer Stiefbruder, der Szekler, ist dagegen

in der Regel Hausknecht oder etwas dem nahe Verwandtes; der Franzose treibt Alles, wozu Mundfertigkeit, Grazie und „Chik“ ausreicht, und wird sehr von den rumänischen Damen begönnert; der Italiener ist entweder Kaufmann oder Musiker, d. i. Virtuose oder Musiklehrer; der Deutsche ist Arzt, Apotheker, Lehrer, Hôtelbesitzer, Kellner, Handwerker, Arbeiter, Kaufmann, Kommissionär, Spediteur u. dgl.; der Türke treibt Handel mit einigen Specialitäten, der Grieche mit Allem; der vornehme Grieche aber spielt vermöge seiner Geschmeidigkeit und Klugheit zuweilen eine große Rolle im „high-life“; endlich der Zigeuner ist Kutscher und Kegeljunge, Musiker und Diener, Hufschmied und Löffel-Schnitzer, Roßkamm und Pferdedieb, Kommissionär und Kuppler, Goldwäscher und Erdarbeiter, Kesselflicker und Zinngießer, Henker und Abdecker, und überhaupt Alles was die Anderen nicht sein mögen, weil sie sich zu gut dafür halten, er ist der subsidiäre Mensch und das Mädchen für Alles.

Der walachische Bauer ist sich seines Gegensatzes zu diesem „fremden Volk“ sehr wohl bewußt, und wenn du ihn fragst: „Que es!“, so antwortet er stolz: „Eo sum Romanu“, ich bin ein Rumänier, und erst wenn du ihn fragst: „Que Romanu?“ (was für eine Sorte von Rumänier) antwortet er dir: „Moldavian“ oder „Muntian“ oder wo er denn sonst her ist. Sie wissen gar nicht, daß wir sie Walachen nennen, und wenn man fragt: „Es Walachian?“, so antworten sie mit einem entschiedenen: Nein. Natürlich sind sie auch selbst weit entfernt, sich „Walachen“ d. i. Kauderwälsche zu nennen, so wenig wie etwa zur Zeit des Herodot sich die Macedonier, Illyrier und Thessalier den Griechen zu Gefallen „Barbaren“ genannt haben, oder wie wir Deutsche unseren slavischen Nachbaren zu Gefallen uns „Nemez“ zu nennen geneigt sind.

Wenn man aber aus diesem „romanischen" Bewußtsein des Volks schließen wollte, sie seien wirklich römischer Abstammung, so würde man sich außerordentlich irren. Denn bekanntlich decken sich Sprache und Abstammung keineswegs immer. Was heute „hellenisch" spricht, das sind keineswegs alle Nachkommen von Plato oder Aristophanes; und die Rumänier sind ebensowenig „Römer", als es die Italiener, die Portugiesen, die Spanier und die Franzosen sind, obgleich sie alle „romanische" Sprachen reden. Es war eine besondere Liebhaberei der von den Römern unterworfenen Völker im Orient, wenn sie sich „Römer" nannten. Sie hatten keine Ursache mehr, auf ihren eigenen Namen stolz zu sein. Sie wählten daher den Namen des Siegers, womit sie ihren nichtrömischen Nachbaren zu imponiren gedachten. Auch hatten sie dazu gleichsam eine gesetzliche Berechtigung. Am Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus verlieh nämlich der Kaiser Caracalla ausdrücklich allen Einwohnern des Weltreichs das römische Bürgerrecht und die Befugniß, den römischen Namen zu führen. Auch solchen Völkern, welche mit Rom und Italien ethnologisch nicht das Geringste zu schaffen hatten und sich selbst auch keineswegs lateinischer Abkunft berühmten, adoptirten den römischen Namen. So nannten sich die hellenisch-illyrischen Griechen „Romäer" (ρωμαῖοι), und ihren Tanz nennen sie heute noch „Romäka" (ρωμαῖκα).

Wenn man sich heute mit den Rumäniern und ihren Nachbaren über die rumänische Sprache unterhält, so hört man die verschiedensten Meinungen. Mir haben Slaven, Magyaren und Siebenbürger Sachsen gesagt:

— „Die ganze rumänische Sprache ist der reinste Schwindel. Es gibt so wenig eine rumänische Sprache, wie eine rumänische Nation. Das, was die rumänischen Zeitungen in Bukarest schreiben, verstehen schon die Bauern

in dem nächsten Dorfe nicht, geschweige denn die Walachen in Siebenbürgen und im Banat, oder die Kuzo-Walachen jenseits der Donau. Es ist eine von den Gelehrten neuerdings künstlich zurechtgemachte Sprache, und wenn man dem jungen Bauer den in dieser gouvernementalen Gelehrten-Sprache abgefaßten Bürgereid vorliest und ihn auffordert, das zu beschwören, so antwortet er, mit dem Eid sei es doch ein zu ernsthaftes Ding, als daß man so mir nichts dir nichts Dinge beschwöre, von welchen man gar nichts verstehe; er bitte deshalb, ihm erst einmal in der Bauernsprache zu sagen, was das Alles bedeute. Die Bauernsprache aber hat nur sehr wenig lateinische und dafür desto mehr illyrische, albanesische, serbische, bulgarische, magyarische, griechische und szeklerische Worte. Das Wort „Bojar“ z. B. ist serbischen Ursprungs. Bolji oder boljár heißt auf serbisch: größer oder besser. Bojar heißt also Optimate, oder auf ungarisch: Magnate. Bogat (reich) ist auch serbisch. Brasda, die Acker-Furche, heißt serbisch brazka. Bob (Bohne) heißt auch auf serbisch bob. Blidu, Schlüssel, heißt serbisch bljudo. Die Furth (die Durchfahrt durch das Wasser) heißt auf serbisch brod so gut wie auf rumänisch. Das rumänische bute (Faß) erinnert an das griechische *βοῦτις*; das serbische ermu (einsam) an das griechische *ἔρημος*; das serbische mastaze (Schnurrbart) an das griechische *μύσταξ*; caluger, der Mönch, an *καλὸς γέρων* (schöner Greis); cheramida, der Ziegel, an *κέραμις*; mielu (das Schaf) an *μῆλον*; icone, das Bild, an *εἰκών*; drumu, der Weg, an *δρόμος*. Transsylvanien nennen die Walachen Ardelu, die Magyaren nennen es Erdely, von erdö, der Wald. Der Streitkolben heißt magyarisch Buzogani, walachisch busduganu; das Gebüsch rumänisch berk, magyarisch berek; krank rumänisch be-

tég, magyarisch betek. Albanische Worte sind: bucurie, die Freude, bucurare Frohlocken; balte Pfütze; brisci Scheermesser; bacal Krämer u. s. w. Deutschen Ursprungs sind: ciuber Zuber; dantz Tanz; drot Draht; Grof Graf; harfë Harfe; hahele Hechel; ladë Lade; muldë Mulde; obschit Abschied; plef Blech; pildë Bild; pat Bett; salë Saal; sinë Schiene; slab Schlaf; smeag Geschmack; stan Stein; steange Stange; sterc Storch; stigliz Stieglitz; surtzë Schürze; val Welle; aimocc Eingemachtes; aosbott Ausbruch oder Auslaß (beim Wein); bukbindar Buchbinder; flaschn Flasche; frustjucc Frühstück; gostia Gestern; kirwai Kirchweih; krumpiri Grundbirne, Grundbire, Kartoffel; ormocker Uhrmacher; saitlik Seidel (das Trinkgefäß, das Hohlmaas); schannaz die Schanze; schnif die Schnepfe; stallu der Stall; strofu die Strafe; zettula der Zettel; Godsmann der Kirchenvater, der Mann Gottes. Die rumänischen Worte barda (Axt), warda (Wacht) und mied (Meth) erinnern an die altgermanischen Formen: barda, warda, medu oder Barde (heute noch in Hellebarde), Warte und Meth. Die rumänische Schriftsprache sucht alle diese Worte, die zahllos sind wie Sand am Meer, mit Sorgfalt auszumerzen und durch romanisirende zu ersetzen. Allein dafür wird diese Schriftsprache auch oft nicht verstanden von den Bauern, welche festhalten an diesen theils bis in das graue Alterthum zurückreichenden, theils später im Laufe der Jahrhunderte recipirten Worten. Wenn man die rumänische Volkssprache — denn von der Schriftsprache, die das Volk nicht versteht, kann natürlich gar keine Rede sein, sie datirt von Gestern und ist eine Ausgeburt des Nationalitätenschwindels und Größenwahnsinns —, wenn man die Volkssprache aller der Worte, welche deutlich ihren magyarischen, türkischen, szekle-

rischen, griechischen, albanesischen, slavischen oder deutschen Ursprung verrathen, berauben und sie lediglich auf die Worte lateinischen Ursprungs beschränken wollte oder könnte, so würden die Leute nicht mehr im Stande sein, sich zu verständigen. Haben Sie in Rumänien jemals ein altrömisches Profil gesehen? Gewiß nicht. Ebensowenig wie in Griechenland ein hellenisches! Wer weiß von wem unsere heutigen Rumänier abstammen!? Ursprünglich, d. h. ehe die Römer kamen, haben Thrazier im Lande gewohnt und die illyrische Sprache gesprochen, von welcher wir aber im Grunde genommen nichts Unzweifelhaftes wissen. Wenn es heute noch eine Sprache gibt, die mit Altillyrisch zusammenhängt, so ist es die albanesische oder arnautische. Als die Römer kamen, waren aber die illyrischen Thrazier schon verdrängt durch Slaven, d. h. durch sarmatische Jazygen. Nun sind die Römer im Jahre 107 nach Chr. gekommen und im Jahre 272 wieder gegangen. Glauben Sie, daß diese kurze Zeit genügte, um das ganze Land mit Römern zu bevölkern? Und wenn auch, wären denn die Brüder und Söhne der römischen Legionen nicht mitmarschirt, als diese Legionen auf das rechte Donau-Ufer wieder abschwenkten? Die alten Dacier waren nach dem Abmarsch der Römer dieselben, wie davor. Mögen sie zwischenzeitig ihre Sprache gewechselt haben, die Race ist dieselbe geblieben. Dafür existirt ein Denkmal, eine Urkunde von unzweifelhafter Echtheit, nämlich die Trajans-Säule in Rom, welche der siegreiche Kaiser zur Erinnerung an seine beiden dacischen Feldzüge aufrichten ließ, und durch deren bildliche Darstellungen wir heute noch nicht nur die römischen Kriegs- und Siegesthaten, sondern auch die Gestalt, die Kleidung, die Sitten und Gewohnheiten ihrer Feinde, der Dacier, kennen lernen. Die letzteren, sowohl die Männer als auch die Frauen,

gleichen in Körperbeschaffenheit und namentlich im Kostüme ganz den Walachen von heute. Ihre Waffen sind Schild, Schwert und Bogen. Sie kennen weder Panzer noch Helm. Ihr Feldzeichen ist ein Thier, das entweder einen Drachen oder einen Fisch darstellt. Sie reiten auf ungesattelten Pferden, die außer dem Zügel überhaupt kein Geschirr tragen. Sie sind u. A. auch dargestellt, wie sie nach verlorener Schlacht ihr Vieh abschlachten, damit dieses — wie es scheint, damals ihr einziger Besitz — nicht dem Feinde in die Hände falle; und wie sie dann sich selbst in Sümpfen und Wäldern verbergen. Diese Dacier sind von den Germanen und von den Sarmaten, welche wir ebenfalls auf der Trajans-Säule finden, sehr wohl zu unterscheiden. Sie sind im Wesentlichen ganz dieselben, wie die jetzigen Walachen, die heute ebensowenig den alten Römern ähnlich sind, wie zur Zeit des Kaisers Trajanus. Sie sind eine Mischung von Slaven, Illyriern und Sarmaten und allen den andern zahlreichen Völkerschaften, welche sich um die schönen Weideländereien in der Tiefebene auf dem linken Ufer der Donau so lange gestritten haben. Aber Römer oder Lateiner oder Italiener sind es nicht und sie haben nicht das Geringste mit jenen zu schaffen."

Soweit die Leugner der romanischen Nation. Allein wir wollen es mit dem alten Spruch der freien Reichsstadt Bremen halten:

„Eines Mannes Rede
Ist keines Mannes Rede,
Man soll sie hören alle bede."

Hören wir deshalb eine rumänische Stimme, welche die Abstammung von den römischen Legionären vertheidigt. Ich will kurz zusammenfassen, was mir ein rumänischer Gelehrter gesagt hat:

— „Unzweifelhaft,“ sagt der Rumäne, „ist unsere Sprache lateinischen Ursprungs. Allerdings ist es vielleicht etwas zu viel behauptet, wenn unser alter Chronist Miron Costi behauptet, die dacischen Kolonisten seien alle römisches Vollblut, oder wie er sagt: „richtige Bürger der guten Stadt Rom“ gewesen, vielmehr waren es Bürger des römischen Weltreiches, welche sich bereits die römische Kultur und die römische Sprache angeeignet hatten, als sie hier in der Donau-Ebene zusammenströmten, als „Massen, die sich gesammelt hatten aus dem ganzen römischen Erdkreis“ (copiae ex toto orbe Romano collectae, sagt Eutropius). Gewiß diese römischen Kolonisten sprachen nicht das elegante Latein eines Cicero oder eines Livius; es waren biedere Landleute und tapfere Soldaten, welche den Dialekt irgend eines alten italienischen Landstädtchens oder eines einsamen etruskischen oder illyrischen Thales mitbrachten, vielleicht auch Männer aus einer der zahlreichen römischen Provinzen, in welchen sich die Sprache Roms nicht rein erhielt, sondern mit irgend einem altüberlieferten einheimischen Idiom mischte, dem sie ihren grammatischen und syntaktischen Knochenbau lieh. Als Trajan seine Legionen und seine Kolonisten schickte, war das Land stark entvölkert. Es blühte seitdem wieder auf; und die Römer nannten es Dacia felix, weil es eine ihrer blühendsten Provinzen war. Nie hat die Donau und ihr Gebiet glücklichere Zeiten gesehen, als im zweiten und dritten Jahrhundert nach Christus, wo die ganze Strecke bis hinan zu den Gebirgen im Süden und Norden unter dem starken und milden Scepter der römischen Imperatoren vereinigt war. Möge dies stets für das heutige Romanien ein Vorbild sein. Diese glückliche Periode, welche nach der Prophezeiung „Redeunt saturnia regna“ hoffentlich bald wiederkehrt, dauerte über anderthalb Jahrhunderte, von 107 bis

270 n. Ch. Sollte diese glorreiche Periode, dieser Sonnenblick der Geschichte, spurlos an Land und Leuten vorübergegangen sein? Allerdings, im letzten Viertel des dritten Jahrhunderts wurde das Land überschwemmt von den Gothen, und der Kaiser Aurelianus zog seine Legionen zurück. Ich gebe auch zu, daß die Quellen melden, nicht nur die römischen Legionen, sondern auch die römischen Kolonisten, die „Provinciales", hätten sich damals auf das rechte Donauufer zurückgezogen. Aber das Letztere ist gewiß nicht ganz richtig. Einzelne der Kolonisten, welche mit den Legionen in einem näheren Verhältnisse standen, mögen mit ihnen abmarschirt sein. Die Uebrigen, die Mehrzahl, sind geblieben. So leicht trennt man sich nicht von seinem Grundeigenthum. Denn damals gab es hier schon Ackerbau. Es waren keine Nomaden mehr. Entweder blieben die Nachkommen der trajánischen Kolonisten mitten unter den Barbaren wohnen, wie dies ja auch die alte keltisch-romanische Bevölkerung in Gallien that, trotz der Invasion der germanischen Barbaren, der Franken, oder sie zogen sich in das Gebirge zurück, um zu warten, bis die Fluthen der Völkerwanderung sich verlaufen hatten, um dann das Land wieder in Besitz zu nehmen, das sie zuerst der Kultur gewonnen hatten. Letzteres erzählen ja auch unsere Chronisten. Mag man immerhin die beiden alten Häuptlinge, den „starken Dragosch" und den „schwarzen Rudolf" (Radu Negro), welchen man die Gründung der Walachei und der Moldau zuschreibt, für etwas fabelhaft halten, die Nachricht vom „Descalicare" ist richtig; d. h. es kann nicht bezweifelt werden, daß in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Nachkommen der daco-romanischen Kolonisten aus den transsylvanischen Bergen, aus welchen sie vielleicht auch von den Szeklern und den Siebenbürger-Sachsen hinausgedrängt wurden, wieder herniederstiegen

(das heißt Descalicare) in das Land ihrer Väter, und daß seitdem die Geschichte der beiden Donaufürstenthümer sich in einem merkwürdigen Parallelismus weiter bewegt, so lange bis dieselben endlich nach dem Krim-Kriege die gewünschte Vereinigung (1862) fanden. Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß sowohl das Slavische, als auch das Griechische bis zu einem gewissen Grade in Rumänien eingedrungen sind. Allein das ist von weit späterem Datum und vermochte nicht wesentlich den ursprünglich romanischen Charakter der Sprache und des Volkes zu verwischen. Das Slavische datirt erst von dem Schisma. Die Moldauer schafften damals zuerst die lateinische Schrift ab, um sie mit der cyrillischen zu vertauschen, deren sich heute auch die Russen und die Serben bedienen. In Folge dessen drang dann die slavische Sprache zunächst in die Kirche ein und dann auch in das weltliche Regiment. Die Mehrzahl der öffentlichen Urkunden aus jener Zeit sind in slavischer Sprache abgefaßt, aber das ist nur der officielle Kanzleistyl, in das Volk ist diese Sprache niemals eingedrungen. Das Griechische ist von noch neuerem Datum. Es stammt aus jener Zeit, wo in den Donaufürstenthümern die Herrschaft der Phanarioten aufkam, also vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts an. Die hohe Pforte ernannte damals ohne alle Mitwirkung des Volkes unsere Fürsten und wählte die letzteren aus jener Clique von Griechen in Constantinopel, welche sich die Phanarioten nannte und welche mit ihrem Geld, ihrer List und ihrem Einfluß den Sultan und seine Großen de facto von sich abhängig gemacht hatte. Die Phanarioten waren darauf aus, das Land griechisch zu machen. Die griechische Sprache machte hier im Laufe des 18. Jahrhunderts rapide Fortschritte. Der Hof, die Hauptstadt, die anderen größeren Städte, das weltliche und das geistliche Regiment, die Gerichte und die Schulen,

— Alle hatten sie die griechische Sprache angenommen, nur noch die Bauern sprachen rumänisch. Die Reaktion hingegen trat erst seit 1815 ein; und namentlich seit der Rückkehr einheimischer Fürsten *) erfolgte auch in Rumänien die literarische Wiedergeburt, welche, wie in Griechenland und in Böhmen, der politischen vorausging. Aber man mußte die rumänische Sprache gleichsam neu erschaffen, oder, um es richtiger auszudrücken, aus dem Schutt wieder ausgraben, wiederherstellen, wiederauffinden. Zunächst schaffte man die cyrillische (russisch-griechische) Schrift ab und kehrte zu dem lateinischen Alphabet wieder zurück. Letzteres geschah indessen in einer solchen Eile, daß man sich nicht vorher darüber verständigen konnte, wie man die Worte, welche man bisher cyrillisch schrieb, nunmehr mit der lateinischen Schrift schreiben sollte. Daraus entstand eine große Verwirrung. Dann wollte man zugleich auch die Sprache reinigen, indem man sie auf ihre ursprünglichen Quellen zurückführte und die Fremdwörter verbannte. Aber man vermochte sich nicht über den Ausgangspunkt zu verständigen. Die Einen wollten Alles aus dem Lateinischen ableiten, Andere betrachteten das moderne Italienisch als Quelle, und Einige sogar das Französische. Die Folge dieses zwar anarchischen, aber gleichwohl erfolgreichen Vorgehens ist, daß die rumänische Grammatik jetzt keine rechten Regeln hat und die Orthographie nicht zweifellos fixirt ist. Allein das Alles wird nicht lange mehr dauern. Die rumänische Akademie, welche 1871 eingesetzt worden ist, wird sich derselben Aufgabe unterziehen, welche die Académie française

*) Ubicini, Einleitung zu den „Ballades et Chants populaires de Basile Alexandri" (Paris 1855). Diese sogen. „alten Volkslieder" sind übrigens lediglich das Werk des Herrn Alexandri. Alle Ehre dem begabten Dichter, wenn auch der historisch-antiquarische Werth der Gedichte dabei verschwindet.

für ihr Land so glücklich gelöst hat. Sie wird die rumänische Sprache reguliren. Die von ihr beschlossene Grammatik wird Gemeingut der ganzen Nation werden, und das große Wörterbuch unserer Sprache, das sie herausgibt, schreitet zwar nur sehr langsam vorwärts, weil man sich sehr hohe Ziele gesteckt hat. und diese Arbeit außerordentlich schwierig ist. Allein wir haben die Hoffnung, daß sie wenigstens eben so bald vollendet sein wird, als das große deutsche Wörterbuch der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, das Ihr Deutschen schon vor einem Vierteljahrhundert begonnen und immer noch nicht zu Ende geführt habt. (Hier schwebte, wenn ich mich nicht täuschte, ein ironisches Lächeln um die fein und schmal geschnittenen Lippen des rumänischen Redners). Und während sich bei Euch, so viel ich weiß, noch Niemand der Autorität der Gebrüder Grimm unterworfen hat, wird das Wörterbuch der Rumänischen Akademie (Académie Roumaine) sofort kanonisches Ansehen genießen, und wir werden dann eine, auf unzweifelhaften und dauerhaften Grundlagen aufgebaute Sprache besitzen, welche sich rühmen kann, direkt und ausschließlich von der römischen abzustammen und die älteste zu sein von Allen, welche gegenwärtig noch in Europa gesprochen werden, und die zugleich so exakt und consequent nach akademischen Grundsätzen geregelt sein wird, wie das moderne Französisch. Allerdings können wir nicht leugnen, daß sich in unserer Sprache, und namentlich in der Sprache des gemeinen Mannes, gegenwärtig noch viel Fremdwörter befinden. Aber ist dies nicht natürlich bei einer Nation, welche niemals isolirt, sondern von ihren Nachbarn stets enge eingeschlossen, zuweilen leider aber auch überfluthet oder beherrscht wird? Wie die slavischen und griechischen Fremdwörter unserer Sprache, welche ursprünglich rein davon war, später gegen den Willen des Volkes von dem

weltlichen und geistlichen Regiment aufgezwungen worden sind, — das hatte ich bereits die Ehre Ihnen auseinander zu setzen. Da diese Worte aber, wie gesagt, gar nicht oder wenigstens nicht tief in die Seele des Volkes eingedrungen sind, so wird es dem nationalen Wiederaufleben, und insbesondere der literarischen Wiedergeburt, welche unsere gelehrte Welt in die Hand genommen hat, nicht schwer werden, sie mit der Wurzel auszurotten. Einige werden vielleicht bleiben. Aber ist dies denn ein Unglück? Haben die anderen europäischen Sprachen, welche weit jünger sind als unsere altehrwürdige rumänische Sprache, nicht auch Fremdwörter? Hat z. B. England nicht einen förmlichen Parallelismus von normannischen und angelsächsischen Worten, so daß ein und das nämliche Thier, z. B. der Ochs, doppelte Namen führt, je nachdem er von dem Bauer gemästet (ox) oder von dem Junker verspeist wird (beef)? Hat man deshalb jemals an der Originalität der englischen Sprache gezweifelt? Gewiß nicht!" Dann fuhr er fort:

„Und wenn man endlich sagt, die rumänische Sprache werde nicht überall in derselben Weise gesprochen, sie sei auf dem rechten Ufer eine andere, als auf dem linken der Donau, sie laute im Banat von Temesvár und in den transsylvanischen Bergen anders, als in der Walachei, so kann ich das zugeben, aber ich frage: Hat nicht auch Deutschland, hat nicht auch Frankreich seine Volksmundarten und Dialekte? Haben sich nicht die Pariser 1870 und 1871 während der Belagerung darüber beschwert, daß sie von der Sprache der Bretonen und der Auvergnaten und der übrigen Mitbürger aus der Provinz, welche ihnen zu Hülfe geeilt waren und ihnen die ohnedies schon schmalen Brocken noch mehr schmälerten, kein Wort verstanden, obgleich auch diese Französisch zu sprechen behaupteten? O, glauben Sie mir, wir leben hier keineswegs außer der

Welt. Wir haben das Alles gelesen, uns entgeht keine französische Nouveauté, weder auf dem Gebiete der Literatur, noch auf dem Gebiete der Moden. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Einwand, daß unsere Schriftsprache für die Bewohner entlegener Verwaltungsbezirke oder Distrikte *) zuweilen einige Schwierigkeiten bietet, wir sind weit entfernt, dies zu bestreiten. Auch in den westeuropäischen Ländern ist nicht Jedermann die Schriftsprache vollkommen geläufig. Und doch sind das fertige und abgeschlossene Sprachen. Die unsrige aber, ehemals ein vollendeter Prachtbau, ist später während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts durch die Ungunst der Zeiten in Verfall gerathen und dermalen erst wieder in der Reconstruction begriffen. Sobald letztere vollendet sein wird, kann sich erst unsere ehrwürdige Sprache in ihrer ganzen Größe und ihrer ganzen expansiven Kraft entfalten. Wie das Griechische im Süden der Balcan-Halbinsel, so wird das Römische oder Rumänische im Norden derselben und in der Donau-Tiefebene herrschen. Wir sind doch die wahren Erben und Nachkommen der alten Römer, ihrer Legionen und ihrer Kolonisten." —

Soweit der Rumänier. Ich habe also Freund und

---

*) Rumänien ist in administrativer Hinsicht eingetheilt in 33 Distrikte oder Judetse, und diese Distrikte zerfallen wieder in Bezirke oder Kreise (Arrondissements), Plasi genannt. An der Spitze eines jeden der Judetse steht ein Präfekt, an der Spitze eines jeden der Plasi ein Unterpräfekt. Die Kreise zerfallen wieder in „Gemeinden, deren es im Ganzen 3,080 im Lande gibt, nämlich 62 Stadt- und 3,018 Land-Gemeinden. Die letzteren sind sogenannte Gesammt-Gemeinden" oder „Kirchspiels-Gemeinden", welche allemal aus mehreren Dörfern und Weilern zusammengesetzt sind. Die Judetse sind an Größe und Einwohnerzahl sehr verschieden; einige haben nur 40,000, andere 220,000 Einwohner. Die Verwaltungsformen sind durchaus französisch.

Feind, für und wider reden lassen. Damit habe ich der Pflicht der Unparteilichkeit Genüge geleistet.

In dem nächsten Kapitel werde ich versuchen, meine eigene Meinung zu begründen.

VI.

Das Latein im Orient.

Um es kurz zu sagen, die **heutigen Rumänier sprechen zwar eine romanische Sprache, aber sie sind nicht von romanischer Race. Jedenfalls sind sie nichts weniger als Nachkommen der alten Römer.**

Die Portugiesische, das Spanische, das Italienische und das Französische sind ohne Zweifel ebenfalls romanische Sprachen; aber die Leute, welche heute diese Sprachen sprechen, sind ebensowenig „Söhne Rom's“, wie die Walachen von heute. Es wird überhaupt kaum möglich sein, diese vier romanischen Sprachen auf das alte klassische Latein zurückzuführen. Wir wissen, daß neben diesem, selbst zur Zeit der Blüthe Rom's und seiner Literatur, in Italien und in den Provinzen eine Menge Dialekte grassirten, welche von der Schriftsprache sehr wesentlich abwichen und unter der Kollektivbezeichnung der „Bauernsprache“ (lingua rustica) zusammengefaßt wurden.

Dann sprachen die Samniter oscisch; eine Sprache, die erst neuerdings durch die gelehrten Arbeiten Mommsen's wieder verständlich geworden ist. Sie wurde auch noch im römischen Kaiserreiche gesprochen. Während diese Sprache südlich von Rom dominirte, herrschte im Norden

die umbrische. Die Umbrier hatten auch schon früher eine eigene, vorzugsweise priesterliche Literatur. Diese besonderen Sprachen traten später etwas zurück. Dagegen entwickelten sich im Laufe der Geschichte, namentlich bei den unteren und mittleren Schichten der Bevölkerung des römischen Reichs, die vulgären und populären, die lokalen und provinziellen Dialekte. Sie waren dem Volke bequemer, weil sie für seine Bedürfnisse genügten und nicht darüber hinausgingen. Die Schriftsprache war für den gemeinen Mann zu vornehm, zu abstrakt, zu gelehrt, mit einem Worte zu klassisch geworden, und da sie weder den obligatorischen Schulunterricht, noch eine Armee von Volkslehrern hinter sich hatte (welchen ja bekanntlich das Schrift-Deutsch seine allgemeine Verbreitung und seine dominirende Stellung verdankt), so wandte sich die Masse des Volks (die rustica gens) von ihr ab und kultivirte ihre Dialekte. Aus diesen provinziellen Dialekten, welche sich mit der Sprache der Eingebornen mischten, sind die genannten vier romanischen Sprachen hervorgegangen; und die deutschen „Barbaren", welche die betreffenden Länder eroberten, jedoch ohne die vorhandene Bevölkerung zu tödten oder zu vertreiben, eigneten sich diese auf der Leiter des Kulturlebens höher stehende Mischsprache ebenfalls an, jedoch nicht ohne derselben auch ihrerseits einen germanischen Stempel aufzudrücken. So z. B. die germanischen Franken in dem kelto-romanischen Gallien. Allerdings enthalten die jetzigen romanischen Sprachen eine Menge unzweifelhaft direkt aus dem Lateinischen (d. h. aus der Schriftsprache der alten Römer) entlehnter Worte; allein diese Bestandtheile sind erst in neueren Zeiten, nachdem das Latein schon längst dem Reiche der Todten angehörte, durch Geistliche und Juristen oder sonstige Gelehrte in die moderne lebende Sprache importirt und bei diesem Transport besser behandelt und mehr geschont

worden. Leider ist ja auch in unser Deutsch eine solche Menge lateinischer Worte recipirt worden, und wir haben unsere liebe Mühe und Noth, uns derselben, so weit sie nicht nöthig sind, wieder zu entschlagen. Hoffentlich werden auch die neuen deutschen Reichsgesetze — das bürgerliche Gesetzbuch, und die Gesetze über die Einrichtung der Gerichte und über das Verfahren in bürgerlichen und in Strafsachen — ihre Schuldigkeit thun und diese Fremdlinge nach Möglichkeit wieder aus unserer Rechtssprache entfernen. In die Rechtssprache der Schweizer und in die der Holländer sind sie überhaupt niemals in dieser Unmasse eingedrungen. Man sieht bei uns auch auf diesem Gebiet die Wirkungen des klein-fürstlich-fiskalisch-bureaukratischen Territorialismus, welcher seine Sonderzwecke besser mit einem nach ausländischem Rechte geschulten gelehrten Richterstande, als mit Volksrecht und volksthümlichen Gerichten zu erreichen gedachte.

Doch genug von dem Latein in den westeuropäischen Sprachen. Sprechen wir nun von dem Latein in Mittel- und Osteuropa, von welchem Gegenstande selbst die gebildete Klasse in Deutschland so wenig weiß, daß ich es für absolut nöthig halte, denselben einmal auf offenem Markte und ohne alle Umschweife zu behandeln. Ich habe meine Studien darüber an Ort und Stelle gemacht, in der Schweiz, in Tyrol, in Rumänien und in Ungarn. Ich theile hier die Ergebnisse derselben, mir die genauere Begründung für einen anderen Ort vorbehaltend, nur vorläufig zu dem Zwecke mit, um damit zu weiterer Erforschung und Besprechung anzuregen.

Wir finden nämlich altromanische Sprachen auch in einzelnen Thälern von Graubünden in der Schweiz, namentlich im Engadin und im oberen Rheingebiete, am Vorderrhein bis hinunter nach Ilanz, und in ein-

zelnen Thälern von Tyrol, namentlich im Grödener Thal. In dem Ober-Engadin, in dem Unter-Engadin und in Monster (Dissentis oder Monstér) im Rheingebiet erscheinen Blätter in dieser Sprache, welche jedoch unter einander dialektisch abweichen. Außerdem hat das Engadin eine alte protestantische Bibelübersetzung in dieser Sprache, sie stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert; auch hat die Bibelgesellschaft neue Bibelübersetzungen in derselben veranstaltet. Endlich hat der Pfarrer in St. Ulrich (auf rumaunisch „Ortisei" genannt) im Grödener-Thal in Tyrol, östlich von der Brennerbahn, eine Grammatik und ein Wörterbuch der dort herrschenden romanischen Sprache geschrieben und publicirt. Ich habe mir dasselbe seiner Zeit an Ort und Stelle gekauft und richtig befunden, habe es aber im Augenblick nicht zur Hand. Neben dem lebenden Munde des Volkes fehlt es oft auch nicht an schriftlichen Quellen, aus welchen man diese eigenthümliche Sprache kennen lernen kann, welche von den Eingeborenen im Engadin die „ladinische", von denen am Oberrhein „Grischun-Rumonsch" (graubündener Romanisch) und endlich von denen in Tyrol abwechselnd „ladinisch" oder „rumaunsch" genannt wird. Bei den Worten Grischun, Rumon und Rumaun liegt der Accent immer auf der letzten Silbe. Dieses in einzelnen zurückgezogenen Alpenthälern noch gefristete Romanisch wird, wie ich glaube, wenn sich die vergleichende Sprach- und Sprachgeschichts-Forschung seiner bemächtigt, noch einmal eine große Rolle in der Wissenschaft spielen. Es ist offenbar von allen romanischen Sprachen in Europa die älteste und hat am meisten Fühlung mit dem Lateinischen behalten (der Tisch heißt z. B. nicht tavola, sondern meisa, von mensa). Es hat sich in seinen einsamen Thälern vortrefflich conservirt und seine alterthümliche Ursprünglichkeit bis jetzt bewahrt

vor dem Schicksal des Verwässerns und Verwaschens, von dem die anderen Idiome bedroht sind. Dagegen droht ihm die Gefahr des gänzlichen Untergangs. In Tyrol rückt von Süden her das Italienische und in Graubünden von Norden her das alemannische Schweizer-Deutsch und das Hochdeutsch der Schriftsprache dem Romanisch immer härter zu Leibe; es flüchtet sich immer höher hinauf in die obersten Zipfel der Seitenthäler, und man kann fast mit mathematischer Gewißheit, nach Maßgabe seines bisherigen allmäligen Zurückweichens, im Voraus den Tag berechnen, an welchem es ganz verschwunden sein wird.

Eine für den wißbegierigen Laien genügende Skizze von den romanischen Dialekten in Graubünden gibt J. G. Kohl in seinen „Alpenreisen" (Bd. 2), einem Buch, das von feinen kultur- und naturhistorischen und sprachwissenschaftlichen Beobachtungen strotzt und trotzdem — vielleicht auch gerade deshalb — von der großen Schaar der alpinen Touristen, welche sich vorzugsweise für die Pensionen, die Hôtels und die Table d'hôte zu interessiren scheinen, beharrlich ignorirt wird. Auch hat endlich Herr Joseph von Planta in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London schon im vorigen Jahrhundert eine englische Vorlesung über die Geschichte der rumänisch-graubündnerischen Sprachen gehalten, welche Vorlesung auch in deutscher Uebersetzung in Chur erschienen ist. Herr von Planta erzählt, zwei Katalonier seien in der Schweiz gereist und dort sehr erstaunt gewesen, eines Tages in einem graubündener Dorfe ihre Muttersprache zu hören, sie hätten die dortige ladinische Sprache verstanden und seien ihrerseits von den rumon'schen Bündnern verstanden worden. Ich muß jedoch gestehen, daß mir die Sache sehr unglaublich erscheint; denn dazu haben doch das spanische Katalonisch und das graubündener Rumanisch oder Ladinisch zu wenig

Aehnlichkeit mit einander. Eher glaublich ist, was uns Herr Murgu in seinem sonst sehr seltsamen Buche: „Beweis, daß die Walachen der Römer unbezweifelte Nachkömmlinge sind“ (Ofen, 1830) erzählt, daß nämlich er, Murgu, mit seinem walachischen Reisegefährten in Gegenwart unbekannter Dritter Rumänisch gesprochen, darauf einer der Unbekannten ihn gefragt, was das für eine Sprache sei, und auf die Antwort: „Walachisch“, entgegnet habe, von dieser Sprache habe er zwar niemals etwas gehört, allein er verstehe sie doch, weil sie mit seiner Muttersprache, dem Graubündener Ladinisch, die größte Aehnlichkeit habe.

In der That hat das Ladinische in den Thälern der Schweiz und Tyrols Aehnlichkeit mit dem Rumänisch, und diese romanischen Sprachen im Gebiete der Alpen und Karpathen bilden, neben den 4 westeuropäisch-romanischen Sprachen, eine selbständige Gruppe, welche allerdings näher und höher zu dem alten Latein hinaufreicht, als es selbst das Italienische thut. Das beweist am besten folgende Zusammenstellung:

1) Das Haupt heißt lateinisch caput, walachisch copu, italienisch testa; 2) der Tisch heißt lateinisch mensa, walachisch masa, italienisch tavola; 3) Gehen heißt lateinisch ambulare, walachisch amblare, italienisch andare; 4) Verstehen heißt lateinisch intelligere, walachisch intelegere, italienisch intendare; 5) Jagen heißt lateinisch venare, walachisch venare, italienisch cacciare; 6) Loth heißt lateinisch lotum, walachisch lutu, italienisch fango; 7) Hülsenfrüchte heißt lateinisch legumen, walachisch legume, italienisch guscio.

Ich glaube, daß Herr Murgu, dessen Buch sonst ein wenig confus ist, aber eine Menge sehr beachtenswerther und, wie mir scheint, auch richtiger Beobachtungen und

Thatsachen enthält, insoweit Recht hat, als diese beiden Sprachen, die ladinische in den Alpen und die rumänische in den südlichen Karpathen, weit älter sind, als die westeuropäisch-romanischen Sprachen, und daß sie ihre originären Eigenthümlichkeiten besser als diese gewahrt haben. Unrecht aber hat er, wenn er glaubt, Leute, welche romanisch sprechen, müßten eo ipso deßhalb auch „unbezweifelte Nachkömmlinge der alten Römer“ sein. Sprache und Abstammung, linguistische und ethnologische Nationalität decken einander überhaupt nicht immer, am wenigsten im Orient. Die Bulgaren z. B. sprechen heute slavisch, aber sie sind unzweifelhaft mongolisch-tatarischer Abkunft. Wer also die Identität von Sprache und Abstammung behaupten will, der hat sie zu beweisen; Murgu aber hat sie durchaus nicht bewiesen.

Es fehlt mir hier der Raum, auf die Geschichte des alpinen Ladinisch näher einzugehen. Was aber das Rumänische anlangt, so ist meine Ansicht kurz die:

In der Tiefebene auf dem linken Donau-Ufer bis hinauf zu den Karpathen und der ungarischen Ebene hat sich in der daco-romanischen Blüthezeit, während deren diese wilden Berge und diese endlosen Steppen der Kultur gewonnen wurden und sich mit Kolonien und Lagern, mit Kanälen und Wasserleitungen, mit Straßen und Brücken, mit Tempeln und Amphitheatern bedeckten, auf deren Spuren und Trümmern wir heute noch überall stoßen, aus „der Sprache des Lagers“ die rumänische Sprache entwickelt; die verschiedenen Völker, welche sich hier jeweils zusammenfanden und weit davon entfernt waren, Römer oder „unbezweifelte Nachkömmlinge“ derselben zu sein, haben nach und nach diese Sprache des Lagers, welche zugleich die lokale Kultursprache war und in den lokalen Centren dominirte, als gemeinsames Verständigungsmittel adoptirt,

— ähnlich wie bekanntlich auf dem großen Slaven-Congreß von 1848 die versammelten slavischen Brüder deutsch sprechen mußten, um einander verstehen zu können. Diese Sprache hat die Völkerwanderung und das ewige Hin- und Herfluthen der verschiedenen Racen überdauert und ist bis zum heutigen Tage die herrschende geblieben, weil unter den vielfachen anderen Sprachen, welche hier durcheinander wogten und einander zeitlich und räumlich ablösten, keine einzige stark genug war, um sich an die Stelle jener Kultursprache zu setzen, welche in besseren Zeiten sich festgesetzt hatte und all' den anderen Idiomen so unendlich überlegen war.

Bevor ich zu den Einzelnheiten und einer Schilderung der daco-romanischen Kulturzustände im zweiten und dritten Jahrhundert übergehe, will ich nur noch an die große Rolle erinnern, welche die lateinische Sprache im Osten von Europa und auf den Sprachgrenzen und in den Sprach-Mischgebieten zwischen germanischen, slavischen und turanischen Racen, namentlich in Ungarn und in Polen, gespielt hat.

Auch hier war das Latein, freilich auch keineswegs in seiner klassischen Form, von den ältesten Zeiten bis nahe heran an die Gegenwart gleichsam die neutrale und internationale Vermittelungssprache namentlich zwischen den gebildeten Klassen. Sprüche, wie das Polnische „Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum" (⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–) und das Magyarische: „Nos Hungarici Husari — Possumus Latine fari", erinnern noch heute auf das lebhafteste daran. So lange in Ungarn das Latein — sei es auch in seiner corruptesten Form — die allgemein herrschende Sprache der Kirche, der Schulen, der Gerichte und der vornehmen Gesellschaft war, so lange wußte man nichts von jenem leidigen Sprachenstreite, welcher jetzt in dem Königreiche Ungarn die Ge-

müther wechselseitig verbittert und dahin zu führen droht, daß man die Stellen im öffentlichen Dienst besetzt nicht nach Maßgabe der Kenntnisse, Geschicklichkeit und Fertigkeiten, welche der betreffende Mann in dem betreffenden Fach hat, sondern nach Maßgabe seiner Vertrautheit mit der magyarischen Sprache. (Freilich hatte während der Reactionsperiode der schwarzgelb-clericale Minister Bach vorzugsweise diejenigen Aspiranten begünstigt, welche sich durch „correcte“ Gesinnung und totale Unkenntniß der magyarischen Sprache hervorthaten.) Selbst heute noch wird in stramm-magyarischer Gesellschaft die lateinische Entgegnung auf einen magyarischen Toast gern entgegengenommen, und es ist einem Deutschen, der in der sehr schwierigen magyarischen Sprache nicht ganz sattelfest ist, dieser Ausweg anzurathen; denn ein lateinischer Bock wird schwerer als solcher erkannt und leichter durchgelassen, als ein magyarischer. Hin und wieder habe ich auch im Ungarnlande noch im Laufe der letzten fünf Jahre nicht blos vornehme Leute, sondern auch Domestiken (aber immer nur solche von höheren Jahren) gefunden, welche Latein bis zu einem gewissen Grade verstanden und sprachen.

Man sagt, der große ungarische König Stephan, der „Heilige“ genannt, habe das Latein dort eingeführt, damit es als Vermittler diene zwischen seinen vielsprachigen und buntgemischten Völkern und Stämmen, und um sich dem römischen Papst und dem Clerus angenehm zu machen, dessen Beistand er zur Civilisation seiner Unterthanen nicht glaubte entbehren zu können; er habe daran verzweifelt, eine der vielen lebenden Sprachen zur herrschenden machen zu können, und deshalb habe er die lebenden noch um eine todte vermehrt und dieser zur Herrschaft verholfen. Gewiß ist, daß Stephan das Latein nach Kräften förderte, aber falsch, daß er es von den Todten wieder auferweckte. Im

zehnten Jahrhundert war das Latein oder vielmehr das aus der lingua vulgaris oder rustica, aus der lateinischen Soldaten- und Bauernsprache, und den dort grassirenden slavischen, turanischen, germanischen und illyrischen Sprachen entstandene Romanisch gar keine todte, sondern eine sehr lebendige Sprache in der ungarischen und slavisch-rumänischen Tiefebene. Diese noch herrschende internationale Kultur-Sprache hat der heilige Stephan mit Hülfe der römischen Priester, welche dieselbe nach Kräften dem Latein wieder nahe brachten, kultivirt und begünstigt, und es hat vielleicht einmal eine Zeit gegeben, wo auf der ganzen ungeheuren Strecke von Pest-Ofen bis Galatz und Ibraila auf beiden Ufern ein, natürlich durch die Landessprachen vielfach modificirtes bäuerlich-militärisches Latein gesprochen wurde. Das Latein des Königs Stephan (man schreibt ihm den Ausspruch zu, daß ein blos einsprachiges Reich dort nicht existiren könne: „regnum unius linguae consistere nequit") war also keineswegs die clericale Marotte eines absoluten Herrschers, noch überhaupt eine Neuerung, sondern die staatsmännische Anwendung einer vorhandenen neutralen Kultursprache zu unificirenden und civilisatorischen Zwecken einer buntscheckigen und halbbarbarischen Bevölkerung gegenüber.

Was die Walachen anlangt, so läßt sich die Entstehung ihrer rumänischen Sprache mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ermitteln. Das Land wurde am Ende des ersten und am Anfang des zweiten Jahrhunderts von dem Kaiser Trajanus erobert und zu einer römischen Provinz gemacht. Bis dahin hatte es seine Selbständigkeit behauptet und den römischen Kaiser zu einem jährlichen Tribut gezwungen. Die Hauptstadt des Landes lag unweit des „eisernen Thores", welche das jetzige Banat von Siebenbürgen scheidet, in der Nähe des Siebenbürger Fleckens Várhely; sie hieß vor der

römischen Invasion Sarmizegethusa, nach der Eroberung Ulpia-Trajana. (Beiläufig gibt es der „eisernen Thore", auf Türkisch „Demir-Kapu", Dutzende im Gebiete der Karpathen, des Balcan und ihrer Ausläufer. Man liest heute noch vielfach, diese durch zwei vorspringende Bergmassen gebildeten Engpässe seien früher wirklich durch eiserne Thore oder, wenigstens soweit sich dort ein Fluß vorfindet, durch eiserne Ketten gesperrt gewesen und hätten daher ihren Namen erhalten. Dies ist ein Irrthum. Der Ausdruck, welcher so häufig wiederkehrt, ist nur ein figürlicher: er bedeutet ein schwer passirbares Defilée, oder eine schwer passirbare Wasserstraße, wobei man eine militärische Sperrung voraussetzt.)

Man wird es kaum bestreiten können, daß die Donauländer nie bessere Zeiten erlebt haben, als die unter Trajanus und seinen nächsten Nachfolgern. Die römischen Legionen hatten Ruhe und Ordnung, Recht und Frieden hergestellt. Aber sie wußten nicht nur das Schwert zu führen, sondern arbeiteten auch im Dienste der Kultur, indem sie Straßen und Brücken, Kanäle, Siele und Deiche anlegten, Kolonien gründeten und auch ihrem Lager eine Stätte für Handel und Verkehr beilegten, welche oft zu einer ansehnlichen Stadt anwuchs (wie denn, nach der Meinung von Léon Renier, die verschiedenen Städte in Spanien, welche entweder den einfachen Namen Leon oder den zusammengesetzten Namen Leon, z. B. Kaërleon führen, zurückzuführen sind auf das Wort und den Begriff der römischen Legion). Ein Theil der Eingeborenen hatte sich, ihre Häuptlinge an der Spitze, in die Berge zurückgezogen, von wo aus sie oft Raub- und Streifzüge in das ihrer Herrschaft entrissene und der Kultur gewonnene Land machten, ohne jedoch irgend einen bleibenden Erfolg zu erzielen. Die Welt athmete wieder auf und flehte zu den Göttern um Erhaltung der

Herrschaft der Römer, von welchen schon Seneca in seiner „Consolatio ad Helviam" schreibt: „Wie viel Kolonisten hat nicht dieses Volk in alle seine Kolonien geschickt; denn wo der Römer gesiegt hat, da läßt er sich auch nieder; gerne bieten sie die Hand zu solchem Ortswechsel und selbst der greise Colon folgt der Fahne selbst über die Meere."

Zugleich aber geht auch schon das Gefühl des herannahenden Verhängnisses durch das Bewußtsein der Menschen, und selbst ein Tacitus, welcher die beginnende Zeit der Cäsaren mit unbarmherzigem Griffel schildert, schreibt schon: „Sollte Rom einmal fallen (mögen die gütigen Götter dieses Unglück verhüten!), dann würden wir nichts Anderes erleben, als den allgemeinen Krieg aller derjenigen Nationen unter einander, welche sich jetzt um Rom, als ihren gemeinsamen Mittel- und Ausgleichspunkt, gruppiren. Acht Jahrhunderte voll Glück und Geschick waren nöthig, um dies colossale Gebäude aufzurichten, und man kann es nicht erschüttern, ohne Gefahr, unter seinen Trümmern mit begraben zu werden."

Der Kaiser Augustus hatte seinen Nachfolgern den weisen Rath hinterlassen, die Grenzen des Reichs von nun nicht mehr weiter vorwärts zu schieben, dasselbe sei groß genug, und jede weitere Ausdehnung könne nur dazu beitragen, die ohnedies schon vorhandenen Schwierigkeiten zu vermehren. Im Allgemeinen erfüllten die späteren Kaiser dieses Vermächtniß, und nur wo wiederholte Angriffe im Interesse der Vertheidigung eine andere Grenze nothwendig machten, sind sie davon abgewichen. Die letzte Eroberung war Dacien, und es war zugleich auch diejenige Provinz, welche zuerst wieder vor dem Andrange der Barbaren geräumt werden mußte.

Im Jahre 104 baute Trajan die bekannte Brücke über die Donau, welche fast so berühmt ist wie die Brücke

des „Prinzen Eugenius“ über die Save, und von der heutzutage noch Reste der Brückenköpfe und Substructionen im Flußbette vorhanden sind, und er schlug den König der Eingebornen, welchen die Römer Decebalus nennen, so gründlich, daß derselbe gleich Hannibal und Mithridates, den freiwilligen Tod der Knechtschaft vorzog. Man behauptet nun, in Folge dessen habe sich die ganze einheimische Bevölkerung geflüchtet und das Land sei von den Römern occupirt worden. Weder das Eine noch das Andere ist richtig. Die Stelle des Eutropius, auf die man sich hierfür beruft (Breviarium VIII, 3), lautet in das Deutsche übertragen wörtlich so:

— „Nachdem der Kaiser Trajanus Dacien erobert hatte, transferirte er aus dem ganzen römischen Weltreich endlose Schaaren von Menschen dahin, um Städte und Kolonien zu gründen; denn Dacien war durch den langen Krieg des Decebalus erschöpft.“

Danach ist offenbar ein großer Theil der Eingebornen geblieben; und Diejenigen, welche kamen, waren nicht „Römer“, sondern „Menschen“ aus allen Ecken und Enden der Welt. Beim Bau des babylonischen Thurmes entzweiten sich die Menschen, weil ihre Sprachen sich immermehr differenzirten. Alle Achtung vor der Autorität der Bibel, — aber dieser Fall ist eine Ausnahme; denn im Uebrigen bildet es die Regel, daß verschiedensprachige Menschen, statt sich zu differenziren, sich zu unificiren bestrebt sind. Und hier wurde zwar nicht das klassische Latein des Cicero, wohl aber das vulgäre Bauern- und Soldaten-Latein das Verständigungs-Mittel.

Um diese Hergänge zu verstehen, muß man sich ein Bild machen von dem römischen Lagerleben an der Donau im zweiten und dritten Jahrhundert; wir erfahren darüber freilich wenig oder gar nichts aus den Schriftstellern jener

Zeit, welche sich mehr für die Hauptstadt des Weltreichs, für Italien und Griechenland interessiren, als für jene abgelegenen und barbarischen oder wenigstens halbbarbarischen Provinzen, und welche zugleich die Heereseinrichtungen ihrer Zeit als allgemein bekannt voraussetzen durften. Wir müssen uns das Bild zusammensetzen aus den Inschriften und aus den Trümmern der Kunst- und Baudenkmale, welche wir in diesen Grenzprovinzen heute noch finden, und deren Sammlung, Sichtung und Klärung wir vor Allem einem deutschen Gelehrten, Herrn Mommsen, verdanken.

Ein französischer Gelehrter, Herr Gaston Boissier, welchem wir einige treffliche Studien aus dem römischen Kulturleben verdanken (ich erwähne nur das bekannte Buch „Cicero und seine Freunde"), hat den Beweis geliefert, daß auch der Krieg die internationale Cooperation und Arbeitstheilung im Dienste der Wissenschaft nicht ganz zu unterbrechen vermag. Unter freudiger und rückhaltloser Anerkennung der Verdienste Mommsen's und unter Zugrundelegung der von ihm gesammelten Inschriften („Corpus inscriptionum latinarum", Vol. III., Berol. 1873) hat er es 1874 versucht, uns den Zustand der östlichen Provinzen des römischen Weltreiches zu schildern. In diesen Schilderungen nimmt die Provinz Dacien, deren Grenzen nach Ptolomäus die Theis, der obere Dniester, der Pruth und im Süden die Donau waren, und die also ein Stück des südöstlichen Ungarn, namentlich auch das Banat und Siebenbürgen (Transsylvanien), die Moldau und die Walachei, die Bukowina und ein Stück Galizien umfaßte, — also das ganze jetzige Fürstenthum Rumänien und noch ein gutes Theil mehr, — eine hervorragende Stelle ein, und in ihr wieder das Leben der Legionen, der Hilfstruppen und der Colonisten, welche Rumänien seinen Namen und seine Sprache gegeben haben.

VII.

Daco-Romanisches Kultur- und Lager-Leben im zweiten und dritten Jahrhundert.

Während der anderthalb oder zwei Jahrhunderte, die das rumänische Dacien unter römischer Herrschaft stand, spielen hier die Legionen und Kolonisten die hervorragendste Rolle. Sie thun dies zwar überall in den römischen Provinzen, aber hier mehr als irgendwo anders. Die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, welches eine von den Bergen im Norden geschützte und nach der Donau im Süden geneigte Ebene voll Licht und Sonnenschein bildet, lockte die Ansiedler um so mehr, als Krieg und Auswanderung die Reihen der Eingeborenen etwas gelichtet hatten.

Die Armee war diejenige Institution des alten Rom, welche sich am frühesten und am vollkommensten entwickelte und sich am besten conservirte, noch lange bis in die Zeiten des tiefsten Verfalls hinein. Obgleich die allgemeine Wehrpflicht der Republik, in welcher Bürger und Soldat identisch waren, seit dem Kaiser Augustus im Wesentlichen beseitigt und an ihre Stelle der Söldner und Berufssoldat getreten war, welcher seine fünfundzwanzig Jahre und länger noch diente, so hatte gleichwohl der Soldat viel von seinem bürgerlichen Charakter bewahrt. Die Legionen standen nicht im Innern des Landes, sondern nur in den Grenzprovinzen, und verwuchsen dort förmlich mit diesen, da Garnisonwechsel fast gar nicht stattfand. Sie lebten in stehenden befestigten Lagern, welche die größte Aehnlichkeit hatten mit den burgähnlichen Städten des Mittelalters. Diese „castra stativa“ waren das Gegentheil jener Erdarbeiten und Verschanzungen, welche die Legionen selbst auf dem Marsche aufwarfen, um für eine oder mehrere Nächte

Schutz dahinter zu finden. Ein solches „castrum stativum" bildet ein Oblong von etwa 600 Meter Länge und 400 Meter Breite, umgeben von Wall und Graben, an jeder der vier Ecken einen gewaltigen Thurm und ebenso an den vier Seiten in regelmäßigen Zwischenräume massive, viereckige Thürme. Man kann sich am besten ein Bild davon machen, wenn man sich an die serbische Donaufestung Semendria mit ihren Mauern und Thürmen erinnert, welche zwar weit späteren Datums (erbaut im Jahre 1432 von dem serbischen δεσπότης Georg Brancowitsch), jedoch wahrscheinlich auf antiken Substruktionen und nach Muster des römischen castrum errichtet ist. Man übersieht sie vollständig, wenn man mit dem Donau-Dampfer von Belgrad nach Basiasch fährt. Es lohnt aber auch mit der Bahn-Station hier auszusteigen und sie in ihren Einzelnheiten in Augenschein zu nehmen.

Das römische Castrum hatte in jeder seiner vier Mauern ein Thor und mitten in dem inneren Raum steht das Prätorium, d. h. die Wohnung des Kommandanten, des Legatus. Der Umstand, daß man hin und wieder das Prätorium umgeben findet mit den Trümmern von marmornen Adlern und Viktorien, von Statuen, Reliefs und Säulen, beweist, daß es sich hier nicht um das Zelt des Lagers, sondern um den Luxus einer gleichsam städtischen Wohnung handelt. Das Prätorium war umgeben von mächtigen steinernen Säulen, auf welchen die Nummern der Kohorten eingemeißelt waren, die dasselbe umgaben. Von den vier Pforten des Lagers, welche zuweilen die Gestalt von Triumphbogen annahmen, führten gepflasterte Kunststraßen in die Umgebung. Die nächste Umgebung des stehenden Lagers aber war, ganz ähnlich wie sich im Mittelalter die Städte und die Städtchen um die Kirchen gruppirten und wie sie sich jetzt noch zuweilen um die Wallfahrts-

Orte gruppiren, angefüllt von den Niederlassungen der Lieferanten, der Bäcker, der Fleischer, der marchands de vin und marchands de comestibles, der Handwerker und der Tagelöhner, welche sich, zunächst um mit der Legion und den Legionären Geschäfte zu machen, aus der Nähe und Ferne hier zusammengefunden hatten. Sie wohnten anfangs in bescheidenen Baraken und Cabinen, welche man die „canabae legionis“ nannte. Allmälig nahmen dieselben den Charakter von Wohnhäusern an; und wenn die Voraussetzungen der lokalen wirthschaftlichen Entwickelung günstig waren, wurden Städte daraus, welche, geschützt von den Waffen des Lagers, dem Handel und den Gewerben und den sonstigen Beschäftigungen des Friedens oblagen. Als eine solche Stadt ist namentlich z. B. das jetzige ungarische Carlsburg zu erwähnen, damals Apulum geheißen und zu Dacien gehörig; man findet dort heute noch höchst interessante römische Alterthümer und Inschriften aus dacoromanischen Zeiten.

Beiläufig will ich hier bemerken, daß es sich im westlichen und südlichen Deutschland mit den römischen Lagern und Niederlassungen ähnlich verhält, und daß dort namentlich die Juden mit den Römern zum ersten Mal in das deutsche Land kamen und sich von da aus weiter nach Osten und nach Norden verbreiteten. Daher kommt es, daß man in dem sogenannten „Judendeutsch“, welches in dem mittleren und östlichen Europa gesprochen wird, überall noch mit großer Deutlichkeit die Formen des rheinisch-fränkischen Dialektes zu erkennen vermag. Die Judengemeinde in Worms am Rhein führte sogar den Beweis, daß sie schon vor Christus dort eingewandert war, und erhielt auf Grund dessen von dem Kaiser große Privilegien.

Wenn die Niederlassungen neben dem Castrum (oder wie man in Deutschland später sagte, neben dem „Kästrich“,

so nennt man z. B. noch heute in Mainz die Stätte des römischen castrum stativum) eine ansehnliche Stellung gewonnen hatten, so erhielten dieselben von den Römern gewisse municipale Rechte. In der Regel stellte man einen Feldwebel a. D. an ihre Spitze und gab ihm einen aus den Honoratioren des Ortes, namentlich aus reichen Handelsleuten und aus den Veteranen, welche sich hier bürgerlich niedergelassen hatten, gebildeten Gemeinderath oder Magistrat bei.

Die römischen Legionen beschäftigten sich aber keineswegs blos mit den Werken der Waffen. Die ganze Zeit, welche ihnen das Exerciren und der Krieg ließ, verwandten sie zu Straßenanlagen, zum Bau von Brücken, Kanälen und Wasserleitungen, zuweilen sogar zur Errichtung von Tempeln, Arenen und sonstigen öffentlichen Denkmälern. Es galt im zweiten und dritten Jahrhundert im römisch-heidnischen Weltreiche, im Gegensatz zu dem heiligen römischen Reiche während des dreißigjährigen Krieges, wo der Soldat sagte: „Frei will ich und müßig gehen — jeden Tag was Neues sehen" (Wallenstein), es galt, sage ich, als oberster Grundsatz, den Soldaten nicht müßig gehen zu lassen, und schon Tacitus schreibt, Meutereien kämen nur dann vor, wenn die Soldaten nichts zu thun hätten. Da aber, wie Boissier sich ausdrückt, der Militärdienst, welcher in der Regel 25 bis 30 Jahre lang dauerte, „nicht mehr ein bloßer Zwischenfall, sondern ein Lebensberuf war", so mußte man den Leuten neben ihren öffentlichen Verrichtungen eine gewisse Freiheit und auch Raum zu Vergnügungen lassen. So hatten denn sowohl die Offiziere als auch die Unteroffiziere ihre Casinos mit einer gemeinschaftlichen Tafel und Gesellschaftskasse. Der Soldat dagegen suchte seine Vergnügungen in dem Barakenlager der canabae. Neben den eigentlichen Legionären

hatte man die Auxiliartruppen, Conscribirte aus der Provinz, welche erst in zweiter Linie zur Verwendung kamen; diese durften sogar ihre Frauen mitnehmen oder sich verheirathen, während sie noch unter der Fahne standen. Den Legionären war dies zwar nicht gestattet, aber sie fanden in den canabae weibliche Wesen, mit welchen sie eine dauernde Verbindung anknüpften, die sie später legalisirten, sobald sie ihren Abschied erhalten hatten. Die Kinder, welche aus solchen Verbindungen hervorgingen, wurden wieder Soldaten in der nämlichen Legion, oder sie nahmen ihre Niederlassung in der Provinz, in welcher die Legion stand und aus der sich dieselbe in der Regel auch rekrutirte. So erhielten denn die Legionen einen vollkommen territorialen Charakter; sie traten in eine dauernde Verbindung mit der Provinz; zwischen ihnen und der bürgerlichen Bevölkerung fand eine enge Verbindung und ein allmäliger Uebergang statt, und die Legion bildete gleichsam das Knochengerüst für den von ihr getragenen und geschützten Körper der übrigen Provinzialen und der ganzen bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft. Gleichzeitig aber vollzog sich zwischen der Provinz und der Hauptstadt des Weltreiches durch Vermittlung des Heerdienstes ein heilsamer Austausch der Personen und der Kräfte. Man könnte sagen, daß sich die Zugs- und Niederlassungsfreiheit, von welcher die antike Welt, in der sich Volk gegen Volk, Stamm gegen Stamm und Stadt gegen Stadt hermetisch abschloß, lange Zeit nichts wissen wollte, zuerst in dem römischen Kaiserreich realisirt hat, und zwar auf militärischem Wege. Die Leute aus der Provinz waren nicht römische Bürger. Daß sie später Caracalla dazu machte, habe ich schon in einem früheren Aufsatz erwähnt. Zu Trajan's Zeiten war dies jedoch noch nicht der Fall. Dagegen war der Gebrauch aufgekommen, ihnen, wenn sie

ihre lange Militärzeit treu und tapfer gedient hatten, den „ehrenvollen Abschied“ (missio honesta) zu verleihen, welcher das römische Bürgerrecht in sich schloß, ähnlich wie heutzutage mit der Verleihung gewisser Orden der Adel verbunden ist, denn der „civis romanus“ war damals der vornehmste Orden und Adel der Welt. Die Namen der mit dieser Auszeichnung Bedachten wurden auf dem Capitol in Rom eingetragen, und die Soldaten ließen sich auf eherne Täfelchen einen Auszug aus diesen Bürger-Annalen machen, welchen sie sich in die Provinz schicken ließen und überall mit sich führten. Diese Bürgerrechtstäfelchen, deren man viele wieder aufgefunden (unter Anderem auch auf deutschem Boden), sind alle nach demselben Formular ausgestellt.

„Der Kaiser,“ heißt es darin, „verwilligt den Soldaten, die, nachdem sie 25 Jahre oder mehr gedient, einen ehrenvollen Abschied erhalten haben, das Recht des römischen Bürgers (d. h. eines Bürgers der Stadt Rom) für sich selbst und ihre Kinder, und verleiht ihnen das Connubium (d. h. das Recht einer vollgiltigen und ebenbürtigen quiritischen Ehe) hinsichtlich ihrer Frauen oder, wenn Einer noch Junggeselle ist, für die, welche er heirathen wird.“ Dann folgt der Name des Soldaten, der civis romanus geworden, unterzeichnet von sieben Zeugen, welche die Echtheit der Copie bescheinigen. Diese sieben Personen fungiren in derselben Weise als Vertreter des römischen Volkes, wie die Solennitätszeugen bei den Testamenten, welche letztere ursprünglich nur calatis comitiis, d. h. vor dem gesammten Volk und mit dessen stillschweigender Genehmigung, errichtet werden konnten.

Viele dieser, aus den Legionen und den Auxiliar-Kohorten hervorgegangenen Bürger zogen mit Frau und Kind nach Rom, wo sie ein sehr heilsames Gegengewicht bildeten

gegen die Freigelassenen der vornehmen Herren. Diese Freigelassenen waren vielfach der Abschaum der hauptstädtischen Bevölkerung. Sie nahmen alle Laster der Sklaverei mit hinüber in den Zustand der Freiheit. Wer davon sich ein anschauliches Bild verschaffen will, der lese nur die Klagen des Cicero über seinen Freigelassenen und Geschäftsführer Philotimus (Ad Attic. XI. 2 und 4, VII. 1 und 3). Die alten Soldaten dagegen vertraten dem freigewordenen Sklavengesindel gegenüber den Mannesstolz, die Arbeit, die Tapferkeit und den Patriotismus.

Viele von ihnen aber vermochten sich, auch nachdem sie „römische Bürger" geworden waren, nicht zu trennen von der Provinz, in der sie die schönste Zeit ihres Lebens zugebracht hatten; namentlich dann nicht, wenn sie mit einer Eingeborenen verheirathet waren. Sie ließen sich in den „Canabä" nieder oder widmeten sich in irgend einer Kolonie der Landwirthschaft. Man übertrug ihnen dort in der Regel die Aemter der communalen oder provinzialen Selbstverwaltung; oder wo eine solche noch nicht existirte, wurden sie vom Legatus für einzelne Kreise und Gemeinden zu „Curatoren" ernannt, — also selbst hier schon im zweiten Jahrhundert der Feldwebel mit Anspruch auf Civilversorgung!

Nur so, wenn man diese gesunden Elemente des provinzialen Lebens im Auge hat, kann man begreifen, wie das römische Weltreich noch so lange hielt, während in seiner Hauptstadt bereits Alles in vollständige Fäulniß übergegangen war, und wie der Augenblick der Auflösung, welchem schon ein Tacitus mit geheimem Schauder entgegensah, noch Jahrhunderte lang auf sich warten ließ. Das Mark war vermorscht, und der Baum stand gleichsam nur noch auf seiner Rinde.

Um das Bild des daco-romanischen Lagerlebens an der

Donau zu vervollständigen, muß noch erwähnt werden, daß mitten in dem Lager neben dem Prätorium eine Rednerbühne stand, von wo aus der Consul oder der Kaiser die Legionen anredete. Mommsen hat eine Inschrift publicirt, welche eine derartige Lagerrede des Kaisers Hadrianus wiedergibt, in der er seine Soldaten belobt, nicht nur wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit, sondern auch wegen der Energie, der Schnelligkeit und Präcision, mit welcher sie große Meliorationen, Anlagen und Bauten ausgeführt haben.

Was insbesondere Rumänien und den dacischen Krieg anlangt, so muß ich auch hier wieder der Trajans-Säule in Rom gedenken, welche in der That die wichtigste Urkunde für die Geschichte dieses Landes im zweiten Jahrhundert bildet. Sie wurde von dem Senat und dem Volke von Rom zur Verherrlichung der dacischen Eroberung errichtet und ist so ziemlich Alles, was von dem durch seine Pracht so berühmten Forum Trajan's auf uns gekommen. Die Pariser Vendôme-Säule ist eine schlechte Nachahmung derselben. An der Säule hinauf schlingt sich gleich einem breiten Bande ein fast endloses Relief, welches die Begebenheiten der dacischen Kriege schildert und über 2500 menschliche Figuren darstellt. Diese Skulpturen gehören zu den vortrefflichsten des Kaiserreichs, namentlich was scharfe Charakteristik anlangt. Von unten ist es schwer, die Einzelheiten vollständig zu übersehen und zu erkennen. Dagegen gewähren gute Gypsabdrücke (z. B. der Münchener) und Stiche ein vollkommenes Bild. Die Säule besteht aus weißem Marmor, es sind jedoch bei einer am 9. Juli 1833 von dem dänischen Architekten Semper und anderen Sachverständigen vorgenommenen genauen Untersuchung unzweifelhafte Spuren antiker Bemalung (goldfarbig, grün, roth, blau und gelb) vorgefunden worden, wie denn überhaupt

an der ursprünglich polychromischen Beschaffenheit der antiken Kunstdenkmale (die der Akropolis von Athen mit inbegriffen) gar nicht mehr gezweifelt werden kann.

Die Darstellungen der Trajans-Säule gewähren uns, wie bereits erwähnt, ein sehr deutliches und charakteristisches Bild der damaligen Bewohner von Rumänien und ihres Kulturzustandes. Außer der Säule sind in deren Nähe noch Bruchstücke von Statuen gefangener Dacier gefunden worden, vier Körper ohne Köpfe, und daneben noch zwei Köpfe. Die Skulpturen zeigen ebenfalls in Kleidung und Körperbau das Gepräge der heutigen Walachen. Die Reliefs der Säulen bilden auch eine vollständige Darstellung des daco-romanischen Soldaten-, Kriegs- und Lagerlebens. Vor Allem fällt es auf, welche Rolle in dem römischen Lager die Rednerbühne spielt und wie häufig der Kaiser selbst sich solcher bedient. Zunächst sehen wir eine aus mächtigen Quadern erbaute Rednerbühne mitten im Lager; der Kaiser befindet sich dabei mit seinem Generalstab, er beräth mit Lucius, dem Commandeur der Leibgarde, den Schlachtplan; wahrscheinlich soll nach Beendigung der Berathungen eine Verkündigung von der Rednerbühne herunter erfolgen. Dann erblicken wir zweitens, in weiterer Verfolgung des Reliefbandes, den Kaiser selbst sprechend auf der Rednerbühne. Er ist umringt von hohen Offizieren und den Trägern der Legionszeichen; er trägt den Harnisch, darüber das griechische Oberkleid und einen flatternden Kriegsmantel, Reiterstiefel und ein Schwert mit elfenbeinernem Griffe. Er redet zu den Kohorten, seine rechte Hand ist ausgestreckt, in der linken hält er eine Papyrus-Rolle.

Zum Dritten erblicken wir den Kaiser, wie er auf der Rednerbühne stehend, von seiner Leibgarde und den Feldzeichen umringt, eine Gesandtschaft der Dacier empfängt,

die um Frieden bittet. Ein viertes Mal sehen wir ihn von der Rednerbühne herunter den Truppen für den Sieg und für die in der Schlacht bewiesene Tapferkeit danken; vornehme Dacier stehen gefesselt am Fuß der Tribüne, neben ihnen die Wache, welche bestimmt ist, sie nach Rom zu führen, um sie dort im Triumphzug paradiren zu lassen. Ein fünftes Mal sehen wir Trajan immer wieder auf der Rednerbühne vor der Schlacht zu seinen Kohorten sprechen; er ermahnt sie, ihre Schuldigkeit zu thun.

Doch ich will diese Aufzählung in der Mitte abbrechen, und die, welche sich für das Weitere interessiren, auf die Beschreibung bei Ciacconi, „Historia utriusque belli Dacici" und auf Heinrich Franke „Zur Geschichte Trajan's und seiner Zeitgenossen" (1837) verweisen. Ich führe das Alles nur an, um zu zeigen, welche Rolle mitten im Krieg die Rednerbühne spielt, und wie überhaupt neben dem Soldatenleben immer noch gleichsam ein Hang zu bürgerlichen Gewohnheiten herläuft, der an die alte Republik erinnert.

Einen weiteren Blick in die bürgerlichen Zustände gestattet eine Reihe von Publikationen in Mommsen's Corpus inscriptionum Latinarum, deren Erhaltung wir einem Einfall der Barbaren verdanken. Dieser Einfall veranlaßte die Bewohner einer dacischen Stadt, ihre geschäftlichen Aufzeichnungen (wir würden sagen ihre Geschäfts-Papiere, -Briefe und -Bücher) in einem alten, verlassenen Goldbergwerke zu verstecken. Wodurch sie abgehalten worden sind, sich dieselben wiederzuholen, ist nicht ermittelt. Genug, man hat, als man die Minen wieder in Bau und Betrieb nehmen wollte, diese alten Urkunden gegenwärtig wieder aufgefunden. Es sind Täfelchen mit Wachs überstrichen, in welche man mit einem eisernen Griffel schrieb. Sie enthalten Rechnungen, Ausgaben-Verzeichnisse, Wechsel, Kauf-,

Mieth- und sonstige Verträge, darunter auch ein solcher über Gründung eines Bankvereins in Form einer Art von Aktiengesellschaft.

Im Uebrigen beweisen auch selbst die lateinischen Inschriften, daß die Leute keineswegs alle aus dem Westen, oder speciell aus Italien kamen. Eine Hauptrolle unter den Colonisten des zweiten und dritten Jahrhunderts spielen die Galater. Sie kommen aus dem kleinasiatischen Galatia (zwischen Paphlagonien, Bithynien, Phrygien, Cappadozien und dem Pontus gelegen), auch Klein-Gallien oder Gallogräcien genannt. Die von ihnen herrührenden Inschriften sind vorzugsweise den Göttern ihrer Heimath gewidmet. So kamen denn zu der einheimischen Bevölkerung nicht etwa Römer, sondern Leute aus Westen und Osten des römischen Weltreichs.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts überschwemmten die Gothen das Dacien auf dem linken Ufer der Donau. Die Römer waren genöthigt, es den Barbaren förmlich abzutreten. Die Legionen verließen das Land und gingen auf das andere Ufer der Donau, auf das südliche, rechte. Ein Theil der Colonisten ging mit ihnen, der größere Theil blieb wohl, wie ja auch die Mehrzahl der alten Dacier geblieben war trotz der römischen Invasion. Von nun an folgt eine Völkerspringfluth auf die andere. Die Gothen wurden verdrängt von den Hunnen, welche im fünften Jahrhundert, und die Hunnen von den Slaven, welche im sechsten Jahrhundert erschienen; unmittelbar nach den Slaven kamen die Longobarden und Avaren; dann die Bulgaren, ursprünglich ein ugrisch-ostjäkischer Stamm, der von der Wolga, und später von dem Don kommend, dem rechten Donau-Ufer und einem Theil der Balcangegend seinen Namen gab, später aber, was die Sprache anbelangt, slavisirt

wurde; dann kamen die Magyaren, die Türken und die den letzteren stammverwandten Petscheneggen und Cumanier; und endlich von Norden her drängten die Siebenbürger „Sachsen“, ein niederrheinisch-fränkischer Volksstamm, echte deutsche Bauern, die Schwert und Pflug gleich gut zu führen wußten und die im zwölften Jahrhundert von den Ungarn hierher berufen und in den sogenannten „Königsboden“ eingesetzt worden waren, um dem Anprall der wilden Völker zu steuern; desgleichen die Deutsch-Ordens-Ritter, welche sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in dem Kronstädter Burzenlande niederließen; anfangs lediglich als eine religiöse Ordensgesellschaft sich gebährdend, wollten sie später die weltliche Souveränität und Landesherrschaft an sich reißen (siehe die vortreffliche Darstellung dieser Doppelrolle und dessen, was Alles daran hängt, in Röpell's bis jetzt unübertroffener „Geschichte von Polen“) und wurden in Folge dessen vertrieben; dann gingen sie nach Preußen, wo sie ihre Zwecke besser erreichten.

Erst zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde die Walachei durch Rudolf den Schwarzen gegründet. Bis dahin scheint Jahrhunderte lang irgend ein geordneter oder bleibender politischer Zustand gar nicht existirt zu haben. Seitdem aber füllte sich das entvölkerte Land wieder durch Einwanderung, und zwar vorzugsweise durch slavische; und wie die romanische Sprache in Oberitalien und Gallien mit keltischen, in Spanien mit iberischen und in Unteritalien mit griechischen Bestandtheilen getränkt ward, so wurde die daco-rumänische Sprache vorzugsweise mit slavischen Elementen zersetzt.

Auch in der Folge blieben die Walachen eine unterdrückte und mißhandelte Kaste, aber keines der fremden Völker, welche zeitweise das Land occupirten und beherrsch-

ten, vermochte die slavo-romanische Sprache durch seine eigene auf die Dauer zu ersetzen. Man hat hier wohl zeitweise deutsch, magyarisch, türkisch, russisch und griechisch gesprochen, aber trotz aller Modifikationen, die der ursprüngliche slavische Volksstamm im Laufe der Zeiten erlitt, und trotz aller Fremdherrschaften, welche auf einander folgten, behielt es bei dem Namen und der Sprache des ersten Siegers sein Bewenden. Der erste Sieger hatte den Besiegten so imponirt, daß sie stolz waren auf den durch ihn verliehenen fremden römischen Namen. Die daco-romanische Periode, das waren die Tage des Glückes, an die man, wie an ein goldenes Zeitalter, mit wehmüthiger Erinnerung zurückdachte. Die fremden Herrscher der späteren Zeiten folgten zu schnell auf einander und regierten zu grausam, um Wurzel zu fassen; ihre Sprachen standen zu sehr hinter der lateinischen zurück, um dessen mit einer slavischen Mutter erzeugte rumänische Tochter ganz depossediren zu können.

So wird denn hier eine romanische Sprache von vorzugsweise slavischen Lippen gesprochen. Diese westeuropäische Sprachinsel wird hier im Südosten überall von turanischen, germanischen und vorzugsweise von slavischen Sprachen umfluthet, aber es ist noch keiner gelungen, dieselbe auf die Dauer zu überfluthen, während die finnisch-mongolischen Bulgaren auf dem anderen Ufer der Donau schon lange von den Wellen des sie umgebenden slavischen Meeres verschlungen sind. Wie die Magyaren ihre Sprache, die sie aus der asiatischen Heimath mitgebracht, mitten in dem buntscheckigen Völker- und Sprachen-Gewühle, so haben die Walachen die Sprache, welche auf ihrem eigenen Boden aus einer westeuropäischen fremden Sprache durch Connubium mit der einheimischen erwachsen, durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch gerettet. Wir haben also auf dem

linken Ufer der Donau Slaven, welche romanisch, und auf dem rechten Ufer uralsche Ugrier, welche slavisch reden, weiter oben aber die Magyaren, welche heute noch magyarisch reden, d. h. turanische Ugrier, welche ihre alte ugrische Sprache bewahrt und mitten im neunzehnten Jahrhundert mit einem neuen Geiste beseelt haben, und endlich Deutsche, die Siebenbürger „Sachsen", welche, seit sieben Jahrhunderten isolirt in dem äußersten südöstlichen Winkel der österreichisch-ungarischen Monarchie, ihr altes deutsches Sprach- und Kultur-Banner, trotz Wortbruch, Untreue und Verrath, und trotz der ringsum anstürmenden Feinde, bis jetzt siegreich aufrecht erhalten.

Wenn wir bedenken, daß die Walachen, die keine Römer sind, Romanisch, d. h. eine fremde Sprache, sprechen, so ist ihr fanatischer Fremdenhaß um so unbegreiflicher. Dieser Fremdenhaß erinnert uns unwillkürlich an die geflügelten Worte, welche Pallas Athene zu dem Dulder Odysseus am Thore der Stadt spricht (Odyssee, VII. 30—33):

„Gehe Du nur still weiter. Ich will Dich führen des Weges.
„Hüte Dich anzuschau'n die Begegnenden oder zu fragen.
„Denn nicht grade gewogen den Fremdlingen sind die Phäaken,
„Und nicht gastfrei pflegen sie Den, der anders woher kommt."

VIII.

Rumänische Sitten und Zustände.

Ich will zunächst eine Uebersicht des wirthschaftlichen Zustandes des Landes geben, und werde darin einem Bericht des österreichischen Consuls Freiherrn von Haan folgen.

Ich hatte die Ehre, Herrn von Haan im September 1873 in Kronstadt kennen zu lernen. Ich fand in ihm einen gründlichen Kenner der rumänischen Verhältnisse. Sein Bericht ist datirt vom Juli 1875, also aus derselben Zeit, welche ich in Rumänien zubrachte, und ist abgedruckt in dem neuesten österreichischen „Braunbuch“ (Correspondenzen des Ministeriums des Aeußern und Berichte der k. und k. Missionen und Consulate in handelspolitischen Angelegenheiten. Wien, aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. Nummer I, den beiden Delegationen vorgelegt im Oktober 1875, pag. 115). Das Braunbuch kommt, wenigstens in Deutschland, fast gar nicht in die Oeffentlichkeit und in die Hände des Publikums. Ich theile daher diesen Bericht um so lieber mit, als er zugleich den österreichisch-ungarischen Handelsvertrag mit Rumänien, dessen ich schon öfter gedachte, einer unbefangenen, jedoch vom österreichischen Standpunkte aus betrachtet, etwas zu optimistisch gefärbten Besprechung unterzieht. Der Bericht ist in einer außerordentlich vorsichtigen und schonenden Weise abgefaßt, wie dies die offizielle Stellung des Verfassers mit sich bringt. Dies hindert jedoch nicht, daß die Wahrheit klar zu Tage tritt, namentlich, wie Rumänien sich mit nichts mehr schadet, als dadurch, daß es die Menschen- und Kapitalkräfte der anderen Nationen ausschließt, welche Kräfte allein im Stande sein würden, das Land zu melioriren und auf eine höhere Stufe zu bringen, und daß hier, ähnlich wie in Griechenland, Jeder, der eine Schule besucht, auf den öffentlichen Dienst spekulirt, mit andern Worten, daß es nur herrschende Beamte und beherrschte Bauern, aber keinen intelligenten Mittelstand, kein Gewerbe, keinen Handel und keine Industrie gibt.

Die statistischen Angaben des Herrn von Haan sind aus den neuesten und besten Quellen der offiziellen Statistik

geschöpft. Sie müssen jedoch mit Vorsicht aufgenommen werden. Denn die Statistik ist eine junge Wissenschaft; und wenn sie schon in hochkultivirten westeuropäischen Staaten ein wenig unzuverlässig ist, um wieviel mehr nicht in Rumänien. Ich halte auch diese Ziffern für etwas optimistisch. Die Viehzucht, einer der Hauptproduktionszweige des Landes, ist z. B. in weit stärkerem Rückgang begriffen, als dies die offizielle Statistik zugesteht. Und dies ist ein bedenkliches Zeichen, denn es verräth uns zugleich den Rückgang in der Wiesenkultur und im Anbau von Futterkräutern.

„Wenn", schreibt Herr von Haan, „wenn es dem Westen Amerika's in den letzten Jahren gelungen ist, ungeachtet des weiten Weges immer größere Massen seiner Bodenprodukte auf die europäischen Märkte zu werfen, so muß es auffallend erscheinen, daß eine der nächstgelegenen Kornkammern Europa's, wie Rumänien, im gegenwärtigen Augenblicke noch bedeutende Getreidevorräthe, welche von der vorjährigen, ziemlich mittelmäßigen Ernte stammen, noch unverkauft in seinen Speichern liegen hat. Es ist unter diesen Umständen gewiß der Schluß berechtigt, daß das Communications- und Verkehrswesen Rumäniens noch nicht einen hinreichenden Grad der Entwicklung erreicht hat, um den naturgemäßen Abfluß seiner Produkte in die bezüglichen Consumtionsländer zu gestatten.

Es muß der fürstlichen Regierung jedoch nachgerühmt werden, daß sie das ernsteste Streben an den Tag legt, diesem Uebel abzuhelfen. Sie hat auch bereits bedeutende Erfolge aufzuweisen. Während noch vor zehn Jahren selbst die nothwendigsten Fahrstraßen zur Herstellung innerer Verbindungen fehlten, bedeckt heute ein bereits fertiges und in Betrieb befindliches Eisenbahnnetz von 1333 Kilometern das Land, und es sind überdies noch weitere Bahnstrecken,

theils bereits concessionirt, theils schon im Bau begriffen. Außerdem wurden vom Jahre 1868 bis gegenwärtig über 2000 Kilometer guter Fahrstraßen durch den Staat und mehr als das Doppelte durch die Bezirksverwaltungen hergestellt. Eine sehr wichtige Förderung des Verkehrs erwuchs dem Lande endlich aus der von der Regierung mit dem Hause Vorcleyel contrahirten Construction von 22 eisernen Brücken, wovon 21 bereits übernommen und dem Verkehr eröffnet werden konnten.

Zwei neue rumänische Eisenbahnen haben für Oesterreich-Ungarn ein erhöhtes Interesse. Es sind dies die beiden Linien Plojesti-Predeal und Pitesti-Verciorova, welche auf Grund eines besonderen Uebereinkommens zwischen den beiderseitigen Regierungen sich einerseits an die ungarische Ostbahn, andererseits an die Staatsbahn anschließen sollen. Diese Anschlüsse werden die längst erwünschte und im gemeinschaftlichen Interesse beider Gebiete gelegene Eisenbahnverbindung Rumäniens mit dem benachbarten Ungarn endlich herstellen, gleichzeitig aber auch eine bedeutende Abkürzung des internationalen Handelszuges über Bukarest, Giurgewo, Varna (später Schumla) nach Constantinopel ermöglichen. Die Linie Pitesti-Verciorova ist bereits fertig und seit dem Monate Dezember im Betriebe. Der Anschluß derselben an die Staatsbahn wird erst in der vertragsmäßigen Frist (von vier Jahren von der Ratification der Convention an gerechnet) erfolgen können, während welcher die Anschlußbahn auf ungarischem Gebiete hergestellt wird. Inzwischen wird von Verciorova bis Basiasch die Landstraße benützt, wobei sich bereits ein ziemlich reger Verkehr entwickelt hat, welcher sich der concurrirenden Dampfschifffahrt auf der Donau fühlbar zu machen beginnt. Durch die Herstellung der Linie Pitesti-Verciorova ist übrigens der Schienenbogen beendet worden, welcher, indem er Rumänien von

Nordosten nach Westen der ganzen Länge nach durchschneidet, sich einerseits an die Lemberg-Czernowitzer Bahn anschließt, andererseits mit der österreichischen Staatsbahn in Verbindung treten soll, und welcher bei Galatz, Braila und einschließlich bei Verciorova an die Donau tritt, mit welchem Strome diese rumänische Hauptbahn übrigens auch durch die Nebenlinie Bukarest-Giurgewo in Verbindung steht.

Durch die kürzlich unter den geeigneten Bedingungen und Vorsichten erfolgte Concessionirung der Linie Plojesti-Predeal erscheint die Vollendung dieser Anschlußbahn innerhalb der vertragsmäßigen Frist gesichert. Wie sehr diese Eisenbahnverbindung mit Siebenbürgen gleichfalls dem beiderseitigen Interesse entspricht, beweist der Umstand, daß heute, wo der Verkehr der beiden Gebiete untereinander noch auf schlechten Fahrstraßen durch Gebirgspässe mittelst primitiver Lastwagen vor sich gehen muß, derselbe doch nach beiden Richtungen ein so überaus lebhafter ist, daß jeder fremde Besucher jener Wege wahrhaft überrascht ist. Dieser Verkehr begreift nicht nur die über Siebenbürgen transitirenden Waaren in sich, welche den Umweg über Galizien nicht vertragen, sondern es findet auch ein reger Austausch von Handelsprodukten zwischen beiden Gebieten statt; endlich versorgt sich Siebenbürgen auf diesem Wege mit Colonialwaaren und anderen Provenienzen des See- und Donauhandels.

Uebrigens liegen die durch die in Rede stehenden Anschlußbahnen herzustellende Verbindung Ungarns nebst Siebenbürgen mit Rumänien, sowie die kürzere Verbindung des österreichisch-ungarischen und mittelst desselben des mitteleuropäischen Eisenbahnnetzes mit den Donauhäfen und mit den türkischen Bahnen über Rumänien im wohlverstandenen und im gegenwärtigen Augenblicke bereits so allgemein anerkannten Interesse beider Theile, daß es zwecklos

wäre, an dieser Stelle weiter darauf einzugehen. Während der Wintermonate gewinnen die in Rede stehenden Bahnen noch eine erhöhte Wichtigkeit, indem zu jener Zeit der Verkehr auf dem Flußwege völlig aufhört.

Ein sehr berechtigter Wunsch der rumänischen Regierung, dessen Erfüllung auch dem österreichisch-ungarischen Verkehr zu Statten kommen wird, bildet die baldige Herstellung einer Eisenbahn-Anschlußbrücke über die Donau zwischen Giurgewo und Rustschuk, worüber ein definitives Einverständniß mit der hohen Pforte bisher leider nicht erzielt werden konnte.

Ein wichtiges Desideratum ist es ferner, daß die projektirten Arbeiten am eisernen Thore in Angriff genommen und vollendet werden mögen.

Es muß der fürstlich-rumänischen Regierung nachgerühmt werden, daß sie auch in anderer Richtung Hemmungen des Verkehrs zu beheben und diesen auf eine geregelte und gesicherte Grundlage zu stellen bemüht ist. So soll ein den Douanendienst regelndes Gesetz Anfangs April 1876 in Vollzug gesetzt werden. Einen noch entschiedeneren wirthschaftlichen Fortschritt bezeichnet aber sicherlich die von der genannten Regierung mit der Regierung der k. und k. Monarchie kürzlich abgeschlossene Convention über die gegenseitigen Handels-, Verkehrs- und Zollverhältnisse. Es gereicht auch gewiß der fürstlichen Regierung und den rumänischen Kammern zur hohen Ehre, daß sie sich durch die ebensowenig erwartete als erbitterte Anfeindung, welche die in Rede stehende Convention in einem Theile der rumänischen Presse, in Volksversammlungen und auch im Schoße der Kammern selbst zu erfahren hatte, nicht beirren ließ und an dem nach den langwierigsten, mühevollsten und im Geiste gegenseitiger Rücksicht und Billigkeit durchgeführten Verhandlungen schließlich errungenen und für beide

Theile günstigen Resultate unerschütterlich festhielt. Die Opposition hat diesen Kampf mit einem solchen Aufwande von Talent und zugleich mit einer solchen Leidenschaft geführt, daß sie eine bedeutende Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlen konnte, um so weniger als unter den Widersachern der Convention sich viele Persönlichkeiten befanden, welche ein großes Ansehen im Lande genießen und deren Meinung eine berechtigte Autorität für sich in Anspruch nehmen kann. Dennoch dürften jene so erbitterten Anfeindungen der gedachten Convention mehr durch den Parteigeist, als durch gegründete wirthschaftliche Ueberzeugungen zu erklären sein. Wenn die Convention für die österreichisch-ungarische Monarchie als vortheilhaft anerkannt werden muß, so ist sie es nicht minder für Rumänien; die entgegengesetzte Anschauung beruht aber auf einem Standpunkte, der hoffentlich bald überall zu den überwundenen gehören wird, auf dem Standpunkte nämlich, daß der wirthschaftliche Vortheil des Einen den Ruin des Andern bedeute.

Dem vollen wirthschaftlichen Aufschwunge Rumäniens stehen zwei Haupthindernisse entgegen, welche sich auf lange hinaus in allen Produktionszweigen fühlbar machen dürften, und diese sind: unzureichende Arbeitskräfte und unzureichendes Kapital. Diese Mängel stehen überall im Wege, hemmen den rationellen und intensiven Bau des fruchtbaren Bodens, die Ausbeutung der reichen Mineralschichten und jegliche nennenswerthe Industrie.

Ueber 80 Prozent der Gesammtbevölkerung Rumäniens beschäftigt sich mit der Bodenkultur. Bis zum Jahre 1864 dominirte der große Grundbesitz, obgleich schon damals 3,000,000 Pogon Land (1 Pogon = 50.11 acres) den freien Besitz von Landleuten bildeten. Die Leibeigenschaft hatte sich aber bis zu dem besagten Jahre erhalten. In

Folge der Grundablösung gingen weitere 3,000,000 Pogon in das Eigenthum kleiner Grundbesitzer über.

Was das Ackerbausystem betrifft, so herrscht heute noch die Fruchtwechselwirthschaft, u. z.:

3jährige Brache Reps oder Mais, Weizen,
2jährige Brache Mais, Weizen,
Brache, Weizen.

Dieser Fruchtwechsel, wobei Getreide jahrelang meist ohne Düngung auf demselben Boden gewonnen wird, kann nur als verderblich angesehen werden und heute schon hat das Getreide an vielen Orten an Quantität und Qualität verloren. Der Anbau der Futterpflanzen ist noch sehr vernachlässigt und die Kleinwirthschaft fast gänzlich unbekannt.

Hingegen nehmen die Weiden 5,845,135 und die Wiesen 1,848,775 Pogon ein, ohne daß für ihre Kultur das Geringste geschieht, so daß in trockenen Jahren dieselben oft ganz verbrannt werden und der Bauer seinen Viehstand einschränken muß.

Ein Fortschritt in der Landwirthschaft wird ohne Zweifel durch die bedeutende Einfuhr landwirthschaftlicher Maschinen bezeugt. Im Jahre 1873 befanden sich im Lande 223,496 Pflüge (unter denen 37,661 Kunstpflüge), 470 Säemaschinen und 989 Dampf-Dreschmaschinen.

Dem Mangel an Arbeitern wird, jedoch nur in einem beschränkten Maße, durch Zuströmen von Arbeitern aus Siebenbürgen abgeholfen.

Hingegen ist es zu bedauern, daß von der intelligenten städtischen Bevölkerung sich fast Niemand der Bodenkultur widmet, was damit zusammenhängt, daß keine Anstalten für einen solchen Unterricht im Lande bestehen, und diejenigen, welche die Mittel haben, in's Ausland zu gehen, sich zu den angeseheneren Beschäftigungen der Beamten, Advokaten und Aerzte heranbilden.

Erst seit Kurzem geben sich die Großgrundbesitzer (Bojaren) selbst mit der Bewirthschaftung ihrer Güter ab. Von großer Bedeutung für die Bodenkultur dürfte es sein, daß ein ungeheuerer Grundbesitz in den Händen der Regierung sich befindet, dessen Ertrag sich jährlich auf 17 bis 18 Millionen Frs. beläuft. Nur ein kleiner Bruchtheil dieses großen Gütercomplexes wird vom Staate in Regie verwaltet; weitaus die größere Anzahl der betreffenden Güter wird verpachtet.

Wenn auch der Regierung dadurch Gelegenheit geboten wird, den Pächtern gewisse Bedingungen zur Hebung der Kultur vorzuschreiben, so zeigt doch die Erfahrung, daß der Ertrag der verpachteten Güter gering und die Ausbeutung eine wenig rationelle ist. Es ist daher der jährliche Verkauf von Gütern keineswegs als ein Unglück anzusehen. Das finanzielle Ergebniß sowohl der Verpachtungen als auch des Verkaufes ist nicht befriedigend, woran wohl der Mangel an rationellen Landwirthen, die theilweise Ausschließung der Ausländer und der vollständige Ausschluß der Juden von Erwerbung des Grundeigenthums Schuld tragen mag.

Im Jahre 1874 hat sich die rumänische Regierung vielfach mit der Frage der Bewässerung der Felder beschäftigt und zu diesem Zwecke den Ingenieur Gioja aus Italien berufen.

Auch die Gründung eines landwirthschaftlichen Kredits, Crédit agricole, wurde vielfach ventilirt — der Crédit foncier hat im Jahre 1874 zu functioniren begonnen und nicht unbedeutende Darlehen abgeschlossen, doch ist dessen Wirksamkeit noch nicht ausgedehnt genug.

Das Associationswesen ist überhaupt in Rumänien noch in der Kindheit, es besteht kein einziger landwirthschaftlicher Verein.

In neuerer Zeit haben sich hier zwar Gesellschaften zur

Hebung der Pferdezucht, Société équestre und der Jockey-Club, gebildet, welche Wettrennen veranstalten werden. Die Regierung hat für die Errichtung eines Gestütes zunächst für Militärzwecke 80,000 Frcs. von den Kammern bewilligt erhalten.

Wenn die Bodenkultur in einem langsamen Fortschritt begriffen ist, kann man dasselbe von der Viehzucht nicht sagen.

Im Jahre 1860 besaß das Land:

	542,786	Pferde,
	1,351,403	Rinder,
	10,000	Büffel;
im Jahre 1874:	346,685	Pferde,
	1,000,000	Rinder,
	10,000	Büffel.

Die Verminderung der Rinder erklärt sich nur zum Theil durch die Viehseuche, zum Theil dürfte die Unmöglichkeit der Erhaltung in Folge der ungünstigen Ernten daran Schuld tragen.

In Beziehung auf das Veterinärwesen ist im Jahre 1874 ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen, indem die Regierung auf Grundlage der internationalen Reglements Verordnungen ausgearbeitet und energische Maßregeln gegen die Einschleichung der Rinderpest aus Rußland getroffen hat.

Bezüglich der Bodenkultur stehen uns folgende statistische Daten (nach Aurelianu) zu Gebote.

Auf der kultivirten Bodenfläche von 16,807,545 Pogon wird gebaut:

Weizen	1,119,119	Pogon,
Roggen	221,547	„
Gerste	453,928	„
Hafer	259,860	„
Mais	2,069,510	„
Hirse	252,860	„
Gemüse und verschiedene Pflanzen .	204,080	„

Ferner nehmen ein:

Obstgärten	308,477	Pogon,
Wiesen	1,848,775	„
Weiden	5,845,135	„
Weingärten	191,307	„
Wälder	4,029,947	„

Eine mittlere Ernte ergibt folgenden Ertrag:

						Francs.
Weizen . .	2,217,343	Kile	im	Werthe	v.	221,734,300
Roggen . .	363,436	„	„	„	„	18,171,800
Gerste . .	1,169,243	„	„	„	„	46,769,720
Hafer . .	258,640	„	„	„	„	775,920
Mais . .	2,984,059	„	„	„	„	149,202,950
Hirse . .	368,816	„	„	„	„	11,064,980
Bohnen u. Linsen	12,806,502	Oka	„	„	„	3,844,950
Hanf . .	1,628,361	„	„	„	„	1,162,836
Leinen . .	633,754	„	„	„	„	823,980
Tabak . .	1,480,660	„	„	„	„	4,441,980
Kartoffeln .	9,247,943	„	„	„	„	462,397
Heu		„	„	„	„	30,000,000
Wein . .	4,108,704	Vadra	„	„	„	48,000,000
Rakii . . .	7,624,230	„	„	„	„	30,000,000
Forstprodukte		„	„	„	„	94,000,000
Gartenprodukte		„	„	„	„	20,000,000
			Zusammen	. .		680,455,813

Die Produktion an Thieren schätzt Aurelianu wie folgt:

Pferde, Esel und Maulthiere . . .	12,000,000	Frcs.
Rinder: Fleisch, Milch, Butter, Haut, ausgeführte Thiere	89,000,000	„
Wolle, Seide, thierisches Haar . . .	10,000,000	„
Fischfang und Jagd	24,000,000	„
Seide, Maulbeersamen	3,500,000	„
Honig, Wachs, Vögel, Schafe . . .	12,000,000	„
Summe .	150,500,000	Frcs.

Rumänien, in welchem der Waldboden den sechsten Theil der gesammten kultivirten Bodenfläche einnimmt (4,029,947 Pogon), galt bis in die neueste Zeit als überreich an Holz. Es stellt sich jedoch heraus, daß bisher mit den Wäldern auf eine unverantwortliche Weise gewirthschaftet worden ist. Die Devastation war eine ungeheuere, vielfach einer vollkommenen Entwaldung gleichkommend. Die Folge der Ausrottung der Wälder zeigte sich aber auch in einer Veränderung der klimatischen Verhältnisse, in der Verminderung der Regenmenge und in Folge dessen einer Dürre, welche seit mehreren Jahren die Produktion des Bodens lähmt. In gleichem Maße, als das Bedürfniß das Holzes im Lande gestiegen ist, hat auch die Ausbeutung zugenommen. Das Bedürfniß beläuft sich bei einer Bevölkerung von gegen 5,000,000 Seelen und bei Eisenbahnen und Telegraphen in der Länge von über 1,333 Kilometern und 3,420 Kilometern auf ungefähr 26,500,000 Kubikmeter; da aber die Wälder Rumäniens in der Ausdehnung von 2,000,000 Hektaren bei rationeller Ausbeutung nur jährlich 6 ½ Million Kubikmeter ergeben können, so ergibt sich ein jährlicher Mehrbedarf von 20 Millionen Kubikmetern, welcher entweder durch Import aus dem Auslande, oder aber durch weitere Devastationen gedeckt wird. Hierdurch erklärt sich der auffallende Umstand, daß Rumänien so bedeutende Mengen Holz und andere Brennstoffe aus dem Auslande importirt.

Von dem Waldboden gehören:

dem Staate	1,400,000	„
dem Kloster St. Spiridion in Jassy	34,000	„
den Spitälern in Bukarest . . .	50,000	„
Communen und Privaten	2,545,947	„
	4,029,947	Pogon.

Der Ertrag der dem Staate, öffentlichen Anstalten und Corporationen gehörigen Wälder wird abzüglich der Administrationskosten auf durchschnittlich 13,550,000 Francs berechnet.

Von Seiten der Regierung wurde bis in die neueste Zeit die Forstwirthschaft ziemlich vernachlässigt. Es bestanden wohl einzelne Verordnungen, das Forstwesen betreffend, die sich jedoch schon längst als ungenügend herausgestellt haben; nun ist aber ein neues Forstgesetz ausgearbeitet und in den Deputirtenkammern verhandelt worden, welches bedeutende Verbesserungen enthält. Allein, was die Hauptsache ist, es fehlt an einem geschickten Forstpersonale. Es besteht nun allerdings die Centralschule für Ackerbau und Forstwirthschaft in Ferestreu, allein es sind erst 70 Eleven bis jetzt aus derselben (seit 1869) hervorgegangen, was natürlich nicht genügen kann.

Rumänien besitzt wenig oder gar keine eigene, über die bloße Hausindustrie und die einfachste landwirthschaftliche Industrie hinausreichende industrielle Produktion. Es fehlt nicht an patriotischen Bestrebungen, eine solche zu gründen, Bestrebungen, welche die Regierung ihrerseits zu unterstützen und zu ermuthigen geneigt scheint. Allein gerade hier bilden Kapital- und Arbeitermangel ein kaum zu überwindendes Hinderniß. Die Bevölkerung, welche für den Bodenbau nicht hinreicht, ergibt keinen für die Industrie verfügbaren Ueberschuß, und die wenigen Arbeitskräfte, die allenfalls da sind, muß jeder Unternehmer vorerst selbst schulen. Allein die Unternehmer selbst bedürfen bei dem heutigen Stande der Industrie spezieller Kenntnisse, welche in Rumänien schwer zu erwerben sind. Junge Leute, welche zu ihrer Ausbildung in's Ausland reisen können, wählen aber in der Regel die für höher gehaltenen gelehrten Be-

rufe. Was ferner das Kapital betrifft, so ist selbes für industrielle Unternehmungen im Allgemeinen um so weniger verfügbar, als der gewöhnliche Zinsfuß zu hoch und lockend ist, als daß gewagte Unternehmungen eine Anziehung auf dasselbe ausüben könnten. Der Rumäne ist übrigens seiner natürlichen Anlage nach Feldarbeiter und so wenig derselbe selbst die mühevollsten Feldarbeiten scheut, so sehr scheint ihm die unverdrossen gleichmäßige industrielle zu widerstreben. Selbst die gewöhnlichsten Gewerbe werden in der Regel durch Fremde oder Zigeuner betrieben, und wo man dennoch Gewerbetreibende unter rumänischen Namen findet, entdeckt man häufig, daß man es in der Wirklichkeit mit rumänisirten Bulgaren zu thun hat. Aus diesen und verwandten Gründen haben die bisherigen Versuche zur Gründung einer nationalen Industrie wenig Erfolg gehabt.

Unter den in Rumänien bestehenden Fabriken ist die Dampfmühle der Herren Gerbolini und Borgetti in Galatz zu erwähnen, welche hauptsächlich für den Export nach Constantinopel arbeitet (1,000,000 Oka jährlich). Die Bierbrauereien in Bukarest und in Galatz leisten Bedeutendes.

Während eine von N. Baleanu gegründete Stearinkerzenfabrik schon längst zu Grunde gegangen ist, hat die Galatzer Kerzen- und Seifenfabrik Foulquier Blanc einige Jahre prosperirt.

Eine Conserve-Fleischfabrik in Galatz hat dagegen schon seit mehreren Jahren den Betrieb eingestellt. Für Tuchfabrikation wurden Fabriken in Nemtzu, in Dragomiresti und in Bukarest gegründet. Alle diese Fabriken haben längst den Betrieb eingestellt. Im Jahre 1874 wurde der Vorschlag gemacht, die Tuchlieferung für die Armee einem Unternehmer, welcher die Tuchfabrik der Sträflinge in Oena leitet, zu übergeben und ihm als Arbeiter einige Hundert Sträflinge zu überlassen. Allein die Kammer sträubte sich

dagegen, ein solches Monopol zu schaffen, und beschloß eine allgemeine Lizitation auszuschreiben.

In ähnlicher Weise wurde hinsichtlich der Papierlieferung für das Aerar vorgegangen und wurden auch hier für die Errichtung einer Fabrik in Rumänien durch einen Rumänen besondere Begünstigungen festgesetzt.

Rumänien bleibt in Bezug auf industrielle Erzeugnisse hauptsächlich und fast ausschließlich von den Importen aus dem Auslande abhängig, und es ist nicht abzusehen, wie sich dieses Verhältniß ändern sollte, denn die einzigen Mittel, welche die Gründung einer eigenen Fabrikindustrie daselbst ermöglichen könnten, widerstreben dem noch immer herrschenden exclusiven Geiste der rumänischen Patrioten zu sehr, als daß deren Anwendung erhofft werden könnte. Es müßte nämlich hauptsächlich auf ausländische Arbeiter, Unternehmer 2c. 2c. gerechnet werden, und das will man nicht.

Aus den angedeuteten Verhältnissen ergibt sich von selbst ein Rückschluß auf die allgemeine Beschaffenheit des auswärtigen Handels Rumäniens. Derselbe beruht der Hauptsache nach auf dem Austausche eines Ueberschusses von Produkten des Bodens und der Viehzucht gegen Fabrikate, Colonialwaaren und Luxusgegenstände. Er betrug in den Jahren 1873 und 1874 159, respective 136 Millionen Francs in der Ausfuhr, 85, resp. 92 Millionen Francs in der Einfuhr, je 6 1/2 Millionen Francs in der Durchfuhr. Es kommt hierbei in Betracht, daß in beiden Jahren die Ernte mittelmäßig und die auswärtigen Conjuncturen ungünstig waren; ferner bleiben die offiziellen Angaben, welche auf den Zollregistern beruhen, bedeutend hinter dem wirklichen Zollergebnisse zurück. Die Hauptexportgegenstände lieferten in den besagten Jahren, auf Grund derselben Angaben, folgende Werthe, nämlich:

		1873	1874
Getreide	Mill. Frcs.	107,5.	101,4.
Thiere	„ „	17,8.	14,3.
Thierische Produkte, Salz, Petroleum u. dgl. . .	„ „	33,7.	20,3.

An der Einfuhr nach Rumänien ist Oesterreich-Ungarn hauptsächlich mit folgenden Artikeln betheiligt: Zucker, Bier in Flaschen und Fässern, Wein desgleichen, Brenn- und Werkholz, Steinkohlen und anderes Brennmaterial, Baumaterial, Farbe- und Gerbestoffe, Mineralwässer, Seiler-, Leinen- und Wollwaaren, Papier-, Leder-, Holz-, Glas-, Thon-, Eisen- und Zündwaaren. Auch Kurzwaaren setzt Oesterreich-Ungarn in bedeutender Menge in Rumänien ab, doch ist hier bereits eine fühlbare Concurrenz, die sich nicht beseitigen läßt. Noch mächtiger und theilweise sogar überwältigend erweist sich die Concurrenz fremder Staaten in nachstehenden Artikeln: Parfumeriewaaren, Baumwoll-, Leinen- und Wollengarnen, Baumwollwaaren, endlich in Seidenwaaren, wovon Oesterreich-Ungarn fast nichts einführt.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, auf die Verhältnisse des auswärtigen Handels von Rumänien in detaillirterer Weise einzugehen, indem ja ohnehin in den durch das k. k. Handelsministerium und das k. ungarische Handelsministerium publizirten periodischen Handelsberichten der k. und k. Consulate in Rumänien alle bezüglichen Daten mit dem ganzen verfügbaren Detail mitgetheilt sind. Das hier Gesagte dürfte aber genügen, um die wirthschaftliche Stellung Rumäniens und seine commercielle Bedeutung für die nachbarliche österreichisch-ungarische Monarchie zu kennzeichnen. Diese Bedeutung kann mit der zunehmenden Entwicklung Rumäniens und bei der aufmerksamen Pflege, welche die fürstliche Regierung gerade auch dem wirthschaftlichen Fortschritte des Landes zuwendet, nur zunehmen, und es ist die Erwartung

berechtigt, daß die durch eine besondere Convention gesicherten, neuen und wichtigen Eisenbahnverbindungen der österr.-ungar. Monarchie mit diesem Lande, die vertragsmäßige Regelung der Verkehrs- und Zollverhältnisse zwischen ihnen, sowie endlich die freundnachbarlichen Beziehungen, welche die Regierungen unter einander unterhalten, mächtig dazu beitragen werden, um auch der commerciellen Bewegung zwischen den beiden Ländern jene naturgemäße Ausdehnung und Kraft zu geben, welche die Nachbarschaft und die Ergänzungsfähigkeit der beiderseitigen Produktions-, Consumptions- und Handelsgebiete erhoffen lassen."

Soweit Herr von Haan*).

Zum besseren Verständniß will ich noch hinzufügen, daß Maß und Gewicht in Rumänien zwar durch ein Gesetz aus den letzten Jahren des Prinzen Cusa auf metrischem Fuße geregelt sind. Allein diese Reform ist nicht in das Volk eingedrungen. Dieses bedient sich vielmehr immer noch folgender Bezeichnungen, welche aus den türkischen Zeiten herstammen:

1 Pogone gleich 0 Hektar, 5,
1 Falche " 1 " 4, (Flächenmaß)
1 Kile " 5 Hectol. 11, (Hohlmaß)
1 Oka " 1 Kilogr. 287, (Gewicht).

*) Sehr vollständige, jedoch zum Theil vielleicht schon etwas veraltete Nachweisungen findet man in dem, aus Anlaß der letzten Pariser Weltausstellung nach officiellen Quellen zusammengestellten, empfehlenswerthen Buche „Notice sur la Roumanie, principalement au point de vue de son économie rurale, industrielle et commerciale. Avec une carte de la principauté de Roumanie. Paris, A. Franck, Rue Richelieu 67." Eine Zusammenstellung der historisch-antiquarischen Literatur enthält die „Bibliographia Daciei. Indice de scrieri attingatore de vechii locutori ai Daciei." (Buccuresci, Typographia Curtii, 1872.)

Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß das administrative, bureaukratische, fiskalische, polizeiliche 2c. Personal in Rumänien so zahlreich ist, daß auf den Kopf der Bevölkerung weit mehr Beamte kommen, als in Preußen, und sogar mehr als in Frankreich. Dabei ist die Maschinerie so complicirt, daß sehr oft ein Rad das andere hindert und viele der Räder überhaupt gar nicht gehen, obgleich sie gehörig mit Oel geschmiert werden müssen. Auch die Justiz ist außerordentlich sumptuös ausgestattet. Das kleine und dünnbevölkerte Land hat einen „Obersten Gerichts- und Cassations-hof", vier große Appellhöfe, dreiunddreißig Tribunale erster Instanz und dreiunddreißig Schwurgerichtshöfe, und außerdem noch Handelsgerichte und Friedensrichter. Die Todesstrafe ist abgeschafft, die Kapitalverbrecher werden auf Lebenszeit in die Berge zur Zwangsarbeit geschickt, ähnlich wie die Römer ihre Sklaven „ad metalla" schickten, was man damals schon als eine qualificirte Todesstrafe betrachtete, welche das Angenehme, d. h. das gänzliche Verschwinden dieser Menschen auf Nimmerwiedersehen, mit dem Nützlichen, d. h. mit der Ausbeutung ihrer Körperkräfte, vereinigt. Die Advokaten sind in Rumänien zahllos, wie Sand am Meere. Ihr Einkommen soll sich sehr hoch belaufen, und daneben widmen sie ihre Mußestunden, deren sie nicht wenige zu haben scheinen, mit großem Eifer der Politik. Die Prozesse gehen hier sehr langsam. Das Verfahren ist zwar öffentlich und mündlich, und die Prozeßordnung macht, wenn man dieselbe liest, einen recht westeuropäisch-anheimelnden Eindruck. Allein, in der Praxis gestaltet sich die Sache etwas anders; denn man kann beinahe in jedem Stadium des Verfahrens Neues vorbringen; und wenn dies geschieht, dann wird die Sache verschoben, nicht auf Tage, nicht auf Wochen, sondern häufig auf Monate. Die Prozesse nehmen kein Ende; hat aber der Kläger ge-

wonnen, so fangen die Hauptschwierigkeiten erst mit der Execution an.

Unter diesen Umständen, sagte ich meinem rumänischen Gewährsmann, würde ich es für eine Thorheit halten, einen Prozeß zu beginnen; wer es aber dennoch thut, der hat dann kein Recht, wider Richter und Advokaten zu klagen.

— „Ja," erwiderte er, „Sie haben gut reden. Bei Ihnen mag das vielleicht so sein, daß man einem Prozeß aus dem Wege gehen kann. Bei uns ist es anders. Das fängt von Oben schon an. Da sind unsere Bojaren. Sie haben jetzt keine politischen Privilegien mehr. Auch die Leibeigenschaft ist, schon zu Zeiten des Prinzen Cusa, abgeschafft worden. Die Bauern sind nicht mehr an die Scholle gefesselt. Früher mußte der Bauer dem Bojaren jährlich mindestens dreißig Tage frohnden. Er hatte kein Land und kein Vieh. Beides gehörte dem Bojaren, welchem der Bauer dafür einen jährlichen Canon zahlte. Jetzt ist das Alles anders. Man hat dem Bauer ein Stück Land zugetheilt, worauf er als freier Mann wirthschaftet. Allein dieser Lappen ist zu klein, um den Appetit eines, ohnedies nicht allzu regsamen Menschen zu reizen. Alles übrige Grundeigenthum besteht in Latifundien, welche die Bojaren besitzen. Wenn sie klug wären, die Bojaren, dann würden sie einen Theil ihrer endlosen Ländereien parzelliren und an die einheimischen Bauern oder an heranzuziehende Colonien verkaufen oder verpachten. Aber dazu sind die Bojaren zu indolent. Sie verpachten an Spekulanten und Unternehmer en gros. Mit dem Bauer haben sie gar keine Berührung. Sie genießen daher auch nicht einen Schatten jenes Ansehens, welcher dem größeren Grundbesitzer, wenn er sich der öffentlichen Interessen annimmt und sich mit Eifer der Landwirthschaft widmet, von der Landbevölkerung niemals versagt wird. Der rumänische Bauer kennt nur den In-

spektor des Bojaren, und den Generalpächter oder, wie man in Ungarn sagt, den Arendator; der Bauer erfährt kaum etwas davon, wenn das Eigenthum an dem Latifundium wechselt. Der Bojar meidet um jeden Preis den Aufenthalt auf dem Lande. Der Grund ist erklärlich. Ich habe vielfach von alten Leuten, welche die türkischen Zeiten noch mitgemacht haben, erzählen hören, wie es damals zuging. Die Bojaren wagten es kaum, auf ihren Landsitzen zu residiren, — aus Furcht vor den Türken. Und wegen dieser Besorgniß glich der Landsitz (Sie werden sich bei vielen noch durch Autopsie davon überzeugen), mehr einer kleinen Festung oder einem Blockhaus, als einer luxuriösen und freundlichen Villa. Es war ein einfaches massives Haus, mit klafterdicken Mauern und Schießscharten, in der Regel von einer Ringmauer, oft auch mit Gräben nebst Zugbrücken umgeben. Das Mobiliar war einfach. Es bestand. aus Kostbarkeiten von geringem Umfang und aus Decken und Polstern u. dgl.; Alles war immer gepackt. Hieß es, die Türken kommen herangesprengt, dann suchte man mit seinem Mobiliar zu entfliehen. War es dazu schon zu spät, dann mußte man es auf eine kleine Belagerung ankommen lassen, die manchmal ein recht böses Ende nahm. Dies veranlaßte die Bojaren schon seit lange, ihren einsamen Landsitzen mit den cyklopischen Mauern Valet zu sagen und in Bukarest zu residiren, wo sie Gesellschaft, Spiel und sonstige Kurzweil genoßen. Freilich war's auch danach. Sie hatten nämlich auch in Bukarest ein jeder sein befestigtes Kastell, ähnlich wie die Palazzi der mittelalterlichen Großen in Rom und in Florenz; und in der Regel hauste ein Jeder mit Frau und Kind und Kegel und einer außerordentlich zahlreichen Dienerschaft, welche sich, in Ermangelung wirklicher Arbeit, des Lungerns, Observirens, Klatschens und Lügens befleißigte (der Leibzigeuner rühmte sich zuweilen der Gunst

der hohen Dame des Hauses), für sich in seinem Palazzo. Aber daneben fanden auch Einladungen statt, welche an die polnische Wirthschaft erinnern. Es waren Masseneinladungen, in Folge deren der eine Bojar zu dem andern auf einige Tage in dessen Kastell übersiedelte, und zwar nicht allein, sondern mit seiner ganzen Familie nebst Zubehör und seiner ganzen, nicht nur männlichen, sondern auch weiblichen Dienerschaft. Während dieses Zusammenlebens, — man kann das aber nicht gut auf Deutsch sagen, — drücken wir uns, also lieber so aus: Während dieses Conviviums — oder wollen Sie es lieber „συμπόσιον" oder „αγάπη" nennen? — wurde nicht nur ohne Aufhören gegessen und gespielt, sondern daneben auch noch allerseits quoad posse Baccho et Veneri gehuldiget, und zwar letzteres ohne Unterschied zwischen der dienenden und der herrschenden Klasse. Dieses „noble divertissement" wurde so lange fortgesetzt, bis die Vorräthe und Kräfte erschöpft waren; nach kurzen Intervallen aber wurde es auf der Reihe herum wiederholt, und zwar, da der Einladenden und der Geladenen Viele waren, mit Grazie in infinitum. Ich erzähle Ihnen Das Alles nur, um Ihnen zu zeigen, wie es kam, daß unsere Bojaren — oder wie wir Rumänier vom Standpunkte unseres heutigen „constitutionellen Rechtsstaates" aus sagen müssen —: unsere Großgrundbesitzer dem Landleben entfremdet wurden. Seitdem aber Rumänien mit der großen Welt in Berührung kam, genügt ihnen auch Bukarest nicht mehr. Sie suchen am liebsten Paris oder die Bäder und Spielhöllen von Westeuropa auf, um sich dort durch Spiel und unsinnigen Luxus möglichst zu ruiniren. Erst wenn ihnen dies vollständig gelungen, kehren sie in ihr Vaterland zurück, um sich um ein Mandat oder ein Amt, oder noch lieber um eine Sinecure zu bewerben. Mit ihrem Territorialbesitz stehen sie nur insoweit in einem Zusammen-

hange, als sie möglichst schnell und möglichst viel Geld davon herauszuschlagen suchen, um es im Ausland zu verschwenden. Namentlich verkaufen sie um Schleuderpreise im Voraus die ausstehenden Pachtgelder und die bevorstehenden Ernten. Vielleicht, sollte man denken, könnten sie durch die Frauen zu einer besseren Lebensweise bekehrt werden; aber auch hier ist keine Hoffnung. Unsere vornehmen Frauen lieben das Landleben noch weniger, als die Männer. Auch sie gehen gerne in's Ausland. Ist eine solche Dame in Bukarest, so führt sie ein müßiges Leben, das ein wenig an das Harems-Dasein in der Türkei erinnern würde, wenn ihnen nach Außen nicht die vollste Freiheit, ja Zügellosigkeit gewährt wäre. Sehen Sie, was hier die Prinzessin Aurelia Ghika, eine Französin von Geburt, über die vornehmen Damen in der Walachei schreibt, es ist heute, nach einem Vierteljahrhundert, noch die volle Wahrheit."

Er reichte mir ein Buch, betitelt: „La Valachie moderne. Par Madame la princesse Aurélie Ghika", (Paris, Comon, 15 Quai Malaquais, 1850). Ich habe dasselbe später zu Hause vollständig gelesen. Es ist der Verherrlichung von Land und Leuten der Walachei gewidmet, und die Verfasserin sieht Alles von der glänzendsten Seite, vorausgesetzt, daß eine solche vorhanden. Ich will hier nur ihre Schilderung der walachischen Damen extrahiren.

„Die Damen," sagt die Prinzessin, „sind hübsch und brünette. Ihre schwarzen Augen haben jene schmachtende Anmuth, welche man im Oriente so häufig im Blicke der Frauen findet. Aber es liegt darin weder die italienische Morbidezza, noch die Leidenschaft der Spanierin. Vielmehr überwiegt die Heiterkeit und die Abneigung gegen jede ernsthafte Verpflichtung. Die schön geschwungenen Augenbrauen sind oft zu dicht und streben sich an der Nasenwurzel zu

vereinigen, was den Adel und die Freiheit der Stirne beeinträchtigt. Der obere Theil des Gesichts ist in der Regel feiner als der untere, der zuweilen durch den Mund entstellt wird. Sie verstehen überhaupt nicht die Grazie des lächelnden Mundes, die ganze Physiognomie concentrirt sich vielmehr in dem Ausdrucke der Augen. Der Einfluß der Frauen ist groß und evident; aber er beruht, wie in Italien, mehr auf sinnlichen, als auf geistigen Beziehungen. Ihre Lebensweise ist sehr träge. In der Zurückgezogenheit eines großen Salon, der mit Wiener Möbeln und Pariser Stoffen decorirt ist, in Gesellschaft einiger Damen ihres Gefolges, auf einem Diwan halb sitzend, halb liegend, ist die Dame mit nichts beschäftigt, als mit dem Gedanken an ihre Schönheit und mit der Pflege ihrer Toilette. Sie läßt die Stunden vorüberstreichen ohne Beschäftigung, ja fast ohne alle Bewegung. In einer so enge begrenzten Gesellschaft gibt es tausend Dinge, die Freuden und Qualen bereiten, und man widmet ihnen alle Kräfte des Geistes, die man zur Verfügung hat. Die Liebe feiert Triumph; die Eifersucht und die Rivalität erzeugt gründlichen Haß; und die Koketterie gewährt Rache. Den Mann findet man den Tag über sehr selten bei seiner Frau. Das Spiel und anderweite Beschäftigungen nehmen ihn in Anspruch. Und auch Abends gehen beide Eheleute nicht gemeinschaftlich zur Promenade, sondern jeder Theil für sich allein. Eine walachische Dame geht nur wenig oder gar nicht zu Fuß. Unter „Promenade" versteht sie nichts als zwei oder drei Mal die Chaussée (Kisseleff) entlang fahren."

Ich gab meinem Gewährsmann das Buch zurück mit der Frage: Aber wie hängt das alles zusammen mit der Zahl der Prozesse und der Advokaten? Denn so viel ich mich entsinne, waren wir von diesem Gegenstande ausgegangen?

— „Ganz richtig", sagte er, „und ich werde darauf zurückkommen, wenn Sie mir nur Gehör schenken wollen."

— Mit Vergnügen, denn Ihre Mittheilungen sind ebenso belehrend als unterhaltend.

— „Also, eine Unzahl von Prozessen ist eine soziale Krankheit, oder wenigstens das Symptom einer solchen; und ich möchte ihnen die Krankheitsursachen enthüllen: Obgleich ein guter rumänischer Patriot, darf ich dies doch thun, weil ich die Ueberzeugung habe, daß unser Land und unser Volk im Uebrigen kerngesund ist. Was die Bojaren anlangt, so habe ich mit ihnen kein Mitleiden. Mögen sie die Folgen ihrer Fehler auf sich nehmen. Die Latifundien derselben werden in andere Hände übergehen. Sie werden parzellirt werden. Inzwischen wird sich die bäuerliche Bevölkerung vermehren. Es wird mehr Geld in das Land kommen. Die Bauern werden vielleicht im Stande sein, die aus den Latifundien hervorgegangenen Parzellen zu erwerben, und das bis jetzt verwahrloste Land wird dann unter ihren fleißigen Händen hundertfache Früchte tragen. Soweit also wäre Alles gut. Aber da kommt wieder eine neue Krankheit dazwischen. Das sind die Juden. Ich meine nicht die Juden, welche aus Deutschland und aus Westeuropa kommen. Auch nicht die Sephardim, d. h. jene Juden, die vor der Inquisition aus Spanien entflohen sind und bei den Muhamedanern eine Unterkunft fanden, welche ihnen die Christen ihrer Heimath verweigerten. Ich meine nur die Juden aus Rußland und Polen, welche uns gleich einer Sündfluth überschwemmen und sich wie die Heuschrecken vermehren. Die deutschen und die spanischen Juden sind gebildete und unterrichtete Leute von guter Erziehung, aber diese Polen sind das Gegentheil. Ihre Glaubensgenossen aus Spanien und Deutschland wollten eigentlich auch nichts von ihnen wissen; und wenn sie ihnen Almosen und

Unterstützung gewähren, so geschieht dies nur, um einer obligatorischen Glaubensvorschrift zu genügen. Im Grunde des Herzens sind ihnen diese Leute ebenso zuwider, wie uns, den Rumäniern. Diese feindliche Invasion, von welcher ich spreche, kommt aus Rußland, um sich den strengen Vorschriften zu entziehen, welche dort in neuerer Zeit gegen sie erlassen worden sind, während sie früher dort begünstigt wurden und der erste Czar sogar die Idee gehabt haben soll, im Orient ein jüdisches Reich aufzurichten, mit Zarigrad (so nennen die Russen schon im Voraus Constantinopel) als Hauptstadt (?). Noch mehr kommen aus Galizien, um sich der Wehrpflicht zu entziehen. Die letzteren stellen sich vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht unter den Schutz der österreichischen Flagge, unter die Gerichtsbarkeit des österreichischen Generalconsuls. Und Oesterreich, das immer auf der Suche ist nach einem Vorwand zur Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten, ertheilt ihnen von Herzen gerne die Absolution für ihre Abneigung gegen den Militärdienst, weil sie ihm dagegen einen anderen Dienst erweisen, nämlich den, unsere eiternde Wunde noch mehr zu vergiften*). Sie dürfen es deshalb Jung-Rumänien nicht verübeln, wenn es sich wie ein Verzweifelter wehrt, sowohl gegen den Handelsvertrag mit Oesterreich, wie gegen die Aufhebung der durch unsere gegenwärtige Gesetzgebung, sowohl in politischer und bürgerlicher, als auch in wirthschaftlicher Beziehung, den Juden auferlegten Beschränkungen. Halten Sie uns nur nicht für intolerant. Der Rumäne ist vielleicht für seine Person etwas

---

*) Siehe „Xavier Kieffer, Esquisse d'un voyage en Roumanie" (Altkirch, Bühler 1873), S. 52—54. Siehe dagegen: H. B. Oppenheim, Die Judenverfolgungen in Rumänien. Berlin, Stilke, 1873.

abergläubig, aber er ist weit entfernt von Verfolgungssucht und religiösem Fanatismus. Mit den Verfolgungen in Galatz haben wir Rumänen durchaus nichts zu schaffen. Es waren Griechen, welche diese Judenverfolgungen angestellt haben, wie denn Griechen und Juden sich nie miteinander vertragen, weil das Beiden gemeinsame eigenthümliche Handelsgenie sich zu scharfe Concurrenz macht und sie überall in die heftigste Opposition gegen einander bringt. Niemals werden in einem griechischen Lande die Juden gedeihen. Für uns Rumänen ist die Judenfrage eine politische und soziale Frage, welche mit dem Glauben gar nichts zu thun hat. Unsere polnische Juden kommen in Schaaren in das Land. Einer zieht den andern nach sich. Sie sind sehr sparsam und nüchtern. Sie verheirathen sich in frühester Jugend. Sie sind fruchtbar und mehren sich, wie es ihnen ihre Religion vorschreibt. Sie halten zusammen, wie Verschwörer, und sprechen eine Sprache, welche kein Mensch versteht, eine Mischung von deutschen und hebräischen Worten, welche man „Rothwälsch" nennt. Sie arbeiten sehr fleißig und zu so niedrigen Preisen, daß kein Anderer mit ihnen concurriren kann. Sie sind Blechschmiede, Schneider, Drechsler in Horn und Drechsler in Holz, Tischler, Möbelfabrikanten und Juweliere. Trotz ihrer Armuth verstehen sie, mittelst ihres Associationsgeistes den Handel an sich zu reißen. Ueberall drängen sie sich dazwischen. Sie pachten die Ländereien, die Erhebung der Accise, das Wege- und Brückengeld und submittiren auf die Lieferungen, welche die Regierung ausschreibt. Kurz, wir können nicht gegen sie aufkommen. Und so arbeitet das denn auf einander los. Die Fäulniß unserer oberen Schichten, die Gährung der unteren, das alles erzeugt eine soziale Zersetzung. Aus dieser Zersetzung ergibt sich dann die Unmasse der Prozesse und daraus die große Zahl von Advokaten, welche diesem

Uebergangsstadium, diesem allmäligen Fortschreiten des Ruins der Bojaren und dem minirenden Emporstreben der Juden, ihre großen Honorare verdanken*). Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, denn im Allgemeinen hat ein Fremder für unsere Zustände wenig Verständniß. Aber dennoch hoffe ich, Sie verstehen mich und werden mir Recht geben."

— Ich danke Ihnen für Ihre Auseinandersetzung. Ich verstehe Sie, aber ich kann Ihnen nicht Recht geben. Wenigstens nicht in Allem. Wenn Ihnen der Uebergangszustand, in welchem Sie sich befinden, unbehaglich ist — und ich bin weit entfernt, die Berechtigung dieses Gefühls zu bestreiten, — so machen Sie kurzen Prozeß. Entschließen Sie sich. Verzweifeln Sie an Ihrer eigenen Zukunft, dann kehren Sie rasch zur Vergangenheit zurück. Ueberwiegt der Abscheu vor der Vergangenheit, dann entschlossen vorwärts! Nur nicht zaudern und dadurch die Uebel der Vergangenheit und die der Zukunft zugleich heraufbeschwören. Nur nicht einzelne Klassen der Gesellschaft verantwortlich machen für Mißstände, welche in dem Gesammtzustand ihre Wurzel haben und welche nur durch den Entschluß und die Thatkraft der Gesammtheit beseitigt werden können. Nur nicht auf einem Sündenbock abladen, was das Volk verschuldet! Nicht Einzelne anklagen, wo Alle sündigen. Unter verschiedenen Umständen erzeugen dieselben Ursachen entgegengesetzte Wirkungen. Wir in Deutschland (abgesehen von einigen Narren, deren es überall gibt) halten z. B. sowohl die Advokaten als auch die Juden für recht nützliche Menschen, vorausgesetzt, daß man den richtigen Gebrauch davon macht. Ich behaupte immer: Jeder hat Juden und Advokaten, grade so viel und grade so gut, wie er sie ver-

*) Siehe „Xavier Kieffer," a. a. O. S. 42.

dient. Warum habt Ihr solche Bojaren und solche Bauern? Warum verbietet Ihr den Juden alle anderen Geschäfte mit Ausnahme des Zwischenhandels, der Spekulation und einiger weniger Handwerke? Warum verbietet Ihr ihnen namentlich den Erwerb ländlichen Eigenthums? Könnt Ihr Euch deshalb beschweren, daß sie alle Energie und alle Intelligenz auf das kleine Gebiet concentriren, das man ihnen freiläßt? Bei Ihren Nachbarn, den Ungarn, erhob sich neulich auch ein Hep=Hep=Geschrei. „Die Juden kaufen die Wälder der Magnaten," hieß es. Die Vernünftigen antworteten: „Wenn die Magyaren wirthschaftliche Sünden begehen, müssen sie die Folgen tragen." Damit war die Sache abgethan. Ist es mit den rumänischen Bojaren anders, als mit den ungarischen Magnaten? Im österreichischen Reichsrath verlangten die galizischen Abgeordneten stürmisch die Wiederherstellung der Strafgesetze gegen den Zinswucher, weil dort die Landbevölkerung durch den Wucher bis in's Ungeheuerliche ausgebeutet werde. Man untersuchte die Sache; und was war das Resultat? Die schreckliche Ausbeutung war zwar eine unbestreitbare Thatsache. Allein sie hatte ihren Grund erstens in der ungeheuerlichen Trägheit, Unwissenheit und Verkommenheit der Landbevölkerung und zweitens in dem Mangel an Grundbüchern, welche die unentbehrliche Voraussetzung des landwirthschaftlichen Credits bilden. Man beschloß daher, diese Mängel zu beseitigen, anstatt die Wuchergesetze wiederherzustellen, welche nur die Ausbeutung vermehrt haben würden, und zwar um die Prämie, welche der Wucherer hebt, um sich gegen die Strafgesetze zu versichern. —

Wir setzten unsere Unterredung noch lange fort, ohne jedoch Einer den Andern zu bekehren. Ich habe nun so ziemlich alle Stände dieses Landes geschildert: die Männer und die Frauen, die Bojaren und die Beamten, die Bürger

und die Bauern, die Juden und die Advokaten. Es bleibt mir nur noch etwas zu sagen übrig über die Priester der griechisch-orientalischen Kirche, welche in Rumänien, namentlich seit der vom Prinzen Cusa vollzogenen Säcularisation der Klöster, ihrer Mehrzahl nach ein ebenso bedauernswerthes als zahlreiches Proletariat bilden und ungefähr dieselbe Stelle einnehmen, wie die „Medizin-Männer" bei den Rothhäuten, oder die „Zauberer" bei den afrikanischen Negern.

Ich spreche hier nicht von den Großwürdenträgern der Kirche, von dem Erzbischof von Bukarest, welcher an der Spitze der hierarchischen Rangordnung steht und sich, wie ich bereits erwähnte, auch Metropolitan von Ungarn betitelt, von dem Erzbischof in Jassy und den sechs übrigen Bischöfen, sondern von den mehr als 9,000 Weltgeistlichen und den nahe an 9,000 Mönchen und Nonnen, welche hier existiren. Die hohe Geistlichkeit ist gut dotirt und nimmt eine angesehene Stellung bei Hof und in der Gesellschaft ein. Von den Klöstern habe ich schon gesprochen und namentlich auch erwähnt, daß die Nonnenklöster sich keines guten Rufes erfreuen. Die Insassen der Manns-Klöster sind zum Theil vormalige Weltgeistliche, jedoch nur solche ledigen oder verwittweten Standes. Die Nonnenklöster wurden früher vorzugsweise von den Töchtern der Bojaren bevölkert. Dies erinnert an Mecklenburg, wo heute noch die Töchter des protestantischen Adels vorzugsweise die Einkünfte der säcularisirten Klostergüter verzehren, und als die Städte und das Land an diesen Intraden auch participiren wollten, man ihre Reclamationen zurückwies mit dem Bemerken, die adeligen Fräulein fänden viel schwerer Männer und seien daher des Klosterprivilegiums in höherem Grade bedürftig. Ein ähnlicher Grund waltete bei den rumänischen Bojaren ob. Ihre Töchter erhielten nur kleine Abfindungen, das

Hauptvermögen fiel den Majoratsherren zu. Jene Abfindungen reichten gerade noch zur Noth hin, um die Mädchen in die Klöster einzukaufen. Vor einiger Zeit entrannen zwei adelige Novizen dem Kloster. Sie wurden wieder eingeliefert, litten aber beide an einer nicht näher zu qualificirenden Krankheit. Die eine war 13, die andere 14 Jahre alt. Ländlich, sittlich.

Da aber nach dem gegenwärtig in Rumänien geltenden Gesetze, das in seinen Grundzügen mit dem Code Napoléon übereinstimmt, die Kinder vollkommen gleiche Erbtheile erhalten und das Notherben-Recht gilt, so ist glücklicherweise der Grund weggefallen, welcher bisher diese unglücklichen Geschöpfe den Klöstern zuführte.

Die Priester und Mönche nehmen sich ehrwürdig aus, wenigstens par distance. Sie tragen langes Haar, in der Mitte gescheitelt, und lange Bärte, in zwei Zipfel getheilt, wie der byzantinische Christus. In der Nähe betrachtet aber sehen sie etwas schmutzig und vernachlässigt aus, was ohne Zweifel mit ihrer Anmuth zusammenhängt. Die Meisten von ihnen sind verheirathet, und da ihr geistliches Einkommen sehr klein ist, so müssen sie daneben oft noch zu schwerer körperlicher Arbeit greifen, um Frau und Kind zu ernähren. Glücklicherweise glaubt das Volk, obgleich es der einzelnen Person der Geistlichen, als solcher, sehr wenig Respekt erweist, an die wunderthätige Wirkung ihrer kirchlichen Verrichtungen und setzt dieselben damit in Stand, sich durch Casualien und Sporteln ein kleines Stück Geld zu verdienen. So ist es z. B. Sitte, von Zeit zu Zeit die Betten, oder, wie man bei den unteren Klassen sagen muß, die Bänke segnen zu lassen, auf welchen man schläft. Man erzählte mir, daß namentlich die Priesterinnen der Venus vulgivaga sehr eifrig darauf aus seien, ihre Betten segnen zu lassen; und daß diese guten Priester, welche überhaupt

nur segnen und niemals verfluchen, nicht das geringste Hinderniß sehen, diesem Ersuchen zu entsprechen, natürlich nur „ergo condigna“. Das Predigen lieben sie nicht sehr. Dagegen singen sie häufig. Dieser Gesang ist schleppend und näselnd und bewegt sich auf und ab zwischen Baß und Fistel. Er erinnert lebhaft an den Gesang der Derwische, welchen ich später in der Türkei kennen lernte. Nur ist letzterer ausgebildeter, oder ich möchte sagen: kunstvoller, natürlich in seiner Art.

* * *

Wenn ich zum Schlusse meine Meinung über Land und Leute von Rumänien zusammenfassen soll, so sage ich: Es ist ein Land von einem außerordentlichen Reichthum der Natur, zu dessen Ausbeutung und Entfaltung nichts fehlt, als der nöthige Kapitalvorrath und die erforderliche Anzahl fleißiger und intelligenter Menschen. Beides, die Kapital= wie die Menschenkraft, wird sich einstellen, sobald Rumänien — und die Zeit, wann dies geschehen soll, liegt in seiner eigenen Hand zu bestimmen — als vollgültiges Glied, mit gleichen Rechten und Pflichten, in die Reihe der europäischen Staaten= und Völkerfamilie eintritt, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß es möglichst freie Circulation der Menschen und der Waaren gewährt, seine Idiosynkrasien wider den „Ausländer“ dem Genius der Kultur und der Civilisation zum Opfer bringt und Theil nimmt an der internationalen Wettbewerbung und Arbeitstheilung. Die eingeborne Bevölkerung ist begabt und bildungsfähig auch in den untersten Schichten, allein es fehlt ihr der Sporn der Concurrenz und die feste Stütze eines allgemeinen un= entgeltlichen zwangsweisen Volksschulunterrichts von solidem Charakter. Daß die Bevölkerung in ihren unteren Schichten gegenwärtig noch sehr apathisch und indolent ist, ist leider

nur zu sehr begreiflich und entschuldbar. Ich verweise auf das, was hierüber von Moltke gesagt ist.

Jacopo Ragazzoni schreibt im Jahre 1571 vom osmanischen Reiche, „daß seine christlichen Bewohner so in Armuth und Elend versunken seien, daß sie kaum die Augen zu erheben wagten, um einem Türken in das Antlitz zu schauen. Selbst wenn ihr Land fruchtbar ist (wie in Rumänien), sorgen sie nur dafür, soviel zu erarbeiten, als sie brauchen, um ihren Karadsch (Kopfsteuer) zu bezahlen und das Leben nothdürftig zu fristen; denn sie fürchten, was sie etwa mehr erzielten, das würde ihnen dort sogleich wieder von den Türken weggenommen werden." Und um dieselbe Zeit berichten die venezianischen Diplomaten, daß in der Walachei der Bojar, und später der Phanariote, die Türken getreulich copire und die Eingeborenen als Sklaven behandle. Während der eigentlichen Türkenherrschaft aber mußten in diesem Lande außerdem noch die unterworfenen Christen die Elite ihrer Jugend als Blutsteuer (Adschem-Oglan) den Türken ausliefern, welche Jünglinge in den militärischen Pagenschulen des Orients im Glauben und Wissen des Islam und in dem Handwerk der Waffen unterrichtet wurden, um dem Staate und Volke der Osmanen frisches Blut zuzuführen und als Renegaten in der Armee (Janitscharen) und Verwaltung das türkische Joch zu befestigen gegen die „Rajah", welcher sie selber entstammten. Es ist natürlich, daß ein Volk unter solchen ewigen Aderlässen hinsiechen mußte; und da es außerdem sorgfältig isolirt und außerhalb aller Berührung und Wechselwirkung mit Europa gehalten wurde, so konnte sich seine Intelligenz nicht genügend entwickeln; und grade der dadurch bedingte enge Gesichtskreis war die Brutstätte des Hasses gegen das Ausland.

Nun hat man zwar in den letzten Jahrzehnten wohl

eingesehen, daß es gilt, auf diesem Gebiete zu reformiren, aber man hat sich in den Mitteln vergriffen. Man hat vielfach den Schein dem Sein vorgezogen, und statt an der Basis der Pyramide zu bessern, nur deren Spitze verschönert. Man sollte lieber von Unten anfangen, als von Oben; weniger politisiren und mehr administriren und melioriren; dem Auslande gegenüber nicht exclusiv, sondern receptiv sich verhalten; mehr für Feldwebel, als für Generale, mehr für Dorfschulmeister, als für Akademiker sorgen; nicht (wie 1868) mit Eroberungsgelüsten spielen, sondern vor Allem die Zustände im Innern verbessern, namentlich immer mehr darauf aus sein, die Landwirthschaft intensiv, statt exclusiv zu betreiben; endlich nicht in vergeblichem Dädalusfluge der „Grandeur des Romains" und dem „Esprit des Français" nachjagen, sondern den Bürgersinn und den Bauernfleiß cultiviren, damit man nicht an sich die Wahrheit des Goethe'schen Spruches erfahre:

„Wie unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt Das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht!
Kein Wunder, wenn er zu Grunde geht."

IX.

Die Walachen im Banat und in Siebenbürgen.

Was die Walachen auf ungarischem Boden, namentlich im Banat und in Siebenbürgen, anlangt, so habe ich von ihnen aus Anlaß früherer Reisen an einem andern

Ort*) schon Mancherlei erzählt, worauf ich zur Vermeidung von Wiederholungen mir zu verweisen erlaube. Ich gebe hier nur einige Nachträge.

Ich glaube, es war am 24. August 1873, wo wir in einem walachischen Korbwägelchen, bedeckt mit einer leinenen Plaue (hier genannt Velo, offenbar vom lateinischen velum und velarium) von Mehadia abfuhren, um uns nach Siebenbürgen zu wenden. Wir mußten, weil die direkten Straßen in unfahrbarem Zustande waren, über Karanschebesch fahren und dort Nachtquartier nehmen; am andern Tage ging es nach Hátseg, von wo wir uns am dritten Tag nach Kronstadt in der Eisenbahn einschifften. Unsere beiden Pferde waren so klein wie Katzen und so langhaarig wie Bären. Statt gepolsterter Sitze hatten wir in dem Wagen nur Heu und Stroh, und zwar theils in Säcke gestopft und theils ohne eine solche Verpackung. Aus diesem Material mußte man sich selbst seinen Thronsitz aufbauen; allein da das Baumaterial wenig widerstandsfähig war, so gerieth nach Kurzem das Gebäude wieder in Verfall, und man mußte dasselbe wieder erneuern. So hatte man immer zu thun. Baute man aber den Sitz so hoch, daß man gut daran war mit seinen Beinen, dann war der Kopf so weit oben, daß man vor dem Wagendach, dem obbemeldeten „Velo“, nichts von der Gegend sehen konnte. Machte man den Sitz niedrig, dann wußte man nicht wohin mit den Beinen. Endlich folgten wir dem Beispiel der Eingeborenen, welche uns zu Wagen begegneten, d. h. wir legten uns der Länge nach nieder. Der Kutscher entsprach dem Wagen und den Pferden. Es war ein Walache; er verstand so viel Deutsch, wie wir Walachisch,

*) Siehe K. Braun, Skizzenbuch, Bd. II. Reisestudien, die Aufsätze „Skizzen aus Ungarn und Siebenbürgen“, Herbst 1873 und Herbst 1874, S. 187 bis 291.

d. h. ein wenig; dies Wenige hätte indessen vollständig ausgereicht, uns mit einander zu verständigen; allein es schien uns, als wenn er uns nur dann verstand, wenn seine Wünsche mit unseren Befehlen sich in derselben Richtung bewegten. Er trug die gewöhnliche walachische Tracht, weite leinene Hosen, darüber das ebenfalls leinene Hemd, um die Taille einen breiten, mit Metall beschlagenen ledernen Gürtel, in welchem er jedoch nicht, wie es sonst im Orient Sitte, Waffen, sondern ein Sliwowitzfläschchen trug. An den Füßen trug er Sandalen, deren Ränder nach aufwärts gebogen und oben an einander geschnürt waren, so daß sie doch einen langen, vorn sehr spitzen Schuh bildeten, welcher sich dem Fuße elastisch anschmiegte. Das Haupt war mit der landesüblichen Schaffellmütze bekleidet. Dieselbe hat das umgekehrte Format, wie die Mütze des Schah von Persien; sie ist nämlich oben breit und unten schmal, und in der Regel schwarz. Die Walachen im Banat und in Siebenbürgen haben für den Sommer eine andere Kopfbedeckung, nämlich einen runden schwarzen Filzhut, wie solche von den Siebenbürger Sachsen fabricirt werden. Sie rechnen jedoch den Sommer nur vom 15. Mai bis zum 15. August; und da wir schon den 24. zählten, so war an die Stelle des schwarzen Filzhütchens bei unserem Kutscher schon die große schwarze Schafpelzmütze getreten. Gleichwohl war es noch sehr heiß. Allein hinsichtlich seines Kopfes verleugnete er die Hitze. Hinsichtlich seines übrigen Körpers dagegen vermochte er ihr die Anerkennung nicht ganz zu versagen. Dieser Körper war nämlich in einen großen Schafpelzmantel eingehüllt, die Haare nach innen und das Fell nach außen. Das äußere Fell war gegerbt und nach einem gewissen System mit rothen, grünen und gelben Leder- und Saffian-Stückchen besetzt, welche recht malerische Arabesken bildeten. Im An-

fang, während wir an der Bela-Reka, jenem Bache, von welchem ich am Ende des „zweiten Intermezzo" (Mehadia) gesprochen, hinauffuhren, wehte uns eine schneidend kalte Bergluft entgegen, so daß wir eine Zeit lang unseren Kutscher um seinen Pelz beneideten. Als wir aber die Höhe erreicht hatten, welche die Wasserscheide zwischen der Bela-Reka und der Temesch bildet, brannte die Sonne schon so furchtbar über dieses arme Land, das schon seit Monaten keinen Tropfen Regen genossen hatte, daß mein Reisegefährte behauptete, jetzt werde es selbst dem Kutscher in seinem Schafpelz zu warm werden. Schließlich wetteten wir um eine Flasche Mediascher, ich im Vertrauen auf die Indolenz des Mannes, er werde den Pelz anbehalten, mein Freund im Vertrauen auf die immer steigende Hitze, er werde ihn ausziehen. Wir fuhren noch etwa eine Stunde, da gebot der Walache seinen langhaarigen Thieren Stillstand, erhob sich und begann seinen Schafspelz auszuziehen.

— „Gewonnen!" rief Freund S.

— Abwarten, sagte ich.

Er zog also den Schafspelz aus, jedoch nur, um ihn umzukrempeln, so daß das Fell nach innen und die Wolle nach außen kam, und ihn dann wieder anzuziehen. Er zog ihn auch nur aus an den Orten, wo wir Halt machten, um den Kaffee zu nehmen und zu Mittag zu essen. Auch dieser Kutscher hatte gleich dem von Orschowa, seinen griechisch-orientalischen Fasttag, in Folge dessen er Fleisch und consistente Speisen verschmähte und sich auf Vegetabilien und Sliwowitzer beschränkte.

In Karanschebesch verabschiedeten wir den Walachen und nahmen statt seiner einen deutschen Kutscher, einen Siebenbürger Sachsen von Herkunft. Seine Kutsche war alt, aber reinlich, und hatte zwei gute Sitzplätze im

Fonds. Die Pferde waren groß und spiegelglatt. Der Mann hatte einen blanklackirten Hut, einen blauen Frack mit gelben Knöpfen und trug große Reiterstiefel. Obgleich er schneller fuhr und die Wege, je mehr man sich Hátszeg näherte, desto schlechter wurden, war er in seiner Forderung für die Tagesreise billiger, als der Walache.

Von der Peitsche machte der Deutsche fast gar keinen Gebrauch. Ein bloßes Schnalzen mit der Zunge genügte, um die zwei stattlichen Braunen zu regieren. Er fütterte regelmäßig, wie unsere Kutscher in Deutschland, und ließ es auch an Hafer und Brod nicht fehlen. Der Walache dagegen gab den Pferden sehr viel Prügel und sehr wenig zu essen, und zwar blos Heu. Wahrscheinlich dachte er, auch für die Pferde gelte der griechische Fasttag. Er hielt den Pferden lange Reden, von welchen dieselben wahrscheinlich so wenig verstanden, wie wir, und auf keinen Fall satt wurden; meistens aber schrie er sie mit allerlei unarticulirten Lauten an: „äh — äääh — iäh — iä-huu", welche er in allen nasalen Tonarten variirte, ähnlich wie die süditalienischen Kutscher. Der Walache trank unmäßig viel Schnaps, der Deutsche mäßig viel Wein. Der letztere saß auf seinem Bock so fest und grade wie ein Soldat, sprach nur, wenn er gefragt wurde, und dann, wie es im „jüngsten Reichsabschied" heißt: „Kurz, nervose und deutlich."

Der deutsche Kutscher war sehr schlecht auf die Walachen zu sprechen. Ich erzählte ihm, was man mir über die schlimmen Folgen erzählte, welche die neue bürgerliche Organisation der Militärgrenze für die eingeborene Bevölkerung, nach Ansicht der letzteren, habe. Ich habe davon oben (zweites Intermezzo) gesprochen. Er sagte darauf:

— „Solche Spitzbuben, wie die Walachen zwischen Schebesch und Várhely, gibt es in ganz Oesterreich nicht

wieder. Man darf gar nichts hinten auf den Wagen binden, nicht einmal Heu. Nachdem sie mir das letztere schon mehrmals gestohlen, kamen wir auf den klugen Gedanken, ein recht schönes Heubundel aufzubinden und ein Fuchseisen darin zu verstecken, damit sie sich in dem Fuchseisen fingen, das auf dem Tritte befestigt und sehr geschickt versteckt war. Was war die Folge? Als wir in Várhely ankamen, hatten sie das Heu mitsammt dem Fuchseisen gestohlen. Ob es hier durch die neue Organisation besser werden wird, das weiß ich nicht. Gewiß ist nur so viel: Schlechter, als es zur Zeit der Militärgrenze war, kann es überhaupt gar nicht werden. Früher war der Offizier und seine Gattin Alles, und alles Uebrige war gar nichts. Schmieren und Spendiren half immer und überall. Wer einen Ochsen stahl, der wurde gehenkt. Wer zwei Pferde stahl und das eine davon dem rechten Mann zum Geschenk gab, der kam frei. Die Untersuchung wurde zwar eingeleitet, aber sie verlief ohne Ergebniß. Hier im Banat arbeitet Niemand als die Frauen, — und die arbeiten verkehrt. Der Mann raucht, spielt, tanzt, fährt zu Markt u. s. w. Früher standen ja die Leute alle im Dienst und waren so zu sagen militärisch-leibeigen, dafür erhielten sie aber auch mancherlei Beihülfe. Jetzt ist alles Grundeigenthum parzellirt und catastrirt; die Leute haben ihr eigenes Land zu bebauen; sie sind von Frohnden frei und haben nur mäßige Abgaben zu entrichten. Aber es geht nicht. Sie haben keinen Begriff von Selbstständigkeit und Selbstverantwortung. Sie glauben immer noch, sie müßten auf Regiments-Unkosten unterhalten werden. Statt in sich selber die Schuld zu suchen, schimpfen sie über die Juden; und es ist wahr, es sind zum großen Theile Juden, welche die öffentlichen Gebäude und Dienstwohnungen der ehemaligen Militärherrschaft gekauft haben. Wenn es denselben ge-

länge, Colonisten heranzuziehen, so wäre das für das Land eine große Wohlthat. Sonst wird es erst gut werden, wenn die jetzige Generation ausgestorben ist. In Siebenbürgen sind die Walachen schon viel fleißiger, wohlhabender und kultivirter, weil sie dort zwischen den andern Nationen wohnen, zwischen Deutschen, Szeklern, Ungarn und Serben, und von diesen geschult und durch Wettbewerbung gespornt werden. Aber hier, daß Gott erbarm! Sehen Sie nur einmal da den großen Kübel mit Zwetschen, wie die Hühner darauf herumspazieren und ihn verunsaubern. So kommt nun das Ganze, Zwetschen und Hühnermist in die Brennerei, und kein Mensch denkt dabei an was Schlimmes. Jeder Bauer macht Schnaps und verkauft ihn ohmweise an die Juden, um ihn dann, wenn er ihn trinken will, in der Schnapsbude mit zwanzigfachem Aufschlag, seidel-, halbseidel- und glasweise wieder zurückzuerwerben. Ist einer solchen Dummheit zu helfen? Und lernen wollen sie auch nichts. In Karan-Schebesch wohnen Katholiken und Griechisch-Orientalische durcheinander. Dort ist immer Feiertag; haben die Katholiken keinen, dann haben ihn die Walachen; und haben die Walachen keinen, dann haben ihn die Katholiken. Am Feiertage aber darf keine Schule gehalten werden. Ich selber bin, wie alle Siebenbürger Sachsen, Protestant und halte viel darauf, daß meine Kinder was lernen. Aber es bleibt mir kaum etwas übrig, als die Kinder entweder in Schebesch zu den Juden, oder nach Hermannstadt zu ihrer Großmutter zu schicken, und das thut man doch auch am Ende nur ungern."

Doch kehren wir zurück zum Wege von Mehadia nach Schebesch (Karan-Schebesch). Er führt durch mehrere große walachische Dörfer, die alle einander sehr ähnlich sehen: nur eine große Straße mit Gras (freilich diesmal mit verbranntem) bestanden und endlos wie ein Anger, an

beiden Seiten die Bauernhöfe aufgereiht, meist durch Bretterzäune von einander und von der Straße getrennt; die Häuser meistens klein, etwa so groß wie ein Eilwagen oder höchstens wie ein Omnibus; meistens aus Baumstämmen wie ein Blockhaus zusammengesetzt, immer glänzend weiß angestrichen (wenn nicht ganz, dann doch an einzelnen Theilen), dafür aber im Innern um so schmutziger und verwahrloster; jedoch nie ganz oder halb unterirdisch, wie in der Walachei und der gegenüber liegenden Bulgarei. Bei weitem die Mehrzahl der Häuser ist ebenerdig und hat nur einen einzigen Raum, welcher als Wohn- und Schlafzimmer und Küche dient, und mit einem besondern Verschlag für das liebe Vieh versehen ist. Auch das Wirthshaus, fast das einzige hervorragendste Gebäude, ist ebenerdig. Es hat aber eine längere Façade. In dem Dorfe Cornia, wo wir den Kaffee nahmen, hatte dasselbe zwei Eingänge: der eine für die Familie und den gemeinen Mann: der andere für die vornehme Welt. Der erstere führte zunächst in die Wirthsstube, von dieser in die Küche und dann in das Familien-Zimmer. Der andere führte in eine Hausflur, in deren Hintergrund ein hier seltener Luxus, nämlich der Abort, sich für verschiedene Sinne sehr bemerklich machte; rechts von der Flur waren zwei Logirzimmer mit auffallend reinlichen Betten; links die vornehme Gaststube, in welcher vier bunt colorirte deutsche Holzschnitte hingen, den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich und den Kaiser und die Kaiserin von Deutschland vorstellend. Die ganze Façade hatte sieben Fenster, wovon zwei auf das eine Generalfamilienzimmer, eins auf die Küche, eins auf die Wirthsstube, zwei auf die Stube für vornehme Gäste und eins auf die Logirstube kam. Wir tranken unsern Kaffee in der Stube für vornehme Gäste. Derselbe war besser, als man ihn in Deutschland durchschnittlich findet. Die

Wirthin war eine Deutsche. Sie erzählte uns, daß hier in der letzten Nacht sechs Leute an der Cholera gestorben seien, wozu unser Kutscher drei Kreuze schlug (und zwar in umgekehrter Richtung, wie dies die Katholiken im westlichen Europa thun).

Nun ging's hinauf in das Bergland. Die Berge sind hier alle entsetzlich kahl. Früher waren sie mit prachtvollen Wäldern gekrönt. Die Eingeborenen selbst sollen dieselben niedergebrannt haben, um gute Schaf- und Ziegenweiden zu gewinnen. Seitdem fehlt der Regulator für die atmosphärischen Niederschläge. Die letzteren sind nun schon seit Monaten ausgeblieben. Statt ihrer ist die Cholera eingezogen, um die Bevölkerung zu decimiren. Es herrscht eine furchtbare Dürre. Das Gras ist verdorrt und die wenigen Bäume haben das Laub verloren. Man fährt über lange Brücken, unter welchen sich kein Tropfen Wasser befindet. Das Bachbette ist mehr als hundert Fuß breit, aber auch ohne alles Wasser. Der Boden zeigt überall Risse und Runsen, Sprünge und Spalten, welche die Folge der herrschenden Trockenheit sind, und doch zugleich auch tiefe Löcher und Rinnen und große Lager von Bach- und Schrottel-Steinen, als Spuren vormaliger Ueberschwemmung. Das ist die Strafe für die Ausrottung der Wälder, durch welche sich die Leute an dem südöstlichen Europa so sehr versündigt haben.

Bei dem Dorfe Slatina passirt man eine starke Höhe, welche die Wasserscheide zwischen der Bela-Reka und der Temesch und ihren Nebenflüssen markirt. In Slatina machten wir Mittag. Die Stube für vornehme Gäste war bereits occupirt, und zwar von zwei Herren und zwei Damen. Die Wirthin, eine hübsche blonde junge Frau mit rosig angehauchtem, blendend weißem Teint, wollte auch uns dahinein complimentiren. Allein wir zogen

es vor, in der allgemeinen Halle zu bleiben, obgleich wir uns da in großer Gesellschaft befanden, nicht nur in Gesellschaft der Kinder der Wirthin, eines kleinen, schlanken rothhaarigen Mädchens, welches Marie hieß und noch schöner zu werden versprach als die Mutter (matre pulchra filia pulchrior), und eines etwas größeren dicken Jungen mit schwarzem krausem Haar, Isidor genannt, sondern auch in Gesellschaft von Schweinen, Hunden und Hühnern, welche zuweilen etwas zudringlich wurden. Die blonde Wirthin, natürlich eine Deutsche, zauberte uns in aller Geschwindigkeit ein leibliches Mittagsessen zurecht und setzte uns einen guten Siebenbürger Wein vor. Während wir aßen, kam auch der Wirth. Er war ein muskelkräftiger schöner Mann; seine niedrige, aber mächtige Stirne ist von dunklem dichtem krausem Haar überschattet; er ist Jude und sieht aus, als stammte er direkt von den Maccabäern. Alle Gasthäuser im Banat werden von Deutschen oder von Juden gehalten, welche man hier oft mit einander identificiren hört.

Die Eingebornen, d. h. die Walachen, schimpfen darüber. Aber ohne diese deutsch-jüdischen Gasthäuser wäre das Banat und ein großer Theil der übrigen Länder der Stephans-Krone, namentlich auch z. B. das am entgegengesetzten nördlichen Ende des Landes gelegene Ober-Ungarn, für Fremde überhaupt gar nicht bereisbar. Der Eingeborene ist zu unordentlich und zu wenig der Reinlichkeit beflissen, um ein Gasthaus halten zu können. Auch lernt derselbe keine fremde Sprache. Dagegen verstehen die Juden in den Donauländern überall Deutsch und sprechen es auch unter einander.

Wir hatten bisher überall, wo wir auf Deutsche gestoßen, allen Grund, uns dieser Begegnung zu freuen. Etwas Anderes war es mit den Leuten, welche hier die „vor-

nehme Stube“ occupirt hatten. Als sie unsere Anwesenheit gewahr wurden, erhoben sie ihre Stimmen, offenbar um sich und ihre Tugenden auch uns da draußen bemerklich zu machen. Der ältere Herr sprach in einem gespreizt-salbungsvollen Tone und in einem forcirten Schriftdeutsch.

— „Ach,“ rief er mit einem tiefen Seufzer, „wie war es doch so ütüllisch (idyllisch) in dem Schwarzwalde!“

— Was ist das und wo liegt das denn? fragte der jüngere Herr.

— „Oh,“ antwortete der ältere, „das lügt mütten in Teutschland. Und was man da macht? Oh, man löbt so ütüllisch. Morgens stehen die braven Schwarzwälder auf und essen gebrannte Suppe. Als Zehnuhrbrod essen sie abermals gebrannte Suppe. Um zwölf Uhr essen sie nicht minder das Nämliche zu Müttag. Um drei Uhr genüßen sie als Kaffee gebrannte Suppe, und endlich zum Nachtmahl desselbigen Gleichen. Und dabei machen die braven Leute noch ühre vortröfflichen Uhren und sind vergnügt im Herrn.“

Nach Anhörung dieser salbungsvollen Rede entstand eine allgemeine Rührung, von welcher der jüngere Herr, den der ältere mit Emphase „Sohn“, „Freund“, „Vetter“ und „Mitarbeiter“ titulirte, den größern Theil für sich in Anspruch nahm. Die Rührung endigte damit, daß das Oberhaupt der Gesellschaft mit knarrender Salbungsstimme rief: „Freunde, Kunst- und Familien-Genossen, Erquücken wir unsere Herzen im Gottes freier Natur, im schattigen Walde.“ Darauf erhoben sie sich und schritten mit pathetischen Schritten durch unsere Halle, nicht ohne sich davon zu überzeugen, daß sie von uns auch gesehen und bewundert würden. An der Spitze marschirte das Fräulein in weißem Gewande von mittelalterlichem Zuschnitt, umgürtet von einer wallenden rothen Schärpe. Das Gewand wurde offenbar auch auf der Bühne benutzt, leider

war es bereits ein wenig schmutzig und vorne zu kurz. Die beiden Herren sahen aufgekratzt und schäbig zugleich aus, und die ältere Dame trottelte hinten drein, ohne daß Jemand von ihr Notiz nahm. Ich fragte die blonde Wirthin, wer die Leute seien und wohin sie wollten, ich hätte doch weit und breit einen Wald nicht gesehen.

— „Deutsche Komödianten sind's," sagte die Wirthin, „haben am Sonntag hier ‚Müller und Müllerin' gespielt, aber nichts eingenommen, weil hier die Leute wenig Deutsch verstehen und noch weniger Geld haben. Mit dem Wald haben sie uns was vorgegaukelt. Es gibt hier keinen. Gäbe es einen, dann würden sie sich darin unter einander hauen, wie sie das da drinnen schon gethan haben, ehe die deutschen Herrschaften da waren und ehe mein Mann wieder zurück war. Es geht ihnen kein wahres Wort aus dem Munde. Ich weiß nicht, was sie mit dem Wald sagen wollten."

— „Ich aber weiß es," sagte der schwarze Wirth mit sarkastischem Lächeln, „sie wollen uns mit der Zeche durchgehen, und das ist wirklich das Beste, nicht für uns, sondern auch für diese fahrenden Leute. Der Herr segne ihre Pfade."

Wir mußten noch warten, bis unser Handpferd, das am linken Hinterfuß das Eisen verloren hatte, wieder beschlagen war. Dem Hufbeschlag sahen nicht weniger als neun erwachsene walachische Männer zu, welche hier gar nichts zu thun zu haben scheinen.

Hinter S l a t i n a kamen wir durch eine romantische Kalkfelsenpartie. Dann wurde die Gegend flach, und durch eine schier endlose Allee von Linden und deutschen Pappeln, welche hier außerordentlich wuchern, gelangten wir nach einer heißen Fahrt nach Karanschebesch. Die Landstraße und die Brücken waren vortrefflich. Auf kurze Entfernun-

gen standen am Wege überall gleichförmige Häuschen für die „Einräumer", d. h. für die Wegknechte. Der letzteren waren aber wenig zu sehen; und die Leute glauben, daß Straßen und Brücken, welche das Land der Militärdiktatur verdankt, die letztere nicht lange überleben werden. So viel ist richtig, daß die Wege sofort schlechter und sogar schlecht werden, sobald man aus dem Banat nach Siebenbürgen übertritt. Letzteres geschieht auf der langen hölzernen Brücke von Bukowa, wo ausnahmsweise Brückengeld erhoben wird, das man im Banate nicht zu kennen scheint.

Karanschebesch ist eine Stadt, welche von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein scheint, uns die Vorzüge des Landlebens zu veranschaulichen. In dem kleinen Neste starben damals täglich Dutzende an der Cholera; und wenn man die Verwahrlosung der Menschen, den Mangel an guter Nahrung und gutem Wasser, den Ueberfluß an schlechtem Schnaps und die allgemeine Unreinlichkeit sah, so hörte man auf, sich über diese starke Sterblichkeit zu verwundern. Ein Hôtel war uns als gut empfohlen. Es hieß entweder der „grüne Baum" oder der „grüne Kranz". Unser Walache verwechselte beide und führte uns in das unrechte. Ich habe später in der Türkei unter freiem Himmel und in einem ausrangirten Güterwagen campirt und dies Nachtlager besser befunden, als jenes in dem Hôtel von Karanschebesch. Sämmtliches Mobiliar gehörte dem Invalidenstand an, und kein Stück paßte zu dem andern. Es waren disjecta membra. Sie schienen aus verschiedenen Trödelbuden zusammengeborgt zu sein. Mein Reisegefährte belegte es mit dem Collektivtitel „Credit mobilier", weil es geborgt und wackelig war. Zum Glück gelang es uns noch, eine fette Ente aufzutreiben, — das Einzige, was eßbar war und meinen Freund zu der Sentenz veranlaßte:

— „In diesem Lande gibt es nur ein reinliches Ge-

schöpf, und dies ist die Ente, welche man in Deutschland das Schwein der Gewässer nennt."

Wir mischten in unsern Wein einige Tropfen „Angostura", — eine aromatische Bitteressenz, welche ein Deutscher, Doctor Siegert, im Staate Bolivar in Südamerika bereitet, (ich führe immer ein Fläschchen davon bei mir, wenn ich im Süden oder im Orient reise, und habe damit schon oft mir selbst und Anderen gegen Cholera-Anwandlungen geholfen), wickelten uns zu kurzem Schlafe in unsere Decken und eilten am andern Morgen die Stadt zu verlassen.

* * *

Es war rumänischer, oder vielmehr griechisch-orientalischer Feiertag heute, und alles walachische Volk war in Bewegung, um nach der Stadt oder nach den Kirchen auf dem Lande zu eilen. Man hatte hier Gelegenheit, das schöne Geschlecht, dessen Werkeltagstracht ich schon beschrieben, im Sonntagsstaate zu sehen. Heute führten sie nicht die Spindel; und von den drei Thätigkeiten der Walachin: der drehenden Spindel, der plappernden Zunge und den trippelnden Füßen, welche sonst immer gleichzeitig im Gang sind, waren nur die beiden letzteren geblieben. Und nun erst die Kleidung. Auf dem Hinterhaupt, hoch über dem reichen Haarwuchs, der indessen selbst hier künstlich vermehrt wird durch ganze Schichten abgestorbener fremder Haare, und wo diese zu kostspielig sind, durch ganze Kissen von Werg und Flachs, thronte ein rothes Mützchen, in jener Form, welche man bei uns „Pfaffenhütchen" nennt. Von demselben herunter wehte in der Regel in zwei lange Zipfel auslaufend und lang über den Rücken herabwallend die „Volutura", die übrigens auch ohne das rothe Hütchen getragen und in den mannigfaltigsten For-

men verwendet wird, unter andern auch so, daß sie auf beiden Seiten des Kopfes Hörner bildet, welche an den „gehörnten Moses" von Michel Angelo erinnern. Die schneeweißen Hemden waren mit rothen und blauen Streifen, oder mit Schleifen und Stickereien verziert, sowohl auf der Brust, als auch an dem oberen Theil der unten breit auslaufenden Aermel; dieses Mal aber sah man über dem Hemd in der Regel auch noch eine ärmellose Weste, und bei Wohlhabenderen auch deren zwei und drei, jede einzelne von möglichst grellen Farben, aber doch von einer malerisch-harmonischen Gesammtstimmung im Ganzen. Entweder waren die Westen von Seide, oder bei den Mindervermögenden von Lammfell, aber dann war dieses Lammfell arabeskenartig besetzt mit hunderten bunter Litzen, Streifen und Bändern von Seide, Wolle oder von Leder. Der Gürtel, „Obrescha" genannt, mit seinen metallenen Schnallen und sonstigen Verzierungen, war glänzend polirt und mit zahllosen rothen Fransen behängt; und statt der Sandalen, „Opintsche", trugen in Anbetracht des Feiertages die Frauen schwere Stiefel, Tschismen, welche für schöner gelten, weil sie theurer sind. Die ärmeren Frauen trugen statt der Oberkleider zwei lange Zeugstücke von dickem rothem, mit bunten horizontalen Streifen versehenem Wollestoff, welche schürzenartig auf der Vorder- und der Rückenseite des Körpers vorgebunden werden. Zwischen den Frauen sah man auch einige Männer, entweder zu Pferd, oder zusammen auf einem Wagen liegend, weil sie zum Gehen zu faul sind. Mitten in der bunten Masse findet sich zuweilen ein vertikaler schwarzer Strich. Das ist der haupthaar- und bart-umwallete Pope, der jedoch am Feiertag nicht sauberer ist als in der Woche. Uebrigens herrschte bei den frommen Wallfahrern stets die ungezwungenste, heiterste und lebhafteste Conversation, und die ru-

mänische Sprache macht namentlich im Munde des Landvolks, wo sie uns an Slavisch und Italienisch zugleich erinnert, einen melodischen Eindruck.

Wenn uns diese bunte Heerde, meist weiß mit wallenden rothen Bändern, Schleifen und Fransen, welche Schwungfedern gleichen, diese Masse Einzelwesen mit ihrem Getrippel, Gezwitscher, Gekicher, entgegengeflogen kommt, so denkt man beinahe, es sei eine Schaar fremdartiger bunter Vögel; und wenn man sich die Leute näher betrachtet, so wirft man sich unwillkürlich die Frage auf, ob der Zustand der Halbkultur, worin sie sich befinden, den Niedergang von einer vergangenen höheren Kulturstufe anzeigt, oder die Vorstufe zu einer noch zu erringenden höheren Kultur bedeutet, zu welcher diese zwar außerordentlich bedürfnißlose, aber ebenso bildungsfähige Race berufen ist.

Von Zeit zu Zeit stößt man auf eine Betstation an dem Wege. Sie besteht aus einem schwerfälligen, viel vergoldeten griechischen Kreuz, von einem schweren steinernen Häuschen mit byzantinischen Bogen der Art überbaut, daß man von dem Kreuz selber den obern Theil gar nicht sehen kann. Je mehr wir uns der Grenze von Siebenbürgen und der Wasserscheide zwischen Temesch und Marosch nähern, desto enger treten die waldreichen Berge zusammen, bis uns der Weg endlich auch hier durch ein „eisernes Thor" führt, d. h. durch ein enges Defilé, das den Eingang zu Transsylvanien bildet. Je schöner aber die Landschaft wird, desto schlechter werden die Wege. Wenn man es genau beschreiben will, so muß man sagen: die Nothwege. Denn den wirklichen Weg hat schon vor langen Zeiten auf großen Strecken die Fluth weggerissen, und an der Stelle desselben ist entweder ein einfacher Knüppeldamm gelegt, oder auf hölzernen Jochen eine Art Steg oder Brücke gebaut, die aber voraussichtlich auch nicht lange halten wird.

Das Aufsteigen und das Abfallen von der Brücke, ebenso wie das Hopsen von einem Knüppel zu dem andern ist für den Wagen und seine Insassen nicht sehr angenehm. Wir würden das Gehen vorgezogen haben, wenn nicht die Hitze gar zu drückend gewesen wäre.

Dann öffnen sich die Berge und wir treten in das außerordentlich fruchtbare Hátseger Becken, dessen Gewässer schon der Marosch zueilen. Diese etwa drei bis vier Quadratmeilen haltende Fläche liegt mitten in einem Zauberrunde hoher waldiger Berge. Die auf der Südseite sind die höheren, und unter ihnen ragt wieder am höchsten empor der mächtige Berg Retezatu, zwischen Hátseg und Mehadia gelegen. Er ist auf drei Seiten mit üppigem Walde bestanden. Auf der vierten fällt er steil ab. Die Walachen erzählen, als nach dem Tode des alten Riesen, der diese Gegend beherrschte, sein Sohn und seine Tochter das Land unter sich theilten, habe letztere geglaubt, sie sei bei der Theilung übervortheilt, und habe mit der Pflugschaar nach dem Bruder geworfen, ihn gefehlt und statt seiner den Berg getroffen, so daß die starke Pflugschaar ein Stück davon abschnitt; so erklärt man die senkrecht abfallende Felswand. Eine ähnliche Geschichte hört man in Spanien erzählen von dem monte serrato, dem zersägten Berg. Der Retezatu hat noch zahlreiche Bären, und mancher Sportsman kommt hierher, um sich an Petz zu versuchen. Letzterer ist aber sehr klug und vorsichtig. In der Regel wird er nicht gejagt, sondern in Gruben gefangen, die mit Laub überdeckt sind.

Hier in diesem Becken liegt auch Gredistye, ungarisch Várhely. Es soll das alte Ulpia Trajana sein. Wir machten eine kurze Rast und fanden in den Mauern manchen Bauernhauses römische Steine verwendet. Eins derselben weist sogar ein Stück von einem Fries mit Re-

ließs auf. Das Gebiet, auf welchem vormals die altrömische Stadt stand, gehört zu einem großen Theil dem Grafen Lonyay; der Rest ist unter den walachischen Bauern parzellirt. Graf Lonyay hat eine Zeitlang ausgraben lassen und manchen schönen Fund erzielt, welchen er dem ungarischen Nationalmuseum geschenkt hat. Ein großer Stein mit einer langen Inschrift liegt noch da. Die letztere ist jedoch stark beschädigt. Wir konnten nichts entziffern, als „CONJUGI . . . . ISSIMO". Seit 1872 haben die Ausgrabungen ganz aufgehört; das ist schade. Hoffentlich erinnert sich der Graf an das Noblesse oblige.

In Hátßeg, wo wir schon um 5 Uhr ankamen, war seit acht Tagen ein großer Markt in Permanenz, zuerst für Schweine und Schafe, dann für Rindvieh und zuletzt, als wir ankamen, nur noch für Pferde. Daneben lief ein Krämer-Markt. Das Hôtel, welches früher „Kaiserlicher Hof" hieß und sich seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 in einen „Königlichen Hof" verwandelt hat, zeigte dieselbe Bauart, wie im übrigen Ungarn die Wirthshäuser auf dem Lande. Mit der vorderen Seite stößt es auf den Markt, mit der hinteren auf eine Straße. Es bildet ein großes Oblong, welches einen Hofraum einschließt, worin sich eine große überdachte, aber an den Seiten offene, auf hölzernen Säulen ruhende Halle befindet zur Unterkunft für das Vieh und die Wagen. In dem Hauptflügel befinden sich die Haus-, Wohn-, Vorraths- und Küchenräume, in dem einen Seitenflügel die Herrnstube und die Logirzimmer, auf der andern das Zimmer für das „Volk" und die Ställe. Im Innern läuft ringsum eine gewölbte offene Halle (Loggie), wie der Kreuzgang eines Klosters. Durch den Markt war Alles aus Rand und Band und das Haus mit Fremden von allen Racen überfluthet. Mit Mühe gelang es mir, eine Flasche Sie-

benbürger Wein zu erobern. Allein er war brühwarm. Endlich ertappte ich auch einen walachischen Kellner.

— Stellen Sie mir den Wein ein wenig kühl, bat ich ihn.

— „Herr, kann nicht, Wasser all warm is.“

Aber da draußen ist doch ein Röhrenbrunnen, der prachtvolles kühles Wasser hat!

— „Kann nicht gehen, Herr, bin krank.“

— Oh, das ist was Anderes, dann können Sie aber auch nicht den Kellner spielen, dann ziehen Sie sich zurück.

Das that er denn auch, d. h. er setzte sich auf das zerrissene uud schmutzige Billard und wippte mit den Beinen in der Luft. Während ich mit der Flasche nach dem Brunnen ging, brummte er:

— „Blutige Deutsche, verfluchtige!“

Wir ließen uns dadurch den Appetit nicht verderben. Der Wein war leicht, aber rein, wohlschmeckend und billig; er wächst an der Marosch, führt aber weder Namen noch Jahrgang. Alles „Heuriger!“ Meiner diplomatischen Intervention bei der Wirthin gelang es sogar, frische Bettwäsche zu bekommen. Die beiden „Stubenmadl“, welche die Betten deckten, rochen aber so nach Schnaps und Knoblauch, daß wir das Zimmer noch eine Stunde lang ventiliren mußten. Endlich schlossen wir die Thüre; und da in der Halle vor derselben Zigeuner campirten, so rückte mein vorsichtiger Freund auch noch einen mächtigen Schrank vor. Die Fenster, welche mit eisernen Gittern versehen waren, ließen wir offen. Nachts wurde vor denselben gefüttert, und die mit Schellen behangenen Pferde läuteten uns zunr Fenster hinein, während jenseits der Stubenthüre ein Zigeuner zu fideln begann. Dabei träumt es sich prächtig!

Die walachische Bevölkerung, die sich auf dem Markte in Hátseg präsentirte, war schöner, besser gekleidet und besser genährt, als die in der Gegend von Schebesch. Die Bauern, mit großen larmoyanten Schnurrbärten, erschienen zu Roß, auf dem Kopfe einen großen schwarzen Hut, mit breiten, aufwärts stehenden Krempen. Die Mehrzahl der Pferde war übrigens klein; und so ruppige Fohlen, wie hier, habe ich noch niemals gesehen. Die Tracht war auch hier vorwiegend weiß, neben der Leinwand hat sich aber schon die Baumwolle eingeschlichen. Der Schnitt war weniger phantastisch und mehr deutsch. Die Frauen, welche hinter den berittenen Männern zu Fuß dreintrippelten, sind hier schöner als im Banat. Sie haben kleine funkelnde Augen, prachtvolle Zähne und einen großen Mund mit sehr beweglichen sinnlichen Lippen. Sie sangen verliebte „Schnadahüpferl", die sehr hübsch klangen. Die Wirthin übersetzte mir einige in's Deutsche. Eines davon will ich zur Probe hierhersetzen:

— „Reizend, prachtvoll ist mein Mund.
Doch was hilft's mir?
Darf er doch nicht geben kund
Meines Liebsten Namen!

— Meine Mutter hütet mich.
Doch was hilft's ihr?
Sein werd' ich doch sicherlich,
Werd' nicht von ihm lassen."

Während die Frauen sangen, ritten die Bauern wie toll auf dem Blachfeld herum, in der Hand die Tschutra, ein kürbisartig-geformtes, buntbemaltes hölzernes Gefäß mit siebenbürger Landwein oder banater Zwetschenschnaps. Man trägt die Tschutra an einem rothen ledernen Bandelier über die rechte Schulter.

* * *

Für die kurze Strecke von Hátseg bis nach Kronstadt im Burzenland braucht man auf der Eisenbahn, das landesübliche zeitweise Liegenbleiben mitinbegriffen, 29 Stunden. Es ist daher rathsamer, sich einen Wagen zu nehmen und in kleinen Etappen durch das Sachsenland, dem malerischen Ufer der Alt (Aluta) oder Marosch folgend, nach der schönen Bergstadt zu fahren. Die letztere habe ich schon in meinen oben citirten „Reisestudien“ beschrieben. Hier will ich nur von den Walachen reden, welche wir in Kronstadt und im Burzenland (dem alten „Comitatus Brassow“, welcher erst im Jahre 1422 dem „Sachsenlande“ einverleibt wurde) jetzt in großer Anzahl finden. Man kann ihre Geschichte bis zur ersten Einwanderung verfolgen.

Das mächtigste Bauwerk in dieser monumentalen und prachtvoll gelegenen Stadt ist die evangelische Stadtpfarrkirche, aus mächtigen Quadersteinen in gothischem Style errichtet, und schwarz gefärbt durch den großen Brand von 1669. Sie steht auf dem Markt mitten in dem Völkergewühle der vier Nationen, der Deutschen, welchen ursprünglich die Stadt ausschließlich gehörte, und der Ungarn, Szekler und Walachen, welche später zugezogen sind. Ich kann mich nicht enthalten, aus einem in siebenbürgisch-sächsischer Mundart (jedoch in der Hermannstadter Klangfärbung) verfaßten Gedichte auf Kronstadt diejenigen Verse, welche sich auf diesen Markt und diese Kirche beziehen, wegen ihrer höchst charakteristischen nationalen und religiösen Haltung hierher zu setzen, indem ich eine hochdeutsche Uebersetzung beifüge:

Kist T' af de Muort gegangen,	Zum Hauptplatz hingedrungen,
Hürst te ebrouse' glat	Siehst du und hörst dich satt
En Tschorremorr vun Zangen	Am Murmeln vieler Zungen
Aen döser Vielkerstadt.	In dieser Völkerstadt.

Ous allen Hoiserzölen
Säh' reeklig Fenster za,
Und alt e lookig Engel
Kuckt uowen af't Gedrengel
Seing Uuge' bloo verwölen
Af allem Vulk mät Rah.

Hüh ůwer de Geboaen,
— En Kluck keen Hönkle' klien —
Hèwt sich empür zem Froaen
En Kirch ous Felse'stien.
Aen ärre' Risenhallen
En Wangder Orgel stiht, —
Hür! wä vum Baß erschöddert
Uch nooch de Grangd Mou'r zöddert,
Bäs soanst de Tön erschallen
En evangelesch Lied.

O Krünen, Stadt der Ihren,
Dötsch-evangelisch Stadt,
Dä iemol, ouserküren,
En Weiß, Honterus hat:
Oov Reecht uch Troa gebroochen,
Hoalt doch, wä Biede', Stoand
Und bleiw nooch vil Johrhangdert,
Geihrt, geoocht, bewangdert,
Döf äm Gebörj verstoochen
En Krün vum Vuoterloand.

Es sehn der Häuserzeilen
Niedliche Fenster zu,
Manch Lockenköpfchen blicket
Auf das Gewühl und nicket,
Die Aeuglein blau verweilen
Auf allem Volk mit Ruh.

Hoch über den Gebäuen
— Henne zu Hühnchen klein —
Hebt sich empor zum Freien
Ein Dom aus Felsenstein.
In seinen Riesenhallen
'Ne Wunderorgel steht', —
Horch! wie vom Baß erschüttert,
Auch noch die Grundmau'r zittert,
Bis sanfte Töne schallen
Ein evangelisch Lied.

Die Stadt der deutschen Sitte
Der Lehre rein und wahr,
Kronstadt, in deren Mitte
Ein Weiß, Honterus*) war:
Ob Recht und Treue schwinden,
So halte du doch Stand
Und bleib noch manch Jahrhundert,
Geehrt, geliebt, bewundert,
Versteckt in Berges Gründen
Die Kron' vom Vaterland.

Diese Kirche ist in der Zeit von 1383 bis 1424 erbaut worden, und zwar durch bulgarische und walachische Hände.

Es fehlte an Arbeitskräften, und die Väter der Stadt, die damals so sehr darauf bedacht waren, das deutsche Element rein und unvermischt zu erhalten, beschlossen, diesmal, in Anbetracht des frommen Zweckes, eine Ausnahme zu machen und Bauarbeiter von der unteren Donau kom-

*) Die berühmten Reformatoren des Siebenbürger Sachsenlandes.

men zu lassen. Man nannte die Leute, die von da unten heraufgezogen kamen, „Bulgaren“. In Wirklichkeit waren es Walachen; und heute repudiiren sie auch diesen Namen und nennen sich „Rumänen“. Man wies ihnen oberhalb der Stadt ein Terrain an, wo sie sich hübsche Obstgärten und bescheidene Häuschen anlegten und eine kleine hölzerne Kirche erbauten. Diese obere Vorstadt wird heute noch Schkée oder auf Deutsch Balscheroi, auf Magyarisch Bolgarszek, d. h. Bulgaren-Winkel, genannt, während die deutsche Vorstadt die Altstadt heißt und die ungarisch-szeklerische Bolonya, d. i. Blumenau.

Man war mit den walachischen Bauarbeitern übereingekommen, wenn die Kirche fertig sei, sollten sie das Land räumen und sollten ihre Häuschen und ihr Kirchlein wieder abgerissen werden.

Allein die bescheidenen und bedürfnißlosen Menschen hatten sich nützlich, ja unentbehrlich zu machen gewußt durch allerlei Dienstverrichtungen, zu welchen der Deutsche nicht zu brauchen war. Nächst dem Zigeuner waren sie die subsidiären Geschöpfe. Von Haus nichts als elende Handlanger, arm und unwissend und, was damals sonst Niemand war, unkundig des Waffenwerks, kultivirten sie zunächst weiter den Obst- und Gemüse-Bau und die Viehzucht auf den Triften und Almen. Noch heute haben sie allein in Kronstadt den Apfelmarkt inne; und der scharfgewürzte und fette Schafkäse, den hier Jedermann ißt, ist das Werk der Walachen. Die deutschen Patrizier nahmen sie für ihre draußen in der Ebene gelegenen Obst-, Gemüse- und Bienen-Gärten in Dienste, indem sie ihnen als Lohn ein Drittel der Ernte zuwiesen. In den Hochebenen und auf den Alpenwiesen verdangen sie sich als Hirten, in den ausgedehnten Woll-Webereien, -Bleichereien, -Färbereien und -Spinnereien als Arbeiter. Außerdem waren sie Tage-

löhner, Handlanger, Eckensteher, Dienstmänner, Lastträger, Packknechte in den Magazinen der Kaufleute. Später warfen sie sich auf den Schmuggel und den Hausirhandel, und endlich sind sie auch Kaufleute geworden, vorzugsweise in der Droguen-Branche.

Früher wurden sie von den Deutschen ein wenig grausam behandelt. Man hatte sie, nicht ganz mit Unrecht, im Verdacht, schlimme Pferde- und Schafdiebe zu sein. Wenn Abends die Feierglocke läutete, dann mußten sie Alle, Männer und Weiber, sie mochten sein wo sie wollten, in ihre Bulgaren-Ecke zurück, und sie durften dieselbe nicht eher verlassen, als bis früh Morgens mit der Glocke das Zeichen gegeben war. Was man ihnen weiter noch zum Vorwurf machte, das war ihre außerordentliche Fruchtbarkeit, während die sächsischen (deutschen) Bauern dem Ein- und Zwei-Kinder-System huldigten. Die letzteren haben jedoch in neuerer Zeit dies System aufgegeben, und auf dieser vernünftigen Basis scheint sich der Friede zwischen den Nationen zu befestigen.

Die erwähnten Beschränkungen haben längst aufgehört. Rumänische Kaufleute wohnen in den schönsten Patricier-Häusern der innern Stadt. Sie tragen westeuropäische Kleidung, und ihre Damen zeichnen sich sogar vor den übrigen durch die Sorgfalt und Eleganz ihrer Toilette aus, oder, wie ein Grobian sagte, „durch ihre Koketterie und übertriebene Putzsucht.“ Die Walachen haben, außer vielen kleinen, eine schöne große Kirche in der Stadt, am Roßmarkt, und die Griechen, welche ihnen dieselbe abstreiten wollten, haben den Prozeß verloren. Außer guten Volksschulen haben sie auch ein rumänisches Gymnasium. Der Fürst Carol von Rumänien gibt demselben eine ansehnliche Subvention; allein die magyarische Regierung in Pest hat neuerdings verboten, dieselbe zu nehmen.

Um es kurz zu sagen, unter allen Rumänen, welche ich kennen gelernt habe, sind die in Kronstadt die fleißigsten, tüchtigsten und kultivirtesten.

* * *

Zum Schluß möchte ich noch etwas über die walachischen Märchen sagen. Allein bei näherer Ueberlegung halte ich es für zweckmäßiger, aus der sehr empfehlenswerthen, aber in Deutschland wenig bekannten Sammlung der Gebrüder Schott ein solches mitzutheilen. Es soll das letzte Kapitel dieses Bandes ausmachen.

Der Held der Geschichte ist ein heruntergekommener Gott. Wie in Deutschland der edele Siegfried zum Lalenbürger und Däumling und der große Wuotan zum wilden Jäger heruntergesunken, so ist Held Bakâla ein depossedirter Sonnengott, ein walachisch verwilderter und verwahrloster, durch eine grausame Laune zu einem Eulenspiegel degradirter Apollo. Er, Bakâla, macht es mit dem Popen ähnlich, wie Apollo mit Marsyas, der sich ebenfalls eines Wettkampfes vermessen. Ich begnüge mich damit, dem geehrten Leser dieses Endchen eines Ariadne-Fadens in die Hand zu geben. Er selbst wird das Weitere finden.

Uebrigens stammt das Märchen nicht aus dem Burzenlande, sondern aus dem Temeschvarer Banate.

X.

Ein walachisches Märchen.

Ein Mann hatte drei Söhne und eine Kuh. Ob die beiden älteren Brüder mit Namen versehen waren, sagt die

Geschichte nicht, der jüngste aber hieß Bakâla, d. h. „Sünder“. Als der Vater starb, sollten die Söhne die Hinterlassenschaft theilen; da dieselbe nur aus der Kuh bestand, wußten sie nicht wie das anzustellen sei. Endlich wurde nach langem Hin- und Herrathen der Vorschlag gemacht, jeder von ihnen solle einen Stall bauen, dann die Kuh frei in die Mitte gestellt, und dem zu eigen werden, in dessen Stall sie gehen würde. Gesagt, gethan. Die beiden älteren Brüder bauten sich hübsche Ställe mit steinernen Wänden; Bakâla, dem dieses zu mühsam war, flocht sich nur Wände von frischem Reisich. Als alles fertig war, wurde die Kuh zur freien Wahl in die Mitte gestellt. Das Thier beleckte und beroch die Wände der steinernen Ställe, wandte sich aber endlich zum dritten, fraß dort mit Begierde das Laub von dem Reisich, und erkor sich den Stall Bakâla's. Dieser hatte somit gewonnen, die Kuh war sein, und die Brüder konnten nichts darüber sagen.

Bakâla war von Jugend auf ein unruhiger Kopf, der mehr auf das Herumschweifen, als auf häusliches Leben hielt. Darum nahm er sich vor, seine Kuh zu verkaufen. Mit seinen Brüdern wollte er aber nicht handeln, weil er dachte, mit Fremden könne man das besser; das heißt man könne von ihnen mit gutem Gewissen mehr fordern. Er nahm also seine Kuh und ging mit ihr fort. In einem Wald gedachte er auszuruhen, weil ein heftiger Sturm im Anzug war. Nachdem er die Kuh an einen Baum gebunden hatte, lagerte er sich unter einer alten Tanne. Als er eine Weile gesessen, fuhr er plötzlich schnell auf und sagte: „Ja!“ Er hatte nämlich gemeint, die Tanne frage ihn: „ob die Kuh feil sei.“ Die Tanne hatte jedoch nur geknarrt, weil der Wind ihren Gipfel hin und her beugte. Die Tanne knarrte jetzt wieder, und Bakâla hörte sie sagen: „wie theuer?“ Seine Antwart war: „zwanzig Gulden.“ Jetzt

knarrte die Tanne nochmals: „das ist zu viel!“ Bakâla blieb jedoch auf seinem Preis. Die Tanne handelte wieder und knarrte: „sechzehn Gulden.“ Nachdem sie beide noch eine Zeitlang hin und her geredet hatten, willigte Bakâla endlich ein, sagte aber: „Du mußt mich sogleich baar bezahlen.“ Hierauf erwiderte die Tanne: „Heute kann ich nicht, aber morgen ganz gewiß.“ Der Verkäufer war damit zufrieden, band die Kuh an die Tanne und ging heim. Als er nach Hause kam, fragten ihn seine Brüder, ob er seine Kuh verkauft habe, und wie theuer? Hierauf antwortete er ganz kurz und trocken: „ja, um sechzehn Gulden.“ Als die Brüder wieder fragten: „an wen?“ und er ihnen ebenso trocken sagte: „an einen Baum,“ riefen jene verwundert: „entweder lügst du, oder bist du verrückt.“ Auf dieses gab Bakâla keine Antwort, sondern lachte nur ganz verschmitzt.

Am andern Tag machte er sich auf den Weg, und ging in den Wald zu der Tanne, der er seine Kuh verkauft hatte. Er erkannte sie an dem abgerissenen Strick, den die Kuh hier zurückgelassen hatte, als sie aufbrach, um im Wald ihr Futter zu suchen. „Nun bin ich gekommen,“ sagte er zu der Tanne, „und will mein Geld abholen, gieb mir's jetzt!“ Die Tanne aber antwortete nicht, denn es ging kein Wind mehr, der ihren Gipfel hin und her bog; drum konnte sie auch nicht mehr reden. Bakâla schrie sie noch ein paar Mal an; als sie aber durchaus keine Antwort mehr gab, ward er bös und schalt sie: „weißt du, daß du betrogen und gestohlen hast, und daß man Diebe bestrafen muß?“ Mit diesen Worten nahm er seine Axt und hieb die Tanne an der Wurzel um. Als sie rasselnd zu Boden stürzte und ihre Wurzeln tief aus der Erde klafften, sah er einen großen Kessel mit Geld drunter liegen! Hiervon nahm er sich seine sechzehn Gulden und ging da-

mit nach Hause. Als seine Brüder das Geld bei ihm sahen, verwunderten sie sich sehr, sagten aber weiter nichts darüber.

Als Bakâla in der nächsten Nacht schlief, sprach ein Bruder zum andern: „Höre! mir sind die Reden des Bruders doch sonderbar. Er ist nicht betrunken und auch kein Narr, ich möchte doch wissen, woher er das Geld hat." Drauf meinte der andere, daß es ihm auch verdächtig sei, sie wollen ihn gradezu fragen. Am andern Tage sprachen sie zu Bakâla: „Lieber Bruder, es ist doch wunderbar, daß du deine Kuh an einen Baum verkauft hast, aber noch viel mehr wundert uns, daß dich der Baum bezahlt hat. Sag' uns doch die Wahrheit, und was das für ein sonderbarer Baum ist." Hierauf sprach Bakâla: „Meine lieben Brüder, das will ich gern sagen, ich habe kein Geheimniß vor euch." Somit erzählte er ihnen Alles, was ihm mit dem Baume begegnet war und wie er sich von ihm bezahlt gemacht hatte. Auch verschwieg er nicht, daß der Baum noch sehr viel Geld habe. Ueber diese Erzählung freuten sich die Brüder heimlich und sprachen: „Wie ist unser Bruder doch so dumm, daß er uns dieses so offen erzählt, da er doch den Schatz für sich allein hätte haben können!" Sie gingen ihn nun darum an, mit ihnen zu kommen, daß sie zu drei den Schatz holen und unter sich vertheilen könnten. Bakâla ging mit ihnen und zeigte ihnen den Schatz, den sie vollständig mit heim nahmen. Um ihn gleich zu vertheilen, sandten die Brüder Bakâla als den jüngsten zum Popen, und baten um ein Fruchtmaß, worin sie das Geld messen wollten. Der Pope, ein mürrischer alter Mann, fragte Bakâla: „Was willst du mit meinem Fruchtmaß?" „Ich will mein Geld messen," war die Antwort. Da gab der Pope Bakâla das Fruchtmaß, und schlich sich, als er damit fortging, nach, um heimlich am Fenster zu lauschen, was denn Bakâla für Geld zu messen habe. Während nun

die drei Brüder über dem Geldmessen waren, bemerkte einer den Popen am Fenster und sagte zu Bakâla: „Geh' hinaus und schlag' den Popen todt, daß er nicht wieder am Fenster lauscht." Eilends ging Bakâla zur Thür hinaus, und schlug den Popen, daß er niederstürzte und sogleich starb; dann warf er ihn in einen Teich, der vor dem Hause war, ging ruhig wieder in's Zimmer zurück, und sagte lachend: „der schaut nicht mehr herein!"

Die Brüder ahnten hierbei weiter nichts Schlimmes, sondern dachten nur, er werde den Popen mit ein paar Schlägen vertrieben haben. Endlich sah einer den aufrecht stehenden Bart des erschlagenen Popen im Wasser und rief: „Was schwimmt doch wohl dort im Wasser?" Bakâla wandte sich um und sagte schmunzelnd: „Es ist ein Bock, der sich badet." Da liefen die Brüder hin, denn es kam ihnen doch nicht vor, als ob es ein badender Bock wäre, und erkannten zu ihrem Entsetzen die Leiche des Popen, der sie soeben noch beim Geldmessen belauscht hatte. Voll Angst liefen sie wieder heim und fuhren den Bakâla an, was er gemacht habe? „Kein Bock," sagten sie, „schwimmt im Wasser herum, sondern die Leiche des Popen, den du erschlagen hast." „Hm!" lächelte Bakâla; „wenn's kein Bock ist, so ist's halt der Pope; ich schlug ihn todt, weil ihr es befahlet."

Da jammerten die Brüder und fürchteten sich, er aber sagte: „Nun den Popen können wir nicht wieder lebendig machen, wir müssen also davongehen, daß man uns nicht erwischt, es könnte sonst für uns alle schlecht ausfallen."

Die drei rafften also in der Geschwindigkeit so viel Geld zusammen, als ihre Taschen fassen konnten, und flohen. Bakâla nahm aber kein Geld, sondern nur eine steinerne Handmühle mit, um Kukurutz zu Malai, Paluckes und Mamaliga darauf zu mahlen. Sie gingen den ganzen Tag

über, und kamen endlich Abends auf der Haide unter einen großen Eichbaum. Hier wollten sie bleiben; weil sie sich aber fürchteten, schlug ihnen Bakâla vor, sich im Wipfel der Eiche zu verstecken und droben zu übernachten. Der Rath war gut, und bald saßen sie alle bequem auf den Aesten der Eiche, ohne daß man sie von unten sehen konnte. Es dauerte nicht lang, so nahte sich ein großer Zug Bauern mit Vieh und Wagen, der ebenfalls unter dieser Eiche Halt machte. Die Bauern spannten aus und ließen ihr Vieh frei umher weiden, die Wagen aber führten sie unter der Eiche zusammen, damit ihre Fracht, im Fall es regnete, geschützt wäre. Nachdem sie eingeschlafen waren, wurde dem Bakâla seine steinerne Handmühle zu schwer, und er erklärte den Brüdern, daß er sie fallen lassen müsse. Sie redeten ihm zu, er solle sich nur noch bis zum Morgen gedulden, bis die Bauern unten fort seien, sonst würden sie alle drei verrathen. Aber Bakâla, dem nach einigen Augenblicken das Warten doch wieder zu lang ward, achtete auf keine Vorstellungen mehr, sondern ließ die steinerne Handmühle hinabfallen. Glücklicherweise traf sie keinen von den Schläfern unten, machte aber, bis sie, von oben durch alle Aeste und Zweige hinabrasselnd, auf den Boden gestürzt war, einen solchen Lärm, daß alle unten schnell erwachten, und, von einem panischen Schrecken ergriffen, ohne sich mehr umzusehen, nach allen Seiten hinausflohen, indem sie Vieh und Wagen im Stiche ließen.

„Jetzt," dachten die Gäste in der Eiche oben, „ist es Zeit, daß wir gehen, ehe die Bauern zurückkommen." Sie stiegen also eilends herab, und da sie dieses Abenteuer nicht so ganz umsonst wollten bestanden haben, durchsuchten sie die Wagen und nahmen mit so viel sie tragen konnten. Bakâla packte, ohne lange zu suchen, einen Sack mit Weihrauch auf; der schien ihm nicht zu schwer und nicht zu

leicht. Als die drei Brüder noch immer mit dem Abpacken der Wagen beschäftigt waren, hörten sie wie sich die entflohenen Bauern aus der Ferne leise herbeischlichen, um zu untersuchen, vor was sie eigentlich so jählings geflohen seien. Jetzt galt es zu laufen. Der eine lief auf diese, der andere auf jene Seite davon: von den beiden ältern Brüdern hat man späterhin nicht mehr erfahren, ob sie erwischt wurden oder entflohen; von Bakâla ist es sicher, daß er mit seinem Sacke Weihrauch entkam.

Als Bakâla sich auf seiner Flucht endlich in Sicherheit glaubte, gedachte er Gott und sich etwas Wohlgefälliges zu thun; er öffnete darum seinen Sack, schüttete allen Weihrauch auf einen Haufen und zündete ihn an. „Was ist das Bißchen Weihrauch in der Kirche gegen dieses Opfer?“ sprach er zu sich selber und lachte; er starrte dem Rauche, der sich gerade zum Himmel empor zog, nach, soweit er ihn verfolgen konnte, da sah er, wie sich der Himmel öffnete und sein Opfer aufnahm. Da oben saß Gott mit blassem, eingefallenem Antlitz auf seinem Thron, der winkte ein paar Engeln, sie sollen Bakâla rufen. Bakâla ward also in den Himmel versetzt. Da richtete Gott sich auf und sprach: „Bakâla, dein Opfer war mir ein lieblicher Geruch, der mich von meiner Krankheit hat gesunden lassen; ich will, daß du dir ein Geschenk von mir erbittest.“ Bakâla fürchtete sich anfangs; wie er aber sah, daß er mit Gott allein war, und zwar in einer Stube, wie sie die walachischen Bauern haben, faßte er Muth und sprach: „weil es denn meines Gottes Wille ist, so wähle ich hier diesen Dudelsack.“ Mit diesen Worten wies er auf einen Dudelsack in der Ecke, der von den Hühnern, die hier zu hausen schienen, auf eine sehr unmanierliche Weise zugerichtet war. Gott mußte lachen und sprach: „Aber Bakâla wie kannst du dir einen Dudelsack wählen, da ich doch viel schönere und größere

Dinge zu geben hätte?“ „Es war von Jugend auf mein sehnlichster Wunsch, einen Dudelsack zu haben,“ erwiderte Bakâla drauf, „darum o lieber Gott, gieb mir diesen Dudelsack!“ Als Gott sah, daß er durchaus von seinem bescheidenen Wunsche nicht abzubringen war, gab er ihm den Dudelsack und entließ ihn aus dem Himmel; Bakâla aber kehrte, bis in's Innerste vergnügt, mit seinem Geschenk auf die Erde zurück.

Nach langen Umherstreifen wandte sich Bakâla wieder einem Dorfe zu und ging in das Haus des Popen. Als dieser ihn fragte, was er wolle, sagte er: „Ich bin ein Schäfer und suche einen Dienst.“ Der Pope sagte hierauf: „Ich brauche einen Schäfer, aber wie viel willst du Lohn haben?“ „Ich sehe mehr auf gute Behandlung,“ erwiderte Bakâla, „als auf großen Lohn; ich bin darum zufrieden, wenn ich gekleidet bin und zu essen habe.“ „Gut,“ sprach der Pope wieder, „du sollst bei mir in Dienst treten.“ „Das will ich!“ rief Bakâla, „nur müssen wir zuvor einen Vertrag machen.“ „Gern,“ war die Antwort des Popen, der sich heimlich freute, daß er einen so wohlfeilen Schäfer bekommen hatte, „gern; was für Bedingungen machst du noch?“ „Nehmt mir's nicht übel, verehrter Vater“, hub Bakâla wieder an, „meine Sündenlast ruht gar schwer auf mir, und Ihr sollt mir helfen, daß ich sie abbüße. Ich leide an einem schrecklichen Jähzorn, der mich schon zu vielen Unthaten verleitet hat. Ein alter Geistlicher, zu dem ich einmal in meiner Noth ging, gab mir nun auf, daß, wenn ich mich wieder einmal in einen solchen Zorn bringen lasse, mir der, welcher mich ärgerte, einen Riemen aus meinem Rücken schneiden solle, dann würde ich gewiß besser werden. Ihr, geistlicher Herr, sollt mir nun schriftlich und vor Zeugen versprechen, daß Ihr dies thun wollt.“ „Mit Freuden! mit Freuden!“ rief der Pope auf Bakâla's Rede

hastig, und gedachte in seinem schlimmen Sinne: „Den Dummkopf will ich gewiß dran kriegen." „Aber," fuhr Bakâla jetzt wieder fort, „Ihr müßt dieselbe Bedingung ebenfalls eingehen, damit Ihr keinen Mißbrauch mit einem einseitigen Recht treibt und es ein vollkommener und gerechter zweiseitiger Vertrag ist, den wir schließen." Hierüber erschrak der Pope und wollte lange nicht daran; als aber Bakâla erklärte, daß er durchaus unter keiner andern Bedingung diene, sagte der Pope zu: der Vertrag wurde schriftlich aufgesetzt und vor Zeugen unterschrieben. Beide, der Pope und Bakâla, bekamen jeder eine Ausfertigung, welche sie zu sich steckten. Dem Popen war es dabei nicht bange; denn er wußte, daß er die Geißel seiner Nachbarn war, und sollte es ihm nicht gelingen, dachte er bei sich, den Bakâla zu ärgern, so würde gewiß seine Frau, die wo möglich noch schlimmer war, es nicht fehlen lassen, und dann hätte er gewonnen Spiel.

Nachdem Bakâla gegessen hatte, nahm er seinen Dudelsack und ging, die Schafe zu hüten. Auf der Weide fing er an, sein Instrument zu spielen, aber kaum waren einige Töne erklungen, so begann ein Schaf um das andere zu tanzen. Hieran hatte Bakâla eine große Freude und wurde in seinem Spiel immer eifriger, denn er dachte: „Jetzt kann ich den Dudelsack noch nicht recht spielen, aber es muß eine Freude sein, wenn ich einmal Meister darauf bin; dann werden meine Schafe alle Tanzmeister werden." Abends trieb er endlich die Heerde heim. Der Pope stand schon unter dem Thor und erwartete sie. Als er sah, daß seine Schafe alle ganz abgemattet und mit leerem Magen heimkamen, fragte er: „Was ist denn mit den Schafen, daß sie so matt sind?" Bakâla entgegnete darauf: „Herr, sie wollten alle draußen nicht fressen, es ward ihnen zu warm." Der Pope verstand die Rede nicht; wie er aber

sah, daß die Schafe im Stall einen gesunden Hunger zeigten, beruhigte er sich und sagte nichts weiter darüber.

Mehrere Tage hinter einander kamen die Schafe des Popen immer ebenso erhitzt und ausgehungert nach Hause. Da wurde es dem geistlichen Herrn zu viel; er schlich sich den andern Morgen, als Bakâla wieder austrieb, nach, und lauschte in einer Hecke von Schlehdorn und wilden Rosen, was sein Schäfer, dem er nicht recht traute, anstelle. Obgleich Bakâla seinen Herrn in der Nähe sah, ließ er sich's doch nicht merken, sondern fing gelassen an, seinen Dudelsack zu spielen. Da sah der Pope, wie seine Schafe alle anhoben zu tanzen, und es dauerte nicht lange, so mußte er ebenfalls tanzen. Als Bakâla bemerkte, daß die Töne seines Dudelsacks auf Menschen dieselbe Wirkung hatten, wie auf die Schafe, freute er sich dessen sehr und blies immer stärker darauf los. Er ging näher zu seinem Herrn, stellte sich ihm lachend unter das Gesicht und hatte seine herzliche Freude daran, wie sich der geistliche Herr Gesicht, Bart und Kleider in der Dornhecke zu Fetzen tanzte. Dieser brach in Scheltworte aus; da ermahnte ihn aber Bakâla, hübsch fromm zu bleiben, sonst müsse er ihm den Vertrag zeigen. Der Pope sah nun wohl, daß von Zornigwerden keine Rede sein dürfe, und bat Bakâla auf's dringendste, mit seinem Spiel aufzuhören. Dies geschah jedoch erst, als Bakâla vom Blasen selbst müde war.

Der Pope ging jetzt heim, richtete seine Kleider wieder zurecht, und erzählte seiner Frau, der neue Schäfer könne den Dudelsack so schön blasen, daß selbst die Schafe nicht mehr fressen mögen, nur um die schöne Musik zu hören, ja er selbst habe sich des Tanzens nicht enthalten können. Die Frau glaubte das alles nicht, und schalt ihren Mann, daß er ihr solche Dummheiten weis machen wolle. Als Bakâla Abends mit den Schafen wie gewöhnlich heimkam

und nun mit seinen Geschäften im Stalle fertig war, rief ihn der Pope in die Stube und sagte zu ihm: „Höre Bakâla, du sollst hier einmal deinen Dudelsack blasen: meine Frau will nicht glauben, wie du ihn so vortrefflich spielen kannst.“ Bakâla weigerte sich anfangs, als aber sein Herr durchaus nicht nachgab, und sich zwei große Steine an die Füße band, um nicht wieder tanzen zu müssen, holte er sein Instrument und spielte auf, während die Frau Popin auf dem obern Boden war. Sie hörte kaum die Musik, so fing sie an auf's lebhafteste zu tanzen, und konnte, gleichwie die Schafe auf der Weide und ihr Mann in der Dornhecke, nicht mehr aufhören. Bakâla vermochte vor Lachen kaum fortzublasen, als er so recht das Stampfen der Popin, die etwas starken Umfanges war, vom Boden herab hörte. Er wurde immer beherzter und machte sein Spiel immer künstlicher, je toller die Sprünge seiner Herrin wurden; er blies immer heftiger und stärker, bis die Popin am Ende durch das Bodenloch herunter stürzte und unten auf dem Estrich todt liegen blieb.

Die Popin war todt, ihr Mann durfte sich aber wegen des Vertrags mit Bakâla nicht ärgern, und vielleicht war es ihm auch nicht so besonders leid. Um übrigens der Sitte zu folgen, veranstaltete er eine anständige Pomana (Todtenfest), und stellte Klagweiber an, die um sein verstorbenes Weib jammern mußten: kurz, er unterließ nichts, um seine ansehnliche Verwandtschaft zufrieden zu stellen. Zum Leichenmahl setzte er drei Töpfe mit Fleisch zum Feuer, die er seinen Gästen vorstellen wollte. Nun sollte er aber zur Kirche gehen, um den Gottesdienst zu halten. Er rief darum seinen Knecht und sprach zu ihm: „Höre, lieber Bakâla, ich gehe jetzt in die Kirche, um den Gottesdienst abzuhalten, setze du indessen das Fleisch an's Feuer und gieb die drei Schwänze von Chimpru, Sellerie und

Marcariu hinein. Wenn du dieses gemacht hast, so nimm mein Kind in der Wiege, und reinige es, bis ich zurückkomme."

Bakâla versprach Alles pünktlich zu besorgen, und sein Herr ging beruhigt zur Kirche. Sofort machte sich Bakâla in den Hof und fing die drei Hunde seines Herrn, die hießen Chimpru, Sellerie und Marariu, nahm ein Beil, hieb ihnen die Schwänze ab und legte sie mit Haut und Haar zu dem Fleische, wie es sein Herr befohlen hatte*). Als er sah, daß sie mit dem Fleisch ruhig fortkochten, ging er in die Stube, holte das jüngste Kind des Popen aus der Wiege, schnitt ihm die Kehle durch, schlitzte ihm den Bauch auf und nahm seine Eingeweide, dann wusch er es rein aus, und hängte es an einem Pflock in die Sonne, damit es trockne.

So hing es, als der Pope heimkam und ihn fragte, ob gethan wie er gesagt habe. Bakâla bejahte die Frage, und zeigte seinem Herrn, was er zu dem Fleisch gesteckt hätte. Der Pope war hierüber zornig, aber Bakâla deutete schmunzelnd auf seinen Rücken, da ward der Herr wieder ruhig und ließ schnell wieder anderes Fleisch zusetzen. Als der Pope weiter nach seinem Kind fragte, sagte Bakâla gelassen: „Dort hängt es an einem Pflock, ich hab' es ausgenommen und ganz rein gewaschen." Der Vater traute kaum seinen Augen, und kaum vermochten ihn seine Kniee noch zu tragen, als er die Leiche seines Kindes am Pflock hängen sah; dann rief er seinem älteren Sohn und sagte zu ihm: „O komm, mein Sohn, wir müssen dieses Haus verlassen; mag er es für sich behalten, der Bösewicht; wenn wir länger bei ihm sind, richtet er uns noch beide zu

*) Das walachische coda bedeutet Schwanz, aber auch Wurzel; die drei Kräuter, die der Pope meint, sind Gartensaturei, Sellerie und Majoran.

Grunde. Bakâla, der indessen vor die Thüre gegangen war, hörte diese Worte und sprach zu sich selbst: „Sein Rücken ist ihm doch lieb, daß er nicht böse wird; ich will ihn auf seiner Reise begleiten."

Der Pope hatte indessen einen Sack mit Büchern, das liebste von seinem Hausrath*), gerüstet, um ihn auf der Flucht mit sich zu nehmen. Als er aber hinausging, um noch einige Kleidungsstücke zu holen, schlich sich Bakâla in die Stube und schlüpfte in jenen Sack. Jetzt kam der Pope wieder, schnürte den Büchersack zu, und ging dann mit seinem Sohn unbemerkt zu einer Hinterthüre seines Hofes hinaus. Nachdem sie einige Zeit gewandert waren, kamen sie an ein Wasser, welches sie durchwaten sollten. Der Pope ging voran und der Sohn folgte ihm; da aber der Sack, welchen der Vater trug, sehr schwer war, ließ er ihn ziemlich tief herunter und ein wenig in's Wasser; da rief Bakâla ganz leise und sanft:

„Lieber Pope, halte höher,
Daß wir nicht in's Wasser kommen!"

Der Pope schaute sich um und fragte seinen Sohn, ob er gesprochen habe; als es aber dieser verneinte, watete er weiter. Bald war der Sack dem Wasser wieder so nahe wie zuvor, da rief Bakâla noch einmal:

„Lieber Pope, halte höher,
Daß wir nicht in's Wasser kommen!"

Jetzt schaute sich der Pope wieder um und fragte seinen Sohn, ob er wieder nichts gehört habe. Diesmal bejahte es der Knabe und wiederholte die Worte, die er vernommen hatte. Der Pope war hierüber sehr erstaunt und rief aus: „O was muß das für ein schönes Buch

*) In der Regel pflegen sonst die walachischen Popen ihre Bücher gerade am allerwenigsten zu lieben.

sein, das solche kluge Reden spricht! Gewiß ist es jenes mit dem gelben Einband."

Als jetzt Vater und Sohn am andern Ufer auf dem Trockenen angelangt waren, konnte jener den Sack nicht schnell genug öffnen, um nach dem gelben Buche zu langen. Aber, o Schrecken, wie er hineingreifen wollte, hüpfte Bakâla leichten und munteren Sinnes heraus und freute sich, daß er nun doch immer noch bei seinem guten geistlichen Herrn sei. Der Pope freute sich über das unvermuthete Wiedersehen gar nicht, doch fiel ihm noch zeitig genug ein, daß er sich nicht ärgern dürfe von wegen seines Rückens.

„Ich habe recht viel ausgestanden!" fing Bakâla an, als sich alle drei bei dem Wasser, durch welches sie gekommen waren, zur Ruhe legten. „Fast wäre ich in dem engen Sack unter den Büchern erstickt; besonders wurde mir bang, als es durch das Wasser ging. Ach ehrwürdiger Herr Pope, dies Alles litt ich nur aus Liebe zu Euch und um ewig bei Euch zu sein!" Der Pope machte hierüber ein sehr verdrießliches Gesicht, hielt aber seine Wuth zurück und wandte sich ab, als ob er nichts gehört hätte. Bakâla, der sich seiner Bosheit freute, legte sich vergnügt auf ein Ohr, deckte sich mit dem andern zu, und fing alsbald an tüchtig zu schnarchen, insgeheim aber (denn er stellte sich nur als ob er schliefe) dachte er bei sich: „Ich muß doch hören, was der Pope für eine Freude an seinem treuen Knechte hat."

Der Pope, in der Meinung Bakâla schlafe fest, sagte zu seinem Sohn: „Höre, mein Sohn, Bakâla muß sterben, sonst bringt er uns beide noch um." Der Knabe erschrak über dieser Rede und sprach: „Wie wollen wir aber diesen baumstarken Missethäter bemeistern?" „Das will ich dir sagen," erwiderte hierauf der Pope: „wir legen uns diese Nacht hart neben ihn, und geben ihm so gegen Morgen,

wenn er in den tiefsten Schlaf versunken ist, einen tüchtigen Stoß, daß er in das Wasser fällt, neben welchem er liegt; dort wird er seinen gerechten Lohn finden." „Gut, mein Vater," entgegnete hierauf der Knabe, „ich will dir behilflich sein."

Nun legten sich beide neben ihn, um zu schlafen, der Knabe neben Bakâla, und der Vater neben seinen Sohn; Bakâla aber war der nächste am Wasser. Als der Pope und sein Sohn schliefen, erhob sich Bakâla, der die ganze Unterredung mit angehört hatte, und legte sich zwischen beide.

Gegen Morgen, es war aber noch dunkel, stieß der Pope Bakâla an und sagte: „Hör', mein Sohn," denn er glaubte, der sei es, „höre, jetzt ist es Zeit, daß wir ihn belohnen, gib ihm einen Stoß!" Da stieß Bakâla den Knaben in's Wasser hinunter, daß er ertrank. Als der Pope das Geplätscher hörte, athmete er leicht auf und sagte vor sich hin: „Gott sei gelobt, ich bin frei!" er dachte dabei an den Vertrag wegen des Riemenschneidens. Als es endlich Tag ward, faßte den Popen ein kaltes Grausen, denn er sah den Bakâla neben sich liegen. „In's Teufels Namen," hob er zu fluchen an, „bist du mit dem Satan im Bunde? Wo ist mein Sohn?" „Hm!" grinste Bakala, „dem haben wir sein Theil gegeben, drunten liegt er im Wasser, er wird ein stiller Mann sein."

Als der Pope sah, was er in der Dunkelheit gethan, und daß er jetzt Alles verloren hatte, was sein war, brach er in eine fürchterliche Wuth aus und überhäufte Bakâla mit allen Schimpfreden, die ihm der Zorn eingab; er wollte ihm sogar an den Leib. Bakâla aber verlachte seine Wuth, denn er wußte recht gut, wie er ihn jetzt ganz in seiner Gewalt hatte, und sprach ruhig zu ihm: „Haltet inne, lieber Herr Pope, Ihr stießet mich ja selbst an, daß ich Euren

Sohn in's Wasser werfen solle, warum thatet Ihr dies und seid jetzt böse? Ich muß Euch in Gutem ermahnen, daß Ihr in sanfterem Tone zu mir sprecht, Euer Rücken müßte es sonst übel empfinden." Diese Reden konnten jedoch den Popen in seiner Wuth nicht besänftigen: Da zog Bakâla den Vertrag heraus und sprach: „Hier, Herr Pope, steht geschrieben, was Ihr mir schuldig seid. Ich könnte nach Fug und Recht mit Euch verfahren, wie ich wollte; ich könnte Euch ganz todtschlagen, weil Ihr mich so mörderisch angefallen habt. Ich will aber als ein ehrlicher Mann und als getreuer Knecht keine Gewaltthat verüben, sondern nur vollbringen, was geschrieben steht." Die ruhige Kälte Bakâla's brachte den Popen zu sich: denn er sah, wie er ganz in der Gewalt des starken Burschen war, und fing deshalb an zu unterhandeln. „Du sollst mir aber," sprach er zaghaft zögernd, „nur zwei Schnitte in den Rücken machen, weil es das erste Mal ist, daß ich zornig bin." „Von dem steht nichts geschrieben," antwortete Bakala, „und ich müßte fürchten, Sünde zu thun, wenn ich anders an Euch handelte, als geschrieben steht." Der geistliche Herr mußte sich endlich trotz aller Einwendungen auf den Boden legen und ward so von seinem Knecht geschunden, wie es der Vertrag besagte. Schmerz und Wuth machten den armen Mann besinnungslos, so daß er einige Stunden liegen blieb; Bakâla aber nahm seinen Büchersack, leerte ihn aus und ging damit fort, indem er spottend sagte: „Der Pope kann jetzt doch nichts auf dem Rücken tragen, so will ich ihm die Last abnehmen."

Als Bakâla den Popen so hilflos hatte liegen lassen, kam er auf seiner Wanderung in einen Eichenwald, wo er an den Bäumen viele Galläpfel fand. Diese gefielen ihm sehr gut, und er füllte seinen ganzen Sack damit an. Als er weiter ging, begegnete er einem Zug Hochzeitleute. Der

erste Wagen hielt an und bot ihm zu essen und zu trinken; als er genug hatte, fragten sie ihn, was er in seinem Sack habe? Er sagte: „Eier.“ „Eier?“ entgegneten jene darauf, „und woher hast du die?“ Bakâla's Antwort war wieder: „Von dem Berg da drüben, wo die vielen Eichen stehen, dort sind noch viel Tausende.“

Als die Hochzeitleute dies hörten, stiegen sie aus und gingen hinüber, um das Wunder zu sehen, denn sie gedachten, wenn sie richtig auf den Bäumen so viele Tausend Eier fänden, wie Bakâla behauptete, wollten sie selbst ihre Säcke damit anfüllen. Wie sie fort waren, schaute sich Bakâla um und sah, daß die Braut allein mit niedergeschlagenen Augen auf ihrem Wagen sitzen geblieben war. Er ging hin, redete sie an und sprach: „Warum bist du so traurig, schöne Braut, da doch heute dein Ehrentag ist?“ Die Braut gab hierauf keine Antwort, sondern seufzte nur. Bakâla seufzte mit. „Ach!“ sagte er wieder, „wie konntest du dich entschließen, einen solchen häßlichen Bräutigam zu nehmen, wie der ist, welchen ich hier sah?“ Die Theilnahme, die Bakâla für ihr unglückliches Geschick hatte, öffnete dem Mädchen den Mund, und sie bekannte, daß sie einen andern liebe, aber ihre Familie sie zu diesem gezwungen habe. „Und möchtest du von diesem erlöst sein?“ fragte Bakâla wieder. Die Antwort hierauf war ein langsames Ja. „Ja!“ wiederholte Bakâla freudig, „Ja! heißa, das ist eine Kleinigkeit und soll dich nichts kosten. Steig' ab vom Wagen und tritt hier bei Seite in dieses Gebüsch, dort legst du meine Kleider an und ich die deinigen. Dann gehst du mit meinem Sack Eier fort, und wenn sie dir zu schwer werden, wirf sie weg. Für mich sollst du nicht sorgen, ich will mir schon weiter helfen.“

Wie Bakâla rieth, geschah es. Das Mädchen entlief, so schnell es konnte, in Bakâla's Kleidern; der aber setzte

sich als Braut auf den Wagen. Nach langem Suchen kehrten die Hochzeitleute endlich zurück, indem sie über den Fremden, der sie belogen hatte, tüchtig loszogen und schalten. Der Hochzeitszug setzte sich wieder in Bewegung, Bakâla hatte aber nicht zu befürchten, daß er entdeckt würde, denn er nahm die Händedrücke des betrunkenen Brautführers, der neben ihm saß, zärtlich hin. Das Hochzeitmahl ging gleichfalls vorüber, ohne daß sich etwas Besonderes dabei zutrug. Einige von den Gästen meinten nur, die Braut, die zuvor so niedergeschlagen gewesen sei, führe bei dem Glas einen recht guten Zug.

Als endlich alle Gäste weggegangen waren, betraten die beiden Neuvermählten das Brautgemach. Da wendete sich die Braut zu ihrem trunkenen Bräutigam und bat ihn, er solle sie doch nur noch einmal auf fünf Minuten entlassen, sie habe ein Gelübde gethan, daß sie in diesem Augenblicke noch allein beten wolle. Der Bräutigam wollte dies lange nicht gestatten, sie aber bat so eindringlich, daß er ihr am Ende nachgab. „Damit du, lieber Mann," sprach sie zu ihm, „ganz außer Sorge um meinetwillen seiest, so binde mir einen Bindfaden um meinen Fuß, an dem du mich hereinziehst, wenn ich zu lange beten sollte." Der Mann nahm dies an und entließ seine Braut mit einem Kusse.

Kaum war Bakâla vor der Thüre, so stahl er ein paar Männerkleider, die dort hingen, machte seinen Fuß von der Schnur los und ging in den Hof. Dort sah er einen Bock liegen, dem zog er die Schleife des Bindfadens um den Bart, und entwischte, so schnell er konnte, über den Zaun.

Der Bräutigam drin hörte wohl das Bellen der Hunde, welches Bakâla galt; er dachte aber, sie beten die bellende Braut an, weil sie eine solche nicht gewohnt seien. Jetzt

fing er an zu zupfen; weil sich aber Widerstand bemerken ließ, der, je mehr der Bräutigam zog, um so stärker wurde, dachte er: „sie betet noch.“ Endlich hatte es ihm zu lange gedauert, da zog er ernstlich und rief auch die Braut; die aber sträubte sich auf eine höchst ungestüme Weise, und gab in der That Laute von sich, die nicht denen einer zaghaften Braut glichen. Als sie zuletzt ganz unbändig wurde, ging der Bräutigam selbst vor die Thür, und sah da zu seiner großen Betrübniß, daß er keine Braut, sondern einen bärtigen Bock hatte.

Nachdem Bakâla seinen Bräutigam so verlassen hatte, kam er, man weiß nicht wo und wie, zu einem Sack, den er mit Sägespänen füllte; er war nicht lange gewandert, so begegnete er einem Andern, der ebenfalls einen Sack trug. Beide begrüßten sich, und kamen nach kurzem Gespräch mit einander überein, ihre Säcke gegenseitig auszutauschen. So geschah es, und Jeder konnte sich nicht genug beeilen, seinen Sack zu öffnen. Da hatte Bakâla in dem seinen Kieselsteine, der Andere aber Sägespäne. Beide sahen sich einige Zeit verwundert an, und brachen dann in schallendes Gelächter aus. „Ich glaube,“ rief Bakâla, „wir haben uns beide betrogen.“ „Ich glaube auch!“ rief der Andere. Sofort umarmten sie sich und hatten große Freude an einander. Sie kamen auch überein, daß sie von nun an zusammen in der Welt herumziehen wollten. Dies führten sie aus, und, wenn sie nicht zwischenzeitig gestorben sind, ziehen sie noch heute.


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C047135211



